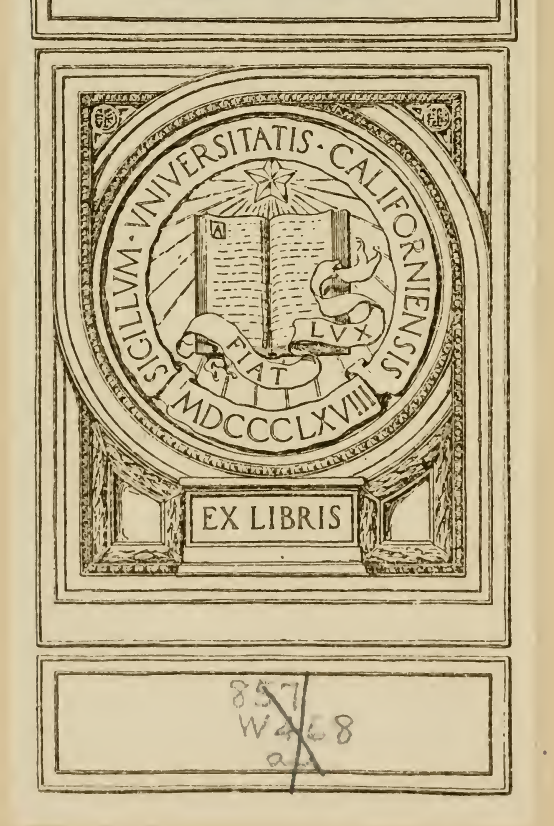
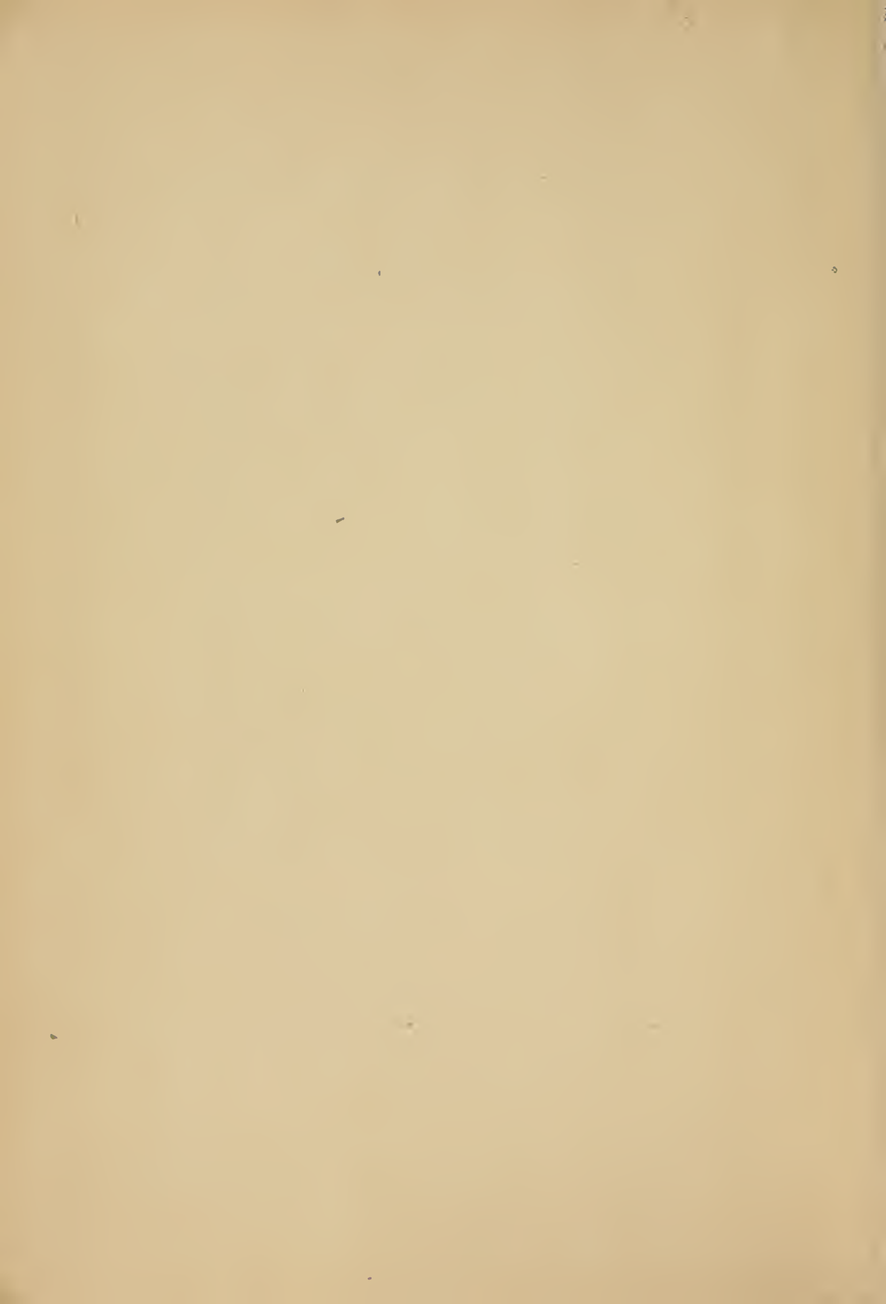
MEISTERWERKE DES MITTELALTERS

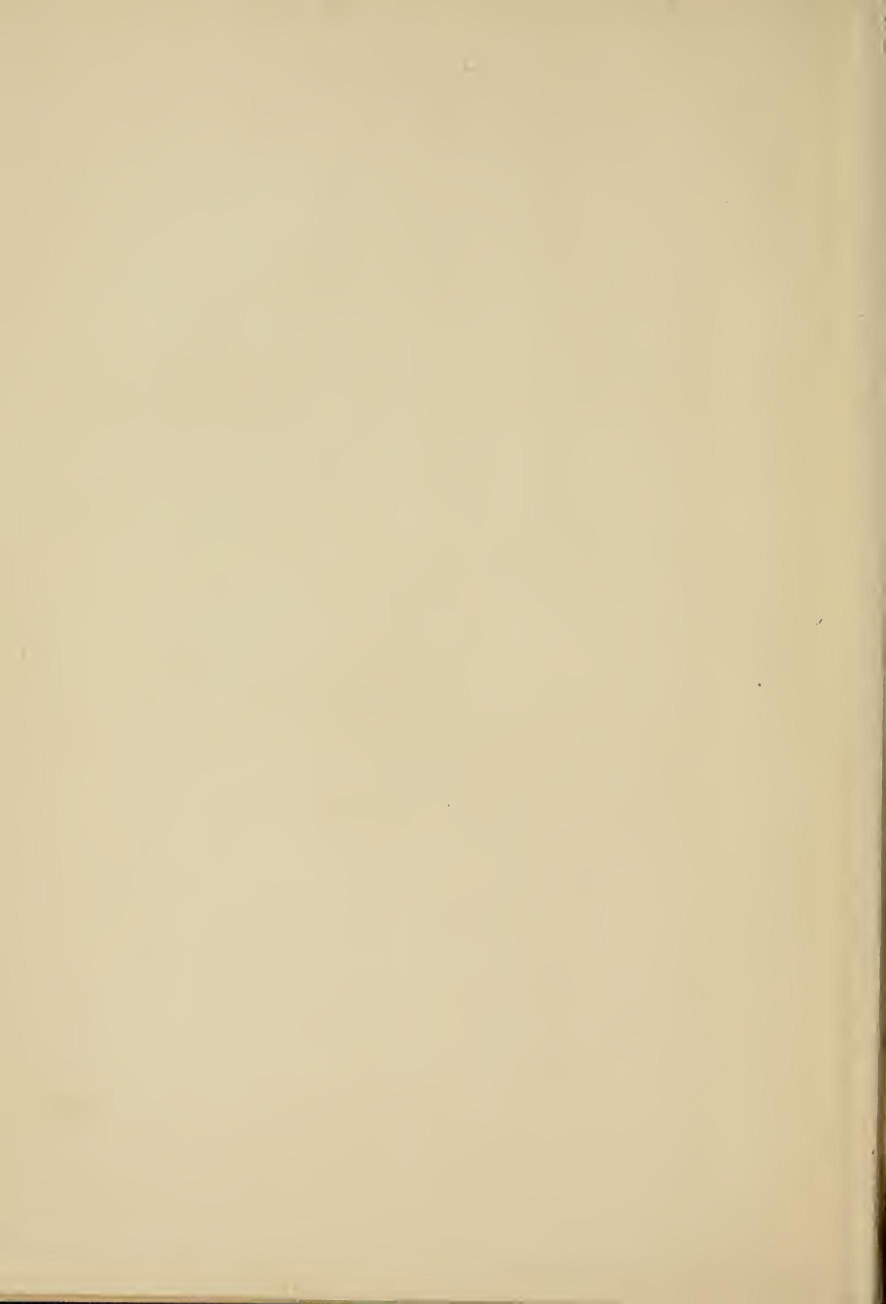
Carla Wenckebach.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Hudson







Heath's Modern Language Series

Ausgewählte
Meisterwerke des Mittelalters

Zusammengestellt und erläutert

von

Carla Wenckebach

Late Professor of the German Language and Literature, Wellesley College

BOSTON, U. S. A.
D. C. HEATH & CO., PUBLISHERS
1910

Fräulein Helene Lange

verehrungsvoll zugeeignet.



Inhalt.



PREFACE.

THIS book is designed for students in higher institutions of learning, as well as for lovers of German literature in general. It contains selections, translated into New High German, from "*Die Wölsungensage*," "*Das Waltharilied*," "*Das Nibelungenlied*," "*Das Gudrunlied*," "*Der arme Heinrich*," "*Parzival*," "*Titurel*," "*Tristan und Isolde*"; from the "*Minnegesang*" and from "*Freidank's Bescheidenheit*." Also from the prose works of Berthold von Regensburg, Geiler von Kaisersberg, Johannes Pauli, Martin Luther; from "*Das Narrenschiff*," "*Das glückhafte Schiff*," a drama by Hans Sachs, "*Das Volksbuch von Dr. Faust*" and "*Das Kirchenlied*." The selections are all complete in themselves. When passages of the originals have been omitted, their contents have been supplied by means of paraphrases. Such textual and expository notes have been added as are essential to the understanding and appreciation of the works. For any further aid in translation of the text students are referred to Heath's New German Dictionary. A detailed introduction has been given, treating of the intellectual and social life of the Middle Ages, which, it is hoped, will serve to interpret the spirit of the past to the reader.

In collecting materials for this book the following works have been consulted: The histories of German literature by Scherer, Roquette, König and Scherr, "*Aus deutschen Lesebüchern*" by Frick and Polack, and nearly all the works which are given under the title: "*Literatur*" at the end of each chapter.

The epics of the Middle Ages are so voluminous that it is possible only for a minority of students to read even one of them from beginning to end. We wish to afford opportunity for enjoyment of the treasures of the Middle Ages to those who are

able to give only a limited time to the study of the past; and have therefore selected passages marked by special beauty, or those in which the social, moral or religious sentiments of the time are reflected. These selections have not been given in the Middle High German of the originals, but in translations in Modern German, since a book in that language, i. e. Middle High German, would be available only to a few readers. But selections in the original language will be given in the "*Musterstücke*" of the author's "*Deutsche Literaturgeschichte*," Vol. II., to which we take the liberty of referring as occasion may require. It is hoped that the study of the selections offered in modern translation will induce many to read in the original at least "*Das Nibelungenlied*" and a few songs of Walther von der Vogelweide, and if possible "*Parzival*" also.

This book forms in itself a complete whole, but at the same time will readily adapt itself to any history of mediæval German literature as a companion volume, since it provides abundant material for allowing the poets to characterize themselves through their own creations.

The superiority of the German works of the Middle Ages renders an appreciative study of them an efficient aid to the student in the development of mental, æsthetic and ethical culture; and also enables him to gain an accurate insight into one of the most important epochs in the history of the development of mankind. These incomparable folksongs, these powerful epics, because of their simplicity, fidelity to nature, transcendant beauty and exalted tone, are adapted to kindling enthusiasm in the heart of youth as are no other works of the literature of the world. And this enthusiasm is the only legitimate guide to the true study of poetry. To awaken appreciation and love for these jewels of German poetic creation is the chief aim of this book.

CARLA WENCKEBACH.

WELLESLEY COLLEGE, WELLESLEY, MASS.
January, 1893.

Einleitung.

Das geistige und sociale Leben im klassischen Mittelalter. 1100—1300.

Bearbeitet nach Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger; 1889. — Karl Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter; 1882. — Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, I und II; 1886. — Moriz Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung, 3. Band; 1872.

1. **Die alte Reckenzeit** umfaßte jenes eiserne Zeitalter, da das Leben ein ununterbrochener Waffenkampf war und Mannestüchtigkeit, Leibesstärke und Todesmut die Existenzbedingung bildeten. Recke bedeutete ursprünglich ein bei seinem Lehnsherrn in Ungnade gefallener und daher verbannter Krieger. Da solcher sich nun bemühte durch Thaten großer Tapferkeit die Aufmerksamkeit eines fremden Herrn auf sich zu ziehen, um in dessen Heergefolge Aufnahme zu finden, so erhielt die Bezeichnung Recke später die Bedeutung tapferer Krieger, Held. Der Geist der alten Reckenzeit weht uns in seiner ganzen Urfrische aus der Wölsungensage, dem Walthariliede, den ältesten Minneliedern und den älteren Teilen des Nibelungenliedes entgegen. Wie ungebändigte Naturgewalten äußerten sich die Gefühle der heldenhaften Menschen jener wilden Zeiten. Im grimmen Schmerz schlug Kriemhilde die Hände zusammen, daß die Gläser auf dem Brette erklangen und die Gänse im Hofe aufschrieen. Von Gram überwältigt seufzte Siegfried so tief auf, daß seine Panzerringe entzwei sprangen. Lachend ließ der wilde Hagen sich das Herz aus der Brust schneiden und unter Schlangen sitzend spielte Gunther

todesmutig die Harfe. Die Ausübung der Blutrache in möglichst grausamer Weise galt Männern wie Frauen als heiligste Pflicht. Um diese Zeit vermochte keine Liebessehnsucht, kein schmachtendes Werben um Frauengunst die Heldenbrust zu erfüllen. Im zarteren Herzen des Weibes entsprang die sehnende Liebe. Ehrfurchtsvoll und demütig schaute es zu dem Recken empor, der vom stolzen Kraftgefühl berauscht, die Liebe fordern zu können glaubte. Das altgermanische Weib wollte nur dem tapferen, furchtlosen Helden die Hand reichen, einem Schwächling oder Feigling anzugehören war die ärgste Schmach. Wenige Worte genügten, um den Liebesbund zu schließen; ernst wie das Leben war auch die Liebe. Aber unverbrüchlich hielten die durch Ehe oder Freundschaft Verbundenen an den Gesetzen der Ehre, der Zucht und der Treue fest.

2. **Die Ritterzeit:** Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann eine großartige Blüte des gesamten geistigen sowie politisch-socialen Lebens der deutschen Nation. Die Gründe dieses mächtigen Aufschwunges lagen vornehmlich in den Kreuzzügen, der Entwicklung des Rittertumes und dem Glanz des hohenstaufischen Kaiserhauses. Frankreich, welches in allen zeitgemäßen Ideen und Unternehmungen bahnbrechend voranging, wurde zum Vorbild der deutschen Kultur. Die vornehme Welt lernte Französisch und Provençalisch, der Rittersänger trat hervor und drängte den Geistlichen, der bis dahin der vornehmste Vertreter und Schützer der Dichtkunst gewesen, in den Hintergrund. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg entwarfen ihre Kunstepen nach französisch keltischen Quellen, fahrende Volkssänger gaben im Nibelungenliede und im Gudrunliede den Gestalten der alten Reckenzeit eine ritterlich-christliche Färbung, der Minnegesang blühte mit dem erwachenden Gefühlsleben herrlich empor. Der Periode roher aber bewunderungswürdiger Naturkraft folgte das verfeinerte Zeitalter des Gemüts. Gefühl und Phantasie erschienen als treibende Mächte des Lebens. Zu dem tollkühnen Mut gesellte sich eine träumerische Sehnsucht, eine schwärmerische Inbrunst, die im Marienkultus und in der Frauenverehrung

Befriedigung suchte. Aus der Unterwerfung unter den Mann ward das Weib plötzlich zur Herrschaft erhoben. Statt des kampfbeflissenen Recken trat die adelige Frau in den Mittelpunkt der geselligen Ordnung und lenkte die Herzen der Männer wie die Phantasie der Dichter. „Was uns geistig beschäftigt, das wird ein Teil von uns, das bildet uns nach sich; und so nahm die Seele der Männer das Ewigweibliche in sich auf. Die Roheit des Lebens ward dadurch gemildert, ein stilles inneres Glück warf einen Schein der Freude in die kriegerische Rauheit der Welt, man fragte bei edlen Frauen an nach dem was sich ziemt und sah in der Liebe die Seele sanft gestimmt und gereinigt werden."

Das Rittertum kam in Deutschland auf als die Ungarn ihre verheerenden Einfälle machten. Reiterheere ersetzten den alten Heerbann, der stets nach beendetem Kriege auseinander ging, während die Reiterheere im Frieden nicht aufgelöst werden durften; denn ein Reiter mußte dauernd in Übung bleiben, sollte er sich zu Kriegszeiten als geschickter Kämpfer erweisen. Dadurch ward der Kampf zu einem Gegenstande künstlerischer Ausbildung, das Ritteramt zum Lebensberuf. Die Turniere waren einerseits ritterlicher Zeitvertreib, andererseits dienten sie, ähnlich wie die Manöver unserer Tage, als Vorübung zum ernsten Kriege. Wer am Waffenhandwerk kein Gefallen fand, wer nicht nach der Ritterwürde strebte, wurde als feig und unwürdig angesehen. Um der körperlichen Gewandtheit nicht zu schaden, durfte der Ritter sich nicht mit gewöhnlicher Arbeit beschäftigen. An den Fürstenhöfen wie auf den Burgen kleinerer Lehnsherren befand sich stets unter dem Hofstaat eine Anzahl besitzloser Ritter, sogenannte „Dienstmannen," welche auf die „Milde," d. i. Großmut, des Herrn angewiesen waren und von ihm als Lohn kaum mehr als den Lebensunterhalt, Kleidung und Waffen erwarten durften. Aus diesem Verhältnis entsprang für den unbegüterten Ritter die oft bittere Notwendigkeit, sich stets die Gunst des Herrn und besonders auch der Herrin zu erhalten, da letztere die ausschließliche Verfügung über die Vorräte an Nahrungsmitteln, Kleidern und Schmucksachen

besaß. Dieser Frau Großmut und Schönheit womöglich in Versen zu rühmen, ihr auf jede Weise den Hof zu machen, wurde anfänglich mehr aus materiellem Interesse, allmählich aus einer sich entwickelnden schwärmerischen Neigung sein Hauptbestreben. Dem Burgherrn mußte es ganz recht sein, seine Frau auf diese Weise verherrlicht zu sehn, es war ja seine Frau, deren Lob ihn ebenso ehrte, als wenn jemand seine Waffen pries. Die Frau aber fand in den Huldigungen der niederen Ritter dasjenige, was ihr der hochgeborene Gatte nicht bieten konnte oder wollte: Bewunderung und Anbetung. Das ursprüngliche Respektsverhältnis zwischen ihr und dem dienenden Ritter wurde zum Herzenseinverständnis: Minne und Frauendienst hielten ihren Einzug. Die Burgherren standen in einem ähnlichen Verhältnis zu den Grafen und Fürsten wie die niederen Ritter zu ihnen. Dem Zuge des Herzens oder auch nur der Mode der Zeit folgend, stellte sich jeder Ritter, sei er ein armer Dienstmann oder König und Kaiser, in den Minnedienst einer hohen, gewöhnlich verheirateten Dame.

3. Die Minne: „Das Wort Minne," sagt Weinhold, „ist ein Kronedelstein unserer Sprache. Aus einer Wurzel entsprossen,[1] welche geistige Thätigkeit bezeichnet, drückt es das Denken an das Geliebte aus; Andenken heißt es eigentlich. Es bezeugt uns hiermit das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht. Die deutsche Liebe ist unvergänglich und hofft auf die Unsterblichkeit; die undeutsche entsteht und vergeht mit der Stunde des Rausches und ihr graut vor längerem Leben als in einer Spanne Zeit. Die deutsche Liebe ist fromm und kindlich wie Gretchen, die undeutsche ist wie die Semiramis der Sage. So lange sich die Liebe edel und überwiegend geistig hielt, bewahrte das Wort Minne seine edle Bedeutung; als die Menge aber über dem sinnlichen den Genuß der Seelengemeinschaft vergaß, scheute man allmählich seinen Ge-

---

[1] Minne (indogerm. men, man = denken; lat. memini; engl. mind; ahd. minna = Erinnerung, Andenken) bedeutet eigentlich: das Denken an die Geliebte, die stille, sehnende Herzensneigung, die ideale Träumerei der Frühjugend.

brauch. Das Wort Minne wich dem Wort Liebe, das zuerst Anmut, Wohlgefallen, Freude bezeichnete und erst im Laufe der Zeit den Begriff freundliche Gesinnung, Zuneigung, Liebe kräftiger entwickelte."

4. Der Frauendienst: Im Mittelalter war die adelige Frau dem Manne geistig überlegen. Sie vermochte zu lesen und zu schreiben, hatte einen Einblick in das Wissen der Zeit, verstand die Ausübung der Heilkunde und repräsentierte durch ihre wirtschaftliche Tüchtigkeit eine achtunggebietende Macht, welche dem vornehmlich im Waffenhandwerk geübten Manne imponierte. Dieser hielt an dem Grundsatze fest, daß die Gelehrsamkeit der Männlichkeit schade und daß der Mann durch das Studium furchtsam und weibisch werde. Dieser Ansicht zufolge lernten manche Geistesgrößen des Mittelalters, unter ihnen Wolfram von Eschenbach, weder lesen noch schreiben. Ihrer besseren Ausbildung und ihrer wirtschaftlichen Machtstellung wegen stand die adelige Frau, obgleich ihre rechtliche Lage völlig untergeordnet war, geistig und sittlich hoch. Der Mann begann zu ihr emporzuschauen, sich ihr, ähnlich wie der Vasall dem Lehnsherrn, unterzuordnen und ihr förmlich seinen Dienst anzubieten. Nahm die auserkorene Dame solchen an, so schenkte sie ihm ein Band, einen Schleier oder ein Kränzlein, das er fortan um seinen Speer oder seinen Helm trug. Alle Abenteuer und Kriegsfahrten wurden auf das Gebot der Herrin oder zu ihrer Ehre unternommen. Ihr schickte der Ritter die überwundenen Gegner als Gefangene zu, die sie nach Gutdünken behalten oder freilassen konnte. Es war Ehrenpflicht des Ritters, den Namen seiner Herzensdame weder im Gespräch noch in Gedichten zu nennen. Um sich persönlich zu nähern, mußten die Liebenden oft die schwierigsten Wagstücke unternehmen. Denn die Frauen standen unter strenger Beaufsichtigung und die Aufpasser, welche als „Merker" und „Hüter" von allen Minnesängern verwünscht wurden, konnten nur durch List oder Gold aus dem Wege geräumt werden. — Die Frauen*verehrung* befreite die vornehme Gesellschaft von den Banden der Roheit und erfüllte die Seelen mit Begeisterung für das Ideale. Vor allem erweckte sie im Dichter das *Gemüt*, veranlaßte ihn, dasselbe als Quelle und

Gegenstand der Dichtung zu betrachten und durch Erschließung der Innenwelt der Poesie ein neues reiches Gebiet zu erobern.

Der diese Frauenverehrung begleitende Frauendienst war ein Hauptgrund, daß die aus den edelsten Quellen entsprungene Bewegung schon bald in einen thörichten Minnesport ausartete. Was einzelnen Herzensbedürfnis war, ward für die große Menge Modesache, die man durch konventionelle Vorschriften zu regeln sich bemühte. Kein Wunder, daß der höfische Sport viele der daran beteiligten Männer zu liebeskranken Narren und treulosen Gatten, manche Frauen zu herzlosen Koketten und ehrvergessenen Weibern machte. Die Launenhaftigkeit der Frau, in der sie ihren Ritter durch die kleinsten Zeichen ihrer Gnade oder Ungnade den gewaltigsten, allerdings oft nur künstlichen Gefühlswallungen unterwarf, die taktlose Zudringlichkeit der Ritter, das ängstliche Bestreben der Minnesüchtigen, die Qual der „sehnenden Not" um jeden Preis aufrecht zu erhalten und durch tolle Abenteuer und kindische Sentimentalität das harte Herz der Herrin zu rühren, brachten einen herben Mißton in die gesellschaftlichen Verhältnisse der höfischen Zeit. Der sittlich hochstehenden, geistig starken Frau verursachte das Minnespiel oft die heftigsten Seelenkämpfe, zudem setzte die einreißende Sittenverderbnis sie häufig ernsten Gefahren und bitteren Demütigungen aus.

5. Die Höfischkeit: Die Anforderungen der Reckenzeit an kriegerische Tüchtigkeit genügten den Rittern nicht mehr, da auch die Bauern solchen zu entsprechen im stande waren. Es bildete sich daher für den Ritter eine besondere Standessitte und Standesehre aus, welche ihn einerseits von den Geistlichen, andererseits von den Bauern schied. Der Inbegriff aller ritterlichen Bildung und Ehre ward unter dem Namen Höfischkeit (franz. courtoisie) zusammengefaßt. Am Hofe der Fürsten war die feinste Sitte zu Hause, wer diese verstand war höfisch, courtois. Im Dorfe hingegen war die Stätte der Dörperheit, d. i. der bäuerlichen, flegelhaften Sitten; ein „Dörper" (franz. villain) zu sein, galt in adeligen Kreisen für den höchsten Schimpf. Die wichtigsten Erfordernisse der höfischen

Bildung waren 1) feines etiquettenmäßiges Benehmen. 2) strenge Wahrung der ritterlichen Ehre. 3) Verachtung des Gelderwerbes durch friedliche Arbeit. 4) Kenntnis der französischen und lateinischen Sprache. 5) Verständnis für Musik und Dichtkunst. 6) Fertigkeit im Schachspiel und anderen Brettspielen. 7) Fähigkeit kunstvoller Waffenführung im Kampf, im Turnier, auf der Jagd. 8) Unbegrenzte Abenteuerlust. 9) Unermüdlicher Frauendienst. Das Ideal eines höfischen Ritters ist in dem „armen Heinrich“ und vornehmlich im „Tristan“ gezeichnet. (Siehe Seite 98 ff. und 144 ff.)

6. Die sittlichen Ideale: Das höchste sittliche Ideal des Mittelalters war die Treue (triuwe), d. i. die Stätigkeit der Willensrichtung, die freigewählte Hingabe an einen Menschen, eine Pflicht, das unverbrüchliche Festhalten an dem einmal gegebenen Wort, der einmal gefaßten Idee. Im weiteren Sinne bedeutet Treue die ehrenfeste, zuverlässige Gesinnung in allen Lebenslagen, die Reinheit des Gemüts. Dieser Begriff von Treue ist eigentümlich deutsch. Er entsproß aus der Verbindung der urgermanischen Vasallentreue mit der aufopfernden christlichen Liebe. „In der Treue wie in der Minne zeigt sich der urdeutsche Drang der Selbstentäußerung.“ Das vollendetste Bild deutscher Treue ist in der Gudrun geschildert. Wie die Treue zur Hartnäckigkeit wird, die im Guten wie im Bösen ihr einmal gesetztes Ziel verfolgt, ist besonders aus dem Charakter Hagens ersichtlich. — Die Ehre bezeichnet den persönlichen Wert des Menschen. Sie besteht in dem Selbstzeugnis eines guten Gewissens, wie in der Anerkennung des Wertes der Persönlichkeit durch die Mitmenschen. Vor allem ist es der „unverzagte Mannesmut“, der in keiner Lebenslage verzweifelt, welcher ritterliche Ehre erwirbt. Der Frohsinn (hôch-gemuot) ist der echte stolze Lebensmut, der sonnengleich Geist und Körper erwärmt. „Hochgemut“ oder „in Züchten froh sein“ wurde bestes Lob. Naive Freude am Dasein, heitere Sinnlichkeit, Begeisterung für die Schönheiten der Natur, des menschlichen Antlitzes, Wohlgefallen an guten Gewändern, an kunstvollem Schmuck, an Tanz und Spiel waren zur Ritterzeit Grundton aller

Lebensweisheit. Unter Zucht (zuht) und Maß (mâze) verstand man den sittlichen Gehalt der Etiquette, das rechte Maßhalten in allen Dingen, das feine Benehmen; unter Keuschheit (kiusche) die Züchtigkeit, d. i. die sittliche Selbstbeherrschung. Die Ideale des Mittelalters sind am vollendetsten in Wolframs Parzival, in Walthers Gedichten und in den Volksepen zur Anschauung gebracht.

7. **Die Erziehung der Knaben:** In frühster Jugend ward der Knabe im Waffenhandwerk und in der Reitkunst geübt, er lernte klettern, schwimmen, mit dem Bogen schießen, den Speer werfen, und mit Schwert und Schild fechten. Den ersten praktischen Gebrauch der Waffen lernte der Knabe auf der Jagd. Eber und Hirsch regelrecht zu jagen, die Falken zu dressieren, das Jagdceremoniell und die Jägersprache zu verstehn, gehörte mit zur höfischen Bildung. Mit dem zwölften Jahre ward der Sohn eines Adeligen an einen fremden Fürstenhof geschickt, um unter der strengen Zucht eines erfahrenen Ritters als dessen Knappe seine Erziehung zu vollenden. Neben der Ausbildung im Ritterhandwerk, in der Musik, im Brettspiel und in französischer Konversation hatte der Jüngling noch manche andere Dienste zu verrichten. Er mußte bei Tafel bedienen, die Gerichte auftragen, die Speisen vorschneiden; die Becher füllen, dem Herrn und dessen Gästen zum Schlafengehn die Kerzen vortragen und beim Aus- und Ankleiden behülflich sein. Es war seine Pflicht, den ankommenden Fremdling zu empfangen, ihm das Roß und den Steigbügel beim Absteigen zu halten und ihm beim Ablegen der Rüstung zu helfen. Dem Herrn und jedem Ritter überhaupt hatte der Knappe mit höchster Ehrerbietung zu begegnen, vor ihm gerade und aufrecht und doch nicht steif zu stehn. Vor allem mußte er der Dame des Hauses sowie allen adeligen Frauen dienstbereit sein und ihnen die höchste Verehrung erweisen. Die Begeisterung für den ritterlichen Dienst schöpften die jungen Gemüter vornehmlich aus den Romanen von Artus und der Tafelrunde; den Artusrittern ähnlich zu werden war der Traum aller strebenden Knappen. Sie begleiteten den Herrn zum Turnier und in den Krieg, reichten ihm die Lanzen zu, riefen laut

seinen Namen vor ihm her und nahmen die erbeuteten Rosse in Empfang. Häufig wurden die Knappen dazu benutzt, Botschaften auszurichten und Briefe zu bestellen. War die Nachricht, welche sie brachten, eine gute, so erhielten sie von dem Empfänger ein stattliches „Botenbrot“ — zehn, ja hundert Mark (1 Mark = 10 Dollar) war eine gewöhnliche Gabe — oder sie wurden mit kostbaren Kleidern, Schmucksachen, Waffen, Pferden u. s. w. belohnt. Die Zeit der Dienstbarkeit nahm ein Ende, wenn der Knappe in sein 16. oder 17. Lebensjahr trat und fähig erachtet ward des „Schildamtes“ zu warten, d. h. in den Ritterorden aufgenommen zu werden. Die wichtigste Handlung bei der Aufnahme-Ceremonie war, daß der junge Mann mit dem Ritterschwert, welches der Priester gesegnet hatte, umgürtet wurde, darauf erfolgte der Ritterschlag und die Ermahnung an den jungen Ritter, sich stets tadellos, freigebig und ehrenfest zu erweisen. Nun leistete dieser einen Eid, in welchem das ritterliche Ideal ausgesprochen war: „Stets die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion, ihre Diener und Tempel, Schwache, Unglückliche, Witwen und Waisen, unschuldige Frauen und ihren guten Namen zu verteidigen und Ungläubige zu verfolgen.“ In einem die Feier beschließenden Turnier fand der neue Ritter Gelegenheit, seine Waffenkunst zu zeigen. Die neuen Ritter wurden Schwertdegen genannt, die ganze Formalität, die Ritterweihe, hieß die Schwertleite. (Siehe S. 145.) An den Tagen, da Fürstensöhne das Schwert empfingen, wurden gewöhnlich Hunderte von Knappen zu gleicher Zeit zu Rittern gemacht. Unadelige sowohl wie Adelige konnten die Ritterwürde erwerben; ausgeschlossen vom Ritterstande waren die Kinder von Geistlichen und Bauern. Durch die Ritterweihe ward der Jüngling dem Fürsten ebenbürtig, durch Gewandtheit und Tapferkeit vermochte er die höchsten Ehrenstellen zu erreichen.

8. **Das Leben der Frauen:** Wie bereits bemerkt brachten es die Frauen in dem was damals Wissenschaften hieß gemeiniglich weiter als die für den Ritterberuf bestimmten Männer. Geistliche waren ihre Lehrer im Lateinischen, in den Anfängen der Philosophie und

Dogmatik, fahrende Sänger in den schönen Künsten und den Gesetzen der Höfischkeit. Das eigentliche Thätigkeitsgebiet der Frau war das der Industrie. Sie webten und stickten Wandteppiche, Altardecken, Meßgewänder für die Priester, sie verfertigten sämtliche Kleider für die Männer wie für sich selbst und verzierten die Gewänder mit Borten und Edelsteinen. Das Spinnen von Flachs und Seide war den Damen eine gewohnte Arbeit, das Spinnen von Wolle, das Weben von Kleiderstoffen, das Waschen und Kochen blieb dem Gesinde überlassen. Die Frauen mußten etwas von der Heilkunst verstehn; Wunden verbinden, heilkräftige Arzeneien bereiten, die Kranken pflegen, gehörte zu ihren wichtigsten Pflichten. Dabei hatten sie die Oberaufsicht über den ganzen Haushalt, die oft sehr zahlreiche Dienerschaft, und nur nach angestrengter Thätigkeit erlaubten sie sich den Genuß der Musik, des Tanzes, der Poesie. Es war der Ehrgeiz aller Frauen vom Stande, möglichst „höfisch" zu erscheinen. Den Anstandsbüchern der Zeit zufolge galt es für unschicklich, daß eine Dame mit großen Schritten einherging, die Arme lebhaft bewegte. Den Blick gesenkt, ohne sich umzuschauen, stets in den Mantel gehüllt, soll sie still einherschreiten, die Kleider aufraffend, daß sie nicht schmutzig werden. Der Roman de la Rose giebt den Damen gute Ratschläge, wie sie dabei kokett das Füßchen zeigen, die Schönheit ihres Wuchses, ihrer Toilette zur Geltung bringen sollen. Mit einem fremden Mann allein sprechen oder ihn zuerst anreden, war ein großer Verstoß gegen die gute Sitte; es schickte sich auch nicht, daß sie ihn anblickte, sie sollte bescheiden warten, bis sie angeredet wurde, überhaupt nicht viel reden. Lautes Sprechen stand einer Dame gar übel an; ebenso sollte sie lächeln, aber nicht unmäßig lachen. Beim Reiten durfte sie nicht wie die Männer zu Pferde sitzen, auch die Hände mußte sie unter dem Gewande verborgen halten. Nahm ein Ritter sie hinter sich aufs Pferd, so schaute sie vorwärts; es war eine Strafe, wenn sie rückwärts blicken mußte. Trat ein Mann in das Zimmer, in dem Damen sich befanden, so hatten diese aufzustehn; dieselbe Artigkeit wurde ihnen von den Männern erwiesen. Bei einer Begegnung durften Frauen nicht zuerst grüßen, sie hatten nur den

Kopf zu neigen, nicht wie in alten Zeiten beim Gruß ihre Haube abzunehmen. In älterer Zeit pflegten die Männer allein zu speisen und sich während der Mahlzeit von den Frauen bedienen zu lassen. In der höfischen Zeit gingen Männer und Frauen paarweise zu Tische, so daß je ein Paar von einem Teller aß und aus einem Becher trank und die Frau dem Manne die Speisen vorschnitt. An den Freuden der Jagd pflegten die Frauen teil zu nehmen, bei Turnieren oder ernsthaften Gefechten standen sie als Zuschauerinnen in den Fensterbögen oder auf der Zinne (d. i. das flache mit einem ausgezackten Mauerrand umgebene Dach der Burg), die Kämpfenden durch ihre Zurufe zur Tapferkeit anfeuernd.

9. **Die Kleidung:** Die Männerkleider waren im Schnitt denen der Frauen ziemlich ähnlich, so daß es oft nicht ganz leicht zu unterscheiden ist, ob eine Miniatur eine Frau oder einen Mann darstellen soll. Es konnten deshalb auch Frauen unbedenklich Männerkleider anlegen, doch mußte ein Mädchen, die auf ihren Ruf hielt, solches vermeiden. Die tonangebende Mode war die französische. Zu den Hauptgewändern für beide Geschlechter gehörten: 1) der Rock, welcher am Oberkörper eng anlag, häufig mit einem Gürtel zusammen gefaßt ward und in reichen Falten bis auf die Füße fiel. Die Ärmel waren um den Oberarm fest angeschnürt, erst am Handgelenk erweiterten sie sich und hingen nun lang, oft bis auf die Füße, herab. 2) Der Mantel, welcher ärmellos in Form eines Radmantels, lang und weit geschnitten, die ganze Gestalt umwallte. Der alltägliche Mantel war von Leinwand, der Staatsmantel von Seidenstoff mit kostbarem Pelz verziert. Die Frauen beliebten über die Kleider noch den "Swanz", eine lange Schleppe, zu hängen, welche schon damals den Spott aller Vernünftigen erregte. Männer sowohl wie Frauen pflegten das Haar zu Zöpfen zusammen zu flechten, oder lose über den Nacken wallen zu lassen. Junge Leute gingen gewöhnlich ohne Kopfbedeckung; im Sommer schmückten sie sich mit Blumenkränzen (shapeln) oder Haarbändern. Verheiratete Frauen trugen stets eine Art leinene Haube (dasz gebēnde), welche mit einem breiten Bande

unter dem Kinn befestigt war. Wollte eine Frau sich zu erkennen geben oder jemanden küssen, so mußte sie das Kinnband abstreifen und auf das Haupt legen. Groß war die Vorliebe beider Geschlechter für bunte krasse Farbenzusammenstellung, für kostbare Stoffe und Stickereien, für edelsteinbesetzte Gürtel und Schnallen, für Armbänder, Ringe und Halsketten. In Bezug auf Putzsucht und Geckenhaftigkeit übertrafen die Männer die Frauen bei weitem. Heftig eiferten die Geistlichen gegen den überhandnehmenden Kleiderluxus, vermochten jedoch durch ihre Bußpredigten die kindliche Freude ihrer Zuhörer an Kleiderpracht und glänzendem Geschmeide nicht wesentlich zu beeinträchtigen.

10. Die Ritterburg war ein mit Festungswerken gesicherter Wohnsitz, in welchem der Ritter sich samt den Seinigen zur Zeit der Gefahr b e r g e n konnte. Steile Bergkegel, Felsenplateaus, Inseln oder Landzungen eigneten sich daher am besten zu Anlageplätzen solcher Burgen. Um dieselben legte man möglichst tiefe Gräben, um diese die Ringmauern oder Zingeln (lat. cingulum = Gürtel). Die meisten Burgen hatten nur ein Eingangsthor, zu welchem man durch die über dem Burggraben liegende Zugbrücke gelangte. Zwei mächtige Türme deckten den Eingang. Der Hauptturm, welcher gewöhnlich ganz isoliert lag, bildete zur Zeit der Belagerung den Zufluchtsort für den Burgherrn und seine Familie. Im Erdgeschoß des Hauptturmes lagen gemeiniglich die Kerker. Diese hatten in der Regel die Form einer runden Kammer, die oben mit einem Gewölbe geschlossen waren. Der Gefangene wurde mittelst eines Seiles durch eine Öffnung des Gewölbes hinuntergelassen. Dunkelheit, verpestete Luft, Schlangen und Kröten, oft noch gar Grundwasser machten das Leben der Gefangenen zu einem entsetzlichen. Ein Stück grobes Brot, ein Krug Wasser bildete die Nahrung, die ihnen von oben her hinabgelassen wurde. (Vergleiche S. 185 u. 186). Im obersten Stockwerk des Hauptturmes wohnte der Wächter, der jeden fremden Ankömmling meldete und mit Gesang oder Hörnerschall den Anbruch des Tages verkündete. Der durch die äußere Ringmauer umschlossene

Raum hieß die Vorburg (daher franz. faubourg). Dort befanden sich die Scheunen und Viehställe, der Turnierplatz und der Garten. Hier lebte man während der milden Jahreszeit, glücklich die engen düsteren Burgräume verlassen zu dürfen. Im inneren Burghof stand der „Palas", d. i. das Wohngebäude der Herrschaft. Im Palas lag der große Festsaal, zu welchem vom Hofraume aus eine Freitreppe führte; daselbst befanden sich auch die sogenannten Kemenaten, d. h. die mit Kaminen versehenen Wohn- und Schlafzimmer und die Küchenräume. Die Fensteröffnungen mußten im Winter oft andauernd mit Läden verschlossen werden. Man hatte die Wahl entweder im Dunkeln zu sitzen oder Kälte und Unwetter ins Zimmer dringen zu lassen. Die kleinen grünen Butzenscheiben galten gegen Ende des 12. Jahrhunderts noch als großer Luxus.

11. Das Leben im Freien: Die engen, unbequemen und meistens ungeheizten Wohnungen machten der damaligen Generation die Schrecken des Winters in einer der Jetztwelt unbekannten Härte und Ausdehnung fühlbar. Kein Wunder, daß der Winter gehaßt und der hereinbrechende Frühling mit Jubel begrüßt ward. So groß war die durch das Auffinden des ersten Veilchens, durch den Nachtigallenruf verursachte Gemütsbewegung, daß die Lust am Frühling mit seinem Vogelgesang, seiner Blütenpracht, seinem Tanz unter der Linde die Grundlagen des Minnegesanges wurden. Man weilte soviel als möglich in der freien Natur, man veranstaltete Mahlzeiten und Tanzpartien im Garten und auf Wiesen, schlug im Walde Zelte auf und verlebte dort glückliche Tage. Das höchste und edelste Vergnügen der ritterlichen Gesellschaft war die Jagd. Es gehörte viel Mut, Kraft und Gewandtheit dazu, Bären, Wölfe, Luchse und andere schädliche Raubtiere zu vertilgen. Es lag aber neben der Lust am Erlegen des Wildes das Gebot der Notwendigkeit vor, die Küche stets mit einem Vorrat von Wildbret zu versorgen, da die Vornehmen das Fleisch der zahmen Haustiere nur selten aßen. Groß war die Vorliebe für die Tierwelt im allgemeinen. Man hielt sich neben Hunden, Katzen und Eichhörnchen sprechende Papageien und abgerichtete

Elstern. Von der größten Bedeutung waren die Jagdvögel, Federspiel genannt, voran der edle Falke, der in der Dichtung zum Bilde des Geliebten oder der Geliebten wird. (Siehe S. 42, 163 und 164). Auch der Leithund oder Bracke, der von dem Jagenden an einem, häufig gestickten, Seile geführt wurde und die Spur des Wildes zu suchen hatte, gehörte zu den Lieblingen der vornehmen Welt. (Siehe S. 142).

12. Die Spielleute,[1] auch die „Fahrenden,"[2] die „Gehrenden,"[3] die „Vaganten"[4] genannt, waren teils römischen, teils deutschen Ursprungs. Die römischen Gaukler und Mimen zogen in Deutschland als Bärenführer, Taschenspieler, Kunstreiter, Possenreißer, Musikanten u. s. w. umher und belustigten das Volk mit rohen Vorstellungen und Späßen. Unter den deutschen Spielleuten hingegen befanden sich manche Dichter und Sänger, welche für die mittelalterliche Literatur das waren, was die Presse für die heutigen Dichter ist. Sie trugen die Geisteserzeugnisse der Poeten von Burg zu Burg, von Land zu Land und dichteten manchen Vers aus eigenen Erlebnissen hinzu. Die Spielleute sind die eigentlichen Väter der modernen Journalistik, der Schauspiel- und der Sangeskunst. Sie hatten an der Gestaltung und Entwicklung der Volksepen des Mittelalters hervorragenden Anteil. Ihnen ist es zu danken, daß der Sinn für das Volkstümliche nicht unterging, und daß die nationalen Heldengestalten, wie Siegfried, Hagen, Krimhilde sich neben den fremdländischen Helden der Tafelrunde zu behaupten vermochten. Sie waren die Hauptvertreter der moralisch lehrhaften Spruchdichtung und zählten einen Spervogel (S. 165), einen Freidank (S. 195) zu den Ihrigen. Bei keiner Festlichkeit durften die Spielleute fehlen. Sie erhielten für ihre Kunst und für die Schmeicheleien, welche sie den Großen zu sagen wußten, reiche Geschenke an Kleidern oder Wert-

[1] Spil = Zeitvertreib, Belustigung; Spielmann ist derjenige, welcher aus der Belustigung einen Beruf macht. [2] Die Fahrenden = wandernde Volkssänger, Lustigmacher. [3] Die Gehrenden = Geld oder Gut begehrende Leute. [4] Vaganten = clerici vagantes, unstät umherziehende Geistliche oder Scholaren, fahrende Schüler, welche sich unter die Spielleute mischten und sowohl lateinische wie deutsche Gedichte verfaßten.

sachen. Trotz ihrer Unentbehrlichkeit waren die Spielleute rechtlos und verachtet. Ihr oft leichtsinniges Wanderleben, ihre Heimat- und Besitzlosigkeit, ihre Bereitwilligkeit, „Gut um Ehre,“ d. i. Geld für Schmeicheleien zu nehmen, setzte sie in den Augen der sittsamen Welt tief herab. Besonders den Geistlichen war ihr ganzes Gewerbe ein Greuel. (Siehe S. 203).

13. Blüte und Verfall der höfischen Gesellschaft: „Die höfische Gesellschaft des 12. und 13. Jahrhunderts,“ sagt Schultz, „wußte sich das Leben so angenehm wie nur immer möglich zu machen. Trotz der Kriege, trotz Pestilenz und Hungersnot blieb sie froh, den gegebenen Augenblick nach Möglichkeit sich zu nutze machend. Es fiel auch in der größten Bedrängnis keinem ein, sich selbst das Leben zu nehmen. Im Übermute vollkräftiger Jugend fragten die Leute nicht so ängstlich nach den Schranken, welche die Moral gezogen, dafür hatten sie aber ein offenes Herz für alles das, was das Leben zu verschönen und verklären vermochte. Die Kunst war ihnen nicht ein bloßes Spielzeug, sie war ihnen unentbehrlich, sollten sie die volle Freude am Dasein haben. Und dieses herzliche, wahre Kunstbedürfnis kann nur der haben, welcher das Leben mit allen seinen irdischen Freuden und Genüssen liebt und wert hält. Asketen, strenge Puritaner haben nie die Kunst gefördert. Wer mit Wasser und Brot zufrieden ist, der wird die Kochkunst nicht zu würdigen wissen, und wer das irdische Dasein nur als eine Vorbereitung für das Jenseits ansieht, wird sich schwerlich Mühe geben, das Leben auf Erden schön und behaglich zu gestalten. In diesem Sinne bot eine lebenslustige Zeit, die lebt und leben ließ, für die Kunst einen viel fruchtbareren Boden als eine Periode ehrbarer, sittenstrenger, aber auch bedürfnisloser Sinnesart.“ Und in der That sind aus dem lebensfreudigen und doch tief innerlichen Geiste des klassischen Mittelalters glänzende Schöpfungen auf dem Gebiete der Poesie, der Architektur, der Plastik und der Malerei hervorgegangen. Großartige Epen, herzige Lieder, erhabene gotische Dome, stolze Ritterburgen, Marmorbilder der Heiligen, Engelsköpfe auf Goldhintergrund stehen

als bewunderungswürdige und ergreifende Denkmäler eines schaffensfreudigen, jugendlichen Geschlechtes, welches neben dem Sehnsuchtsdrang nach dem Unendlichen den himmlisch heiteren Lebensmächten zu huldigen sich nicht scheute. — Aber nur zu bald artete die zu intensive Verehrung der ästhetischen Ideale in raffinierte Genußgier aus, welche Verschwendung und Sittenverwilderung zur Folge hatte. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts begann der Glanz der höfischen Gesellschaft zu erlöschen. Die luxuriösen Feste, die Ausrüstung zu den Kreuzzügen stürzte die Ritter in Schulden. Der Adel verarmte und plünderte den Kaufmann, die Greuel des Faustrechts begannen. Statt Gesang und Festfreude herrschten Not und Mangel in den Ritterburgen. Auf den Übergenuß folgte die Entnüchterung, auf den tollen Festjubel Buße und Kasteiung. Das Gemütsleben sank und an seine Stelle trat der kaltberechnende Verstand. Die Poesie mußte der neuaufblühenden Gelehrsamkeit weichen. Der deutsche Bürgerstand trat mit seiner ruhigen, ernsten Kraft hervor und übernahm das Erbe des in sich zerfallenden Rittertums.

Ausgewählte

Meisterwerke des Mittelalters.

(I)



1. Die Sage von den Wölsungen
und Nibelungen.

Nach der Edda und der Wölsungensage bearbeitet.

1. Die Wölsungen.

> Mehren den Mut und mindern die Schmerzen
> Freien Männern und Frauen mög' es,
> Wenn sie dies Lied, so leidvoll es lautet,
> Zum Vergessen der Sorge gesungen hören.
> Ältere Edda, Gudrunarhvöt, 20.

1. Sigi. In alten Zeiten lebte ein mächtiger Mann Namens Sigi, welcher Odhins Sohn und Ahnherr der Wölsungen war.[1] Sein Geschlecht war von Odhin dazu bestimmt, der Götter Herrschaft auf Erden gegen die Riesen zu schützen und dereinst im letzten Kampfe (Götterdämmerung) den Asen beizustehn. Schon gleich zu Anfang seiner Laufbahn befleckte Sigi seinen leuchtenden Namen mit Mord. Er erschlug den Knecht Bredi, weil dieser mehr Wild auf der Jagd erbeutet hatte, als er. Daher mußte Sigi nun den Weg der Wölfe gehn, das heißt, in die Verbannung ziehn. Aber Odhin vergab ihm und schenkte ihm ein Heer und Schiffe. Nun eroberte Sigi sich das Hunenland (Frankenland) und ward als König und Kriegsmann hoch verehrt.

2. Rerir, Sigis Sohn, wählte eine Frau seiner Würde gemäß, aber ihre Ehe blieb kinderlos. Da flehten sie zu Odhin und Frigg, die ihre Bitte erhörten und ihnen einen Knaben schenkten, den sie Wölsung[2] nannten.

---

[1] Sigis Name stammt von Odhin, dem Siegesvater, desgleichen die Namen von Sigis Nachkommen: Siegmund, Siegelinde, Siegfried.

[2] Wölsung bedeutet nach J. Grimm, der Nachkomme des Wälse (von walis = der Echte, Auserlesene), also der Abkömmling eines reinen, edlen Geschlechtes. Nach Munch bedeutet es „der Sohn des Wolos," das ist ein Beiname Odhins als Hirtengott.

3. **Wölsung** war der größte Heermann und siegglücklich in den Schlachten. Er vermählte sich mit Liod, einer Walküre, die ihm zehn Söhne und eine Tochter schenkte. Der älteste Sohn hieß Siegmund und die Tochter Signy (Siegelinde). Die waren Zwillinge und die vortrefflichsten und schönsten ihrer Kinder. König Wölsung ließ einen kostbaren Saal bauen, in dessen Mitte eine große Eiche stand. Ihre mit Blättern und Früchten geschmückten Zweige ragten durch und über das Dach hinaus und sie hieß „Stamm der Heldenjungfrau"[1] zu Ehren Liods.

4. **Signys Hochzeitsfeier.** Gegen ihre Neigung ward Signy an den mächtigen König von Gotland, Siggeir, vermählt. Am Abend des Hochzeitstages, als die Männer beim Gastmahl saßen, trat ein ältlicher Mann in die Halle. Er war sehr groß und einäugig, trug einen breiten Hut und einen fleckigen Mantel. Niemand wagte ihn zu grüßen oder ihn anzureden. Er hatte ein Schwert in der Hand, ging nach dem Stamm der Heldenjungfrau und stieß es in die Eiche, so daß es bis an das Heft hineinfuhr. Dann sprach er: „Wer dieses Schwert aus dem Stamme zieht, der soll es von mir empfangen und erfahren, daß er nie ein besseres Schwert in Händen trug." Hierauf ging der alte Mann aus dem Saal, keiner wußte, wer er war oder wohin er ging. (Es war aber Odhin gewesen.) Nun versuchten die Männer das Schwert aus dem Stamm zu ziehn, aber so sehr sie sich mühten, es rührte sich nicht. Da trat Siegmund, der Sohn Wölsungs, herzu und zog das Schwert heraus, als ob es lose da läge. Die Waffe schien den Männern so herrlich, das Siggeir ihm anbot, das Schwert mit dreimal so viel Gold aufzuwiegen. Siegmund aber verweigerte es und erzürnte dadurch König Siggeir aufs höchste, so daß dieser heimlich auf Rache sann.[2]

5. **Siegmund und Hiördis.** König Eylimi hatte eine Tochter Namens Hiördis (Jördis), welche die schönste und weiseste aller Frauen war. Um sie bewarben sich König Siegmund und König Lyngi, ein Sohn König Hundings. Die Hundinge waren von

[1] Der Name ist auch gedeutet „Kinderstamm" oder „Schwertstamm."

[2] Die Rache des Siggeir, so wie die Helgisagen werden hier als nicht unmittelbar zum Thema gehörend übergangen.

jeher die Erbfeinde der Wölsungen gewesen. Da sprach Eylimi zu seiner Tochter: „Du bist eine weise Frau, du sollst nun unter zwei Königen wählen, und welchen du zum Manne willst, den sollst du haben.“ Sie antwortete: „Ich wähle den Gewaltigsten und Berühmtesten und das ist Siegmund, obgleich er bejahrt ist.“ Bald nach ihrer Hochzeit forderte Lyngi, Hundings Sohn, den mächtigen Wölsung zum Kampf. Siegmund zog ein Heer zusammen und ritt in die Schlacht. Hiördis aber ward mit vielen Schätzen in einem Walde verborgen. Nun erhob sich ein harter Kampf und obgleich Siegmund alt war, so war er stets der vorderste seiner Mannen und zahlreiche Feinde fielen vor ihm. Da kam ein Mann in die Schlacht mit breitem Hut und blauem Mantel; er hatte nur ein Auge und hielt einen Ger in der Hand. Dieser Mann trat dem König Siegmund entgegen und schwang den Ger gegen ihn empor. Und als König Siegmund kräftig zuhieb, traf das Schwert auf den Ger und zersprang in zwei Stücke. Seitdem wich der Sieg von dem Wölsung und an der Spitze seiner Schlachtreihen sank König Siegmund wie tot nieder. König Lyngi gedachte nun, Hiördis in der Königsburg zu fangen, allein er vermochte sie nirgends zu finden. Er verteilte darauf das Land Siegmunds an seine Mannen und glaubte das ganze Geschlecht der Wölsungen ausgerottet zu haben. — Hiördis ging in der Nacht auf die Walstatt, dahin, wo Siegmund lag und fragte, ob er zu heilen sei. Er antwortete: „Mancher lebt wieder auf bei geringerer Hoffnung, ich aber will sterben, denn mir ist das Glück entwichen. Odhin will nicht, daß ich das Schwert schwinge seit es nun zerbrochen ist; ich habe gekämpft, so lang es Odhin gefiel. Du aber trägst einen Sohn unter deinem Herzen, welcher der Berühmteste und Vortrefflichste unseres Geschlechtes sein wird. Ihm ist es bestimmt, meinen Fall zu rächen. Bewahre die Schwertstücke wohl auf, davon wird ein gutes Schwert geschmiedet, das wird Gram[1] heißen und unser Sohn wird es tragen und manch Heldenwerk damit vollbringen. Und sein Name wird erhaben sein so lange die Welt steht. Das sei dir Trost.

[1] Dem Schwert Gram (= Zorn) entspricht im Nibelungenlied Balmung, in Wagners „Ring der Nibelungen“ Notung.

Hiördis saß über ihm, bis er starb und indem begann der Tag zu leuchten.

6. Die Wikinge. Hiördis sah, daß viele fremde Schiffe ans Land kamen. Es waren die Wikinge, welche von Alf, dem Sohne des Königs Hialprek (Helferich) von Dänemark, angeführt wurden. Sie nahmen Hiördis mit ihren Schätzen nach Dänemark, hielten sie daselbst in großen Ehren und vermählten sie später mit Alf.

7. Siegfrieds Jugend. Hiördis gebar einen Knaben, Siegmunds Sohn, und ließ ihn zu Hialprek bringen. Dieser freute sich über die hellen Augen des Kindes, begoß ihn mit Wasser[1] und nannte ihn Siegfried.[2] Er wuchs fröhlich auf am Königshofe und ward von allen geliebt. Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne und seine Gestalt ragte kräftig empor wie die junge Eiche des Waldes.

8. Regin. An Hialpreks Hofe wohnte ein Schmied Namens Regin,[3] der Sohn Hreidmars.[4] Regin war ein Alb und wurde als solcher bald Zwerg, bald Riese genannt. Er war weise, kunstgeschickt und zauberkundig, aber auch grimmig und tückisch. Er übernahm Siegfrieds Erziehung und lehrte ihn Kunstfertigkeiten, Brettspiel, Runen und in mancherlei Zungen zu reden, wie es für Königssöhne der Sitte gemäß war.

9. Das Roß Grani. Regin sagte eines Tages zu Siegfried: „Es ist wunderlich, daß du einherläufst wie ein Knecht; bitte Hialprek, dir ein Roß zu geben." Siegfried ging zum König und bat um ein Roß. Dieser entgegnete: „Wähle dir eins nach deinem Gefallen." Darauf ging Siegfried in den Wald, wo die Rosse weideten. Es begegnete ihm ein alter Mann mit langem Barte (Odhin), der half ihm ein Pferd wählen. Dieses war grau von Farbe, groß von Wuchs und schön, keiner war ihm auf den Rücken gekommen. Der bärtige Mann sprach: „Dieser Hengst stammt von Odhins Roß, er ist aller Hengste bester," und damit verschwand der Alte. Siegfried nannte das Roß Grani, d. i. der Graue. — Wiederum sprach Regin zu

---

[1] Das war heidnisch-germanische Sitte bei der Namengebung. [2] nordisch Sigurd. [3] Regin (d. i. Ratgeber) in der deutschen Sage Mimir, in Wagners „Ring der Nibelungen" Mime. [4] In der deutschen Sage Nibelung.

Siegfried: „Es ist mir leid, daß du so wenig Gut hast und umherläufst wie ein Dorfbube. Aber ich weiß, wo du viel Gold gewinnen kannst. Auf der Gnitaheide (glänzenden Heide) liegt der Lintwurm Fafnir, der hütet das Gold. Davon ist eine Sage und ich will sie dir erzählen."

2. Der Nibelungenhort.

Motto: Am Golde hängt, zum Golde drängt
Doch alles! Ach, wir Armen!
Goethe, Faust I.

1. Otturs Tod. „So beginnt meine Geschichte," sagte Regin zu Siegfried. „Hreidmar (Nibelung) hieß mein Vater, er war mächtig und reich. Er hatte drei Söhne Fafnir, Ottur und der dritte bin ich. Ottur war ein Fischer; er verwandelte sich gern in Ottersgestalt, um mit dem Maule Fische zu fangen. Täglich ging er in einen Wasserfall, Andwarisfall genannt nach dem Zwerg Andwari, der daselbst in Hechtsgestalt nach Fischen jagte. Ottur saß einst in Ottersgestalt am Wasserfall und aß einen Lachs. Da kamen die drei Asen Odhin, Hönir und Loki auf ihn zu. Da sie Nahrung suchten nahm Loki einen Stein, warf und traf Ottur zu Tode und zog ihm das Fell ab. An demselben Abend kamen sie zu meinem Vater, baten um ein Nachtlager und zeigten ihre Beute. Da nahmen wir sie gefangen, klagten sie des Totschlags an und forderten als Buße und Lösegeld, sie sollten den Otterbalg mit Gold füllen und ihn auch von außen mit rotem Golde bedecken. Odhin schickte Loki aus, das Gold herbeizuschaffen.

2. Die Herkunft des Hortes. Loki lieh sich ein Netz von der Meeresgöttin Ran und fing damit den Zwerg Andwari. Um sein Leben zu lösen mußte Andwari all sein Gold an Loki ausliefern. Nur einen Ring wollte der Zwerg zurückbehalten, weil er seinen Schatz mit dem Ring stets wieder erneuern konnte. Aber Loki nahm ihm auch den Ring. Da sprach Andwari diesen Fluch über das Gold aus: „Das blinkende Gold soll zweien Brüdern den

Tod bringen und acht Fürsten verfeinden; mein Gold soll keinem zu gute kommen!" Als Odhin den Ring sah, schien er ihm schön; er nahm ihn von dem Horte[1] und gab das Gold dem Hreidmar. Dieser füllte den Otterbalg so dicht er nur konnte nnd Odhin umhüllte ihn mit dem Golde. Aber Hreidmar sah noch ein Barthaar durchschimmern und gebot, auch das mit Gold zu bedecken, im anderen Falle wäre die Buße ungültig. Da zog Odhin den Ring Andwaranaut[2] hervor und bedeckte damit das Haar. Loki aber sagte zu meinem Vater: „Das Gold ist deinem Sohne nicht zum Segen bestimmt, es wird euer beider Tod. Aber ärgeres Unheil ahne ich in Zukunft, eines Weibes wegen entzündet sich Streit um dies Gold; die Fürsten sind jetzt noch ungeboren, denen der Hort zum Haß bestimmt ist!" — Hreidmar sprach: „Ich will mich ergötzen am roten Golde so lange ich lebe; verlachen will ich deine Drohungen; nun schert euch heim von hinnen!" Hreidmar nahm da das Gold zur Sohnesbuße, aber Fafnir und ich verlangten unsern Teil davon zur Bruderbuße. Hreidmar gönnte uns keinen Pfennig von dem Golde. Da durchstach Fafnir den Vater, während er schlief, nahm all das Gold für sich und gab mir nichts von dem Gute. Er nahm auch noch den Helm, den Hreidmar gehabt hatte, und setzte ihn auf sein Haupt. Dieser Helm hieß Ögirshelm[3] und alles Lebendige entsetzte sich, wenn es ihn erblickte. Fafnir fuhr auf die Gnitaheide, grub sich dort eine Höhle, verwandelte sich in einen schrecklichen Lintwurm[4] und legte sich auf das Gold. Ich aber fuhr zu König Hialprek, ward daselbst ein Schmied und übernahm dann deine Pflege. Du siehst, daß ich des Vatererbes und der Bruderbuße entbehre." Siegfried antwortete: „Viel hast du verloren und sehr böse sind deine Blutsfreunde gewesen. Schmiede mir ein gutes Schwert, wenn du willst, daß ich den Drachen erschlage."

---

[1] **Hort** = gesammelter und verwahrter Schatz (vergl. engl. hoard). [2] **Andwaranaut**, d. i. Andwaris Genosse. [3] **Ögir** (d. i. Schrecken), der Meeresgott, besaß früher den Schreckenshelm; auch der unermeßliche Goldhort (Meeresleuchten) scheint ihm ursprünglich gehört zu haben. Vermittelst des Ögirshelms vermochte Fafnir seine Gestalt zu verwandeln. [4] **Lintwurm** = Schlangendrachen.

3. Siegfried.

Motto: Dein Lebenslos war ein auserlesenes.
Das Mannheitsmuster hat Mutter Erde
In dir geboren, und keinen Besseren
Wird die Sonne sehn als dich, o Siegfried.
Ältere Edda, Gripis=Spa 52.

1. Siegfried erhält ein Schwert. Zuerst schmiedete Regin zwei Schwerter, aber beide zerbrach Siegfried durch einen Hieb auf den Amboß. Da ging Siegfried zu seiner Mutter und bat sie um die Schwertstücke, welche sein sterbender Vater ihr übergeben hatte. Diese brachte er Regin, welcher daraus das herrliche Schwert Gram neu schmiedete. Siegfried schlug damit den Amboß in zwei Teile und zerschnitt mit der Schneide eine Wollflocke, die auf den Rheinwassern floß.

2. Siegfrieds Vaterrache. „Nun wirst du dein Versprechen erfüllen," sprach Regin, „und Fafnir erschlagen." „Ich werde es erfüllen," entgegnete Siegfried, „aber zuvor drängt mich eine andere Pflicht. Laut lachen würden Hundings Söhne, wenn mich, einem Königssohne, mehr verlangte nach roten Ringen als nach Vaterrache." Hialprek gab Siegfried ein Heer und Schiffe, damit er der heiligen Kindespflicht genügen und seinen Vater an Hundings Söhnen rächen könne. Es erhob sich eine blutige Schlacht zwischen dem Wölsung und den Hundingen, welche mit einer völligen Niederlage und dem Tode aller Hundinge endigte.

3. Siegfried erschlägt Fafnir. Nach diesem glänzenden Siege ging Siegfried die Gnitaheide hinauf zu dem Pfade, den Fafnir zu schreiten gewohnt war, wenn er zum Wasser ging. Siegfried machte mehrere Gruben und verbarg sich in einer derselben. Als nun der Lintwurm zum Wasser schritt, erbebte die Erde und Gift entströmte dem Rachen des Untiers. Aber Siegfried fürchtete sich nicht, noch erschrak er vor dem Getöse. Und als der Wurm über die Grube kroch, stach Siegfried ihm das Schwert in die Seite, so daß es bis an das Heft hineinfuhr. Dann sprang er behend aus der Grube und zog das Schwert an sich. Als der große Wurm seine Todeswunde fühlte,

schlug er mit Haupt und Schweif um sich und rief aus: „Eins sage ich dir in Wahrheit: Das gellende Gold, der glutrote Schatz, die Ringe werden dein Tod! Regin verriet mich, er wird auch dich verraten; mein Leben muß ich nun lassen, deine Macht war nur die stärkere." Und da starb Fafnir.

4. Siegfried tötet Regin. Regin hatte sich fortgemacht, während Siegfried den Fafnir getötet. Er kehrte wieder, als Siegfried das Blut vom Schwert abwischte, und rief: „Heil dir Siegfried! Den Sieg errangst du, den Fafnir hast du zu fällen verstanden. Vor allen Männern, die auf Erden wandeln, nenne ich dich nun den beherztesten Helden, das Muster von Mut und furchtloser Mannheit." Da ging Regin zu Fafnir, schnitt ihm das Herz aus, trank das Blut und sprach zu Siegfried: „Brate Fafnirs Herz am Feuer, damit ich es esse und Drachenmut gewinne." Siegfried briet Fafnirs Herz am Spieß, und als der Saft hervorschäumte, griff er mit dem Finger daran, zu prüfen, ob es gar wäre. Er verbrannte sich und steckte den Finger in den Mund, aber als Fafnirs Herzblut ihm auf die Zunge kam, verstand er Vogelstimmen und hörte was Adlerinnen in den Zweigen sangen. Sie verrieten ihm, daß Regin ihn zu ermorden trachtete. Auf sprang Siegfried und schlug Regin das Haupt ab, aß Fafnirs Herz und trank sein Blut.

5. Siegfried gewinnt den Hort. Wiederum sprach eine der Adlerinnen: „Eine Maid weiß ich, die allerschönste, goldgeschmückt, welche du werbend gewinnen könntest. Ihre Burg steht auf dem hohen Hindarfiall (Hirschkuhberge) und ist außen umlodert von leuchtender Lohe. Odhin stach die Kampfmaid mit dem Schlafdorn. Du sollst, Held, die Maid unter dem Helme sehn." Siegfried ritt zunächst nach Fafnirs Hause, und fand es offen. Die Thüren und alles Gebälk der Wohnung waren von Eisen. Der Schatz lag tief unten in der Erde vergraben. Da fand Siegfried großmächtiges Gold und füllte damit zwei Kisten. Er nahm auch den Ögirshelm, den Ring und viele Kostbarkeiten und belud Grani damit. Das Roß wollte aber nicht fortgehn, bis Siegfried auf seinen Rücken stieg.

4. Brunhilde.

Motto: Hoch und teuer mit tausend Schwüren
Gelobt ihr einander ewige Liebe,
Unverbrüchliche Brautschaft — und brecht sie dennoch.
Ältere Edda, Gripis-Spa 31.

1. **Brunhildens Erweckung.** Siegfried ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte sich südwärts nach Frankenland. Auf einem Berge sah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer, und es leuchtete zum Himmel empor. Aber als er hinzukam, da stand dort eine Schildburg und oben heraus wehte ein Banner. Siegfried ging in die Schildburg und sah, daß da ein Mann lag und schlief in voller Rüstung. Er zog ihm zuerst den Helm vom Haupte, da sah er, daß es ein Weib war. Dann zerschnitt er die Brünne (Ringpanzer) mit dem Schwert und zog sie ihr ab. Da erwachte sie, setzte sich aufrecht und sah Siegfried an.

2. **Brunhilde und Siegfried.** Sie sprach: „Wer zerschnitt mir die Brünne? Wer befreite mich vom Schlaf?“ Er antwortete: „Siegfried, Siegmunds Sohn, löste deine Bande.“ Da nahm sie ein Horn voll Met und reichte ihm den Minnetrank. „Heil dir Tag! Heil euch Tagessöhnen! Heil dir Nacht! Heil dir, du allesnährende Erde! Schauet mit freundlichen Augen auf uns und verleihet uns Sieg! Heil euch Asen! Heil euch Asinnen! Gründet uns Glück auf der grünenden Erde! Rede und Weisheit gebet uns beiden und heilkräftige Hände, so lange wir leben! Walküre war ich, eine Siegspenderin, Brunhilde heiß' ich. Gegen Allvaters Gebot gab ich einem Kriegsmann den Sieg. Da ward Odhin überzornig. Er stach mich mit einem Schlafdorn und sagte, daß ich fortan nie mehr Sieg erkämpfen, sondern das Geschick der sterblichen Frau erdulden und mich vermählen sollte. Ich aber schwur, mich keinem Manne zu vermählen, der sich fürchten könnte. Odhin umschloß mich mit Schilden und ließ Feuer um meinen Saal brennen. Darüber sollte allein der Held reiten, der mir das Gold darbrächte, das unter Fafnir lag.“ Siegfried bat sie, ihn Weisheit und Runen zu lehren, da sie Kunde von allen hohen Dingen hätte. Brunhilde lehrte ihn Sieg-

runen, Geistrunen und Segensrunen schneiden und sprach: „Mein erster Rat ist, dich rein zu halten von verwerflicher That gegen deine Verwandten. Auch wenn sie dir Übles ungerecht anthun, verzichte auf zornige Rache! Das rate ich zum andern: Schwör' keinen Eid, der sich als treu nicht bewährt, schweres Elend trifft dich für Treubruch. Friedlos ist der Schwurbrecher." Siegfried sprach: „Kein weiseres Weib ist zu finden als du, und das schwöre ich, daß ich dich haben will, denn du bist nach meinem Sinn." Sie antwortete: „Dich will ich und keinen anderen, hätt' ich auch zu wählen unter allen Männern." Und dies befestigten sie unter sich, mit heiligen Eiden. Siegfried schenkte ihr zur Besiegelung ihres Bundes den Ring Andwaranaut. Dann nahm er Abschied von der Trauten und ritt von hinnen.

5. Die Giukungen.

Motto: Ja, tapferer Held, so täuschen dich andre.
Du büßest gramvoll die Listen Grimhilds.
Mit dem Zaubergetränke macht sie dich treulos,
Nach der goldgelockten Tochter begehrlich.
Ältere Edda, Gripis-Spa 33.

1. Giuki und seine Familie. Giuki hieß ein König des Gotenvolkes, der besaß ein Reich im Süden am Rhein. Er hatte drei Söhne Gunther, Hagen und Guthorm und eine Tochter Kriemhilde, die war eine hochberühmte Maid.[1] Giukis[2] Gemahlin hieß Griemhilde, die Zauberkundige, ein Weib von hartem, grausamem Sinn. Auf seiner Fahrt von Brunhildens Burg nach Frankenland kam Siegfried an den Hof Giukis. Man empfing den berühmten Drachentöter mit großer Freude und feierte Spiele und Feste ihm zu Ehren. Griemhild beschloß, ihrer Familie den unvergleichlichen Helden mit dem reichen Schatz zu gewinnen. Sie wußte von seinem Verlöbnis mit Brunhilde und daher braute sie einen Zaubertrank, den sie Siegfried mit freundlichem Gruße darbot. Sobald dieser getrunken hatte, war die Schildmaid aus seinem Ge-

[1] Den Namen der nordischen Sage: Gunnar, Högni, Gudrun entsprechen im Nibelungenliede: Gunther, Hagen, Kriemhilde. Der Einfachheit halber stehen oben im Text die deutschen Namen dieser Hauptthelden. [2] Giuki, in der deutschen Sage = Gibich; (im Nibelungenliede heißt er Dankrat). [3] Waberlohe = auswallende Glut.

dächtnis wie ausgelöscht. Er fand Wohlgefallen an der lieblichen Kriemhilde, schloß den Blutbrüderbund mit Gunther und seinen Brüdern und vermählte sich mit Kriemhilde.

2. **Gunthers Brautfahrt und Hochzeit.** Gunther beschloß sich um Brunhilde zu bewerben und bat Siegfried, ihn bei dem gefährlichen Unternehmen zu unterstützen. Denn er erfuhr, daß Brunhilde geschworen, sich nur dem furchtlosen Helden zu vermählen, der durch ihre Waberlohe[3] ritte. Sie fanden die von Feuer umloderte Burg; Gunther bestieg Granis Rücken und spornte den Hengst gegen den Flammenwall. Allein Grani wollte nicht vorwärts gehn. Da vertauschte Siegfried durch den Zauber des Schreckenshelms die Gestalt mit Gunther und spornte das Roß in das aufbrausende Feuer. Die Erde erbebte, die hohe Lohe wallte zum Himmel. Doch Siegfried schlug mit dem Schwert den Grani, da erlosch vor dem Edeling das Feuer. Und als er zu Brunhilde kam, nannte er sich Gunther und sprach zu der von stillem Gram bewegten Maid: „Du bist mir zur Gemahlin bestimmt, denn ich bin durch deine Waberlohe geritten.“ Sie antwortete sorgenbewegt, von ihrem Sitz herab, wie ein Schwan von der Woge, und hatte das Schwert in der Hand und den Helm auf dem Haupte und war in der Brünne: „Gunther, rede nicht solches zu mir, wenn du nicht tapferer bist als jeder Mann. Meine Waffen sind gefärbt in Männerblut, und darnach gelüstet mich noch.“ Er sprach: „Manche Großthaten hast du vollbracht, aber gedenke nun deiner Verheißung, dem zu folgen, der das Feuer durchritte.“ Tief traurig fand sich Brunhild in ihr Schicksal. Drei Tage und Nächte weilte Siegfried in Gunthers Gestalt bei Brunhilde, so oft sie aber beisammen waren, legte er das entblößte Schwert zwischen sie und sich. Er gab ihr einen kostbaren Ring aus Fafnirs Hort und zog ihr den Andwaranaut, den er ihr einst geschenkt hatte, vom Finger. Dann ritt er zu dem harrenden Gunther zurück und sie vertauschten wieder die Gestalt. An den Rhein zurückgekehrt, feierten Gunther und Brunhilde ein prächtiges Hochzeitsfest. Als alles zu Ende war, da wich plötzlich der Zauber von Siegfried. Er erkannte Brunhild und gedachte der Eide, die er ihr geschworen, allein er bezwang sich und schwieg.

6. Brunhildens Rache und Tod.

Motto: Wie Liebe denn mit Leide am Ende lohnen kann.
Das Nibelungenlied.

1. Der Königinnen Zank. Eines Tages gingen Brunhilde und Kriemhilde zusammen an den Rheinstrom um zu baden. Da watete Brunhilde weiter hinaus in den Fluß, weil sie das Wasser, das von Kriemhildens Haar floß, nicht an ihrem Haupte leiden wollte. Auf Kriemhildens Frage, warum sie solches thue, antwortete Brunhild: „Warum sollte ich mich dir gleichstellen? Mein Gatte ist größer als deiner, denn er ritt durch das brennende Feuer, dein Gatte aber war Knecht König Hialpreks." Kriemhilde antwortete mit Zorn: „Gunther, wähnst du, sei durch die Flammen geritten? Siegfried war es! er, den du für König Gunther hieltest war bei dir drei Tage lang als dein Gemahl und nahm dir von der Hand den Ring Andwaranaut. Hier ist er, schau ihn an meinem Finger, Siegfried schenkte ihn mir." Brunhilde sah den Ring und erkannte ihn; da erbleichte sie, als ob sie tot wäre, ging heim und sprach kein Wort an dem Tag.

2. Brunhildens Gram. Am andern Morgen fragte sie Gunther: „Wo hast du den Ring, den du von mir nahmst, als du durch meine Waberlohe rittest?" Da er schwieg, fuhr sie fort: „Jetzt weiß ich es gewiß, nicht du Gunther, du Feigling, der du bleich wirst wie eine Leiche und weder König noch Held bist, rittest durch das Feuer. Ich schwur, allein dem furchtlosen Helden anzugehören, der durch die lodernde Glut ritte, und das ist Siegfried. Durch euren Betrug bin ich nun eidbrüchig, nie mehr fröhlich siehst du mich nun in deiner Halle." Und sie schloß sich mit ihrem Leid in ihre Kammer, sieben Tage lang und niemand wagte sie zu stören. Als Siegfried von Brunhildens Gram hörte, ging er zu ihr und bat sie das Vergangene ruhen zu lassen und ihren Harm abzuwerfen. Brunhilde antwortete: „Dir will ich meinen Zorn sagen. Keiner hat mich schlimmer betrogen als du. Nicht Gunther war es, der durchs Feuer zu mir geritten kam. Ich wunderte mich über den Mann, der in

meinen Saal trat und sich Gunther nannte. Dein leuchtendes Auge glaubte ich zu erkennen, und vermochte es doch nicht, denn ein Schleier lag stets über meinem Glücke. Verhaßt ist mir Gunther, wenn ich es auch vor andern verberge. Aber das ist mir der schwerste Kummer, daß ich dir den Tod nicht bringen kann." Siegfried antwortete: „Klage nicht darum! Bald wird ein Schwert in meinem Herzen stehn, und Schlimmeres kannst du dir nicht wünschen; denn du wirst mich nicht überleben." „Seitdem ihr mich um alle Wonne betrogt, erwiderte Brunhild, achte ich meines Lebens nicht. Du ragst über alle Männer empor, aber kein Weib mißachtest du so wie mich." Siegfried sprach: „Ich liebe dich mehr als mich, aber ein Zauber hielt mich verblendet. Ich erkannte dich nicht eher wieder, als bis du mit Gunther vermählt warst: und das ist mein größter Harm. Seitdem der Betrug von mir gewichen war, grämte ich mich, daß du nicht mein Weib wardst. Aber ich überwand mich, so viel ich vermochte. Hatte ich doch meine Wonne daran, in deiner Nähe zu sein." „Allzulang hast du gesäumt, mir das zu sagen, antwortete Brunhilde, nun ist keine Hülfe und ich will nicht mehr leben." „Ehe daß du stirbst, will ich dich nehmen und Kriemhilde verlassen," entgegnete Siegfried und seufzte so tief auf, daß seine Brünnenringe entzwei sprangen. „Nicht dich will ich," sagte Brunhild, „und auch keinen andern." Und Siegfried ging hinweg von ihr und trauerte. Brunhilde aber sprach zu Gunther: „Nun sterbe Siegfried, oder du, oder ich; denn er hat alles Kriemhilden gesagt und sie höhnt mich."

3. **Siegfrieds Tod.** Brunhilde drohte Gunther zu verlassen, falls er sie nicht an Siegfried räche. Gunther sprach zu Hagen: „Brunhild ist mir lieber als alles; sie ist die Königin der Frauen und eher sterbe ich, als daß ich ihr entsage. Siegfried soll sterben. So besänftigen wir Brunhild und gewinnen den Hort." Sie überredeten den jungen Guthorm, die Blutthat zu vollbringen und gaben ihm Schlangen- und Wolfsfleisch zu essen und Zaubertrank zu trinken, damit er wütend und blutdürstig werde. Guthorm ging am nächsten Morgen zu Siegfried, als er in seinem Bette ruhte; aber da der Wölsung ihn mit den leuchtenden Augen anblickte, wagte Guthorm

nicht ihn anzurühren. Und ebenso geschah's ein zweites Mal. Als er das dritte Mal hineinging, war Siegfried eingeschlafen. Da schwang Guthorm das Schwert und durchbohrte des Helden Brust, daß die Spitze unter seinem Rücken in den Polstern stecken blieb. Siegfried faßte sein Schwert Gram, warf es Guthorm in den Rücken und schnitt ihn in der Mitte voneinander. Kriemhild erwachte, vom Blut des Gemahls überströmt; im grimmigen Schmerz schlug sie die Hände zusammen, daß die Gläser auf dem Brette erklangen und die Gänse im Hofe aufschrieen.

4. Brunhildens Todeshochzeit mit Siegfried. Ihre gellende Wehklage drang bis an Brunhildens Lager. Es lachte da Brunhild einmal aus ganzem Herzen daß die ganze Burg ertönte, dann schwand ihr die leuchtende Farbe und sie trat an die Leiche Siegfrieds. Den Arm schlang sie um eine Säule, Feuer brach ihr aus den Augen, als sie die Todeswunde des Helden sah. Dann sprach sie: „Dir, Gunther, und dem ganzen Geschlecht der Nibelungen wird der Tod zum Lohn werden; denn ihr seid eidbrüchig! Euch hielt Siegfried die Treue und mir hätte er sie bewahrt, wenn ihr nicht mit schändlicher Zauberei den Sinn ihm bethört. Ein edelgesinntes Weib kann nicht ohne Liebe mit einem fremden Manne leben. Nur einen liebt' ich, Siegfried! denn ihn ansehn und ihn ewig sehn wollen war eins! Ihm, der meine Waberlohe durchritt, gelobte ich mich mit heiligen Eiden, und da ich nicht mit ihm leben durfte, will ich mit ihm zu den Göttern fahren! Verbunden auf ewig seien wir beide und versöhnt, o Siegfried!" Gunther umschlang ihren Hals und flehte sie an, bei ihm zu bleiben, sie aber wehrte ihn ab. Zum letzten Male schmückte sie sich mit der Goldbrünne, zückte ihren Dolch und stieß ihn sich tief in die Brust. Dann lehnte sie sich gegen Siegfrieds Lager und sprach: „Mein Gold und Gut nehme, wer es nur haben will. Bitten will ich dich, Gunther, eine Bitte, sie wird auf der Welt die letzte sein. Laß auf dem Felde einen Scheiterhaufen errichten, Siegfried und mir und unserm Gesinde. Mir zur Seite brenne Siegfried und zwischen uns liege das Schwert Gram, wie damals, da wir die Ringe wechselten und der Name von Gatten uns beiden gegeben ward. Mehr würde

ich noch sagen, wenn Odhin mir noch länger Atem gäbe, doch die Stimme versagt, die Wunde schwillt — Wahres allein sagt ich, so gewiß ich nun sterbe." — Siegfried wurde auf den Scheiterhaufen gelegt, und als derselbe ganz in Flammen stand, stieg die totwunde Brunhild mit letzter Kraft hinauf und verbrannte mit Siegfried.

7. Der Giukungen Untergang.

Motto: Niemals wieder wird wohl ein Weib in solcher Weise
Die Brünne tragen, um Brüder zu rächen.
Der Grimmen gelang's, eh' sie selbst erlegen,
Zum Tode zu fördern drei Völkerfürsten.
Ältere Edda, Atlakvidha 45.

1. Kriemhildens Flucht und Wiedervermählung. Kriemhilde war voll Gram über Siegfrieds Tod. Sie entfloh heimlich aus der Burg und gelangte nach mühseliger Wanderung zu König Alf von Dänemark. Hiördis, Siegfrieds Mutter, war gestorben und Alf hatte sich mit Thora vermählt. Bei ihr blieb Kriemhilde viertehalb Jahre und stickte dort die Heldenthaten Siegfrieds mit bunten Fäden in allerlei Borten. Unterdessen entstand Unfrieden zwischen den Giukungen und Atli (Attila), dem Bruder Brunhildens, um den Goldhort Fafnirs. Der Streit ward dahin geschlichtet, daß die Brüder Atli versprachen, ihm Kriemhilden zur Gattin zu geben. Kriemhilde aber wies Atlis Antrag heftig ab. Als jedoch die alte Griemhild ihrer Tochter einen Vergessenheitstrank gereicht hatte, willigte Kriemhilde ein, den Bruder Brunhildens zu heiraten. Bald zog sie mit Atli in das Hunnenland, aber wenig Frohsinn herrschte in seiner Halle, trotzdem Kriemhilde zwei Söhnen, Erp und Eitil, das Leben schenkte.

2. Atlis Einladung. Atli sann Tag und Nacht wie er den großen Goldhort der Giukungen in seine Macht bekommen könne. Er faßte den Entschluß die Verwandten einzuladen und sie bei ihrer Ankunft zur Auslieferung des Goldes zu zwingen. Kriemhilde erfuhr, daß Atli ihre Brüder zu betrügen gedenke. Da ritzte sie warnende

Runen in den Ring Andwari, knüpfte Wolfshaar darein und gab ihn dem Sendboten des Königs. Bevor der Bote an den Rhein kam, besah er Krimhildens Runen und ritzte sie um. Gunther nahm die Einladung Atlis an, trotzdem Hagen davon abriet und die runenkundige Kostbera, Hagens Weib, ungeachtet der gefälschten Schrift, die warnende Botschaft Kriemhildens entzifferte. Vor dem Aufbruche eilten Gunther und Hagen insgeheim an den Rhein und versenkten allda den Goldhort; niemals hat man ihn seitdem wiedergefunden.

3. Der Könige Kampf und Tod. Sie ritten darauf zur Königshalle Atlis. Dieser grüßte sie und sprach: „Gebt uns den Hort, den Siegfried besaß und der nun Kriemhilden gehört." „Niemals," entgegnete Gunther, „bietet ihr uns aber den Kampf, so werdet ihr es mit todesmutigen Männern zu thun haben." Zornig hörten's die Recken Atlis und ein Schwarm von Pfeilen schwirrte auf die Gäste. Der Lärm drang bis zu Kriemhild in ihre Kammer. Grausen ergriff bei der grauenvollen Kunde ihr Gemüt. Ihren goldenen Halsschmuck riß sie herab, daß die Ringe zersprangen. Sie schritt hinaus, riß rasselnd die Thür der Halle auf, trat furchtlos zwischen die Streitenden und hieß die Brüder mit Küssen willkommen. Es war der letzte Liebesgruß, der den Nibelungen im Leben werden sollte. Sie meinte es redlich. Dann sprach sie: „Ich sandte euch ein Sinnbild zur Warnung, doch dem Schicksal widersteht niemand, ihr kamet dennoch. Verraten bist du nun, Gunther! Was willst du, Gewaltiger, thun gegen Atlis List?" Mit klugen Reden riet sie zum Frieden, allein sie achteten nicht darauf. „Nein!" riefen alle. Als sie den Kampf beginnen sah, warf sie mutig entschlossen den Mantel ab, ergriff ein Schwert und kämpfte auf Seiten ihrer Brüder. Sie ging vorwärts wie der tapferste Mann. Einem Bruder Atlis hieb sie den Fuß ab, den andern traf sie ins Herz, und ihre Hände zitterten nicht. Einen wilden Kampf kämpften sie hier, der ward weit gepriesen. Die Nibelungen ließen die Schwerter schwirren, die Brünnen brechen, die Helme zerhauen. Sie durchkämpften die Morgen-, die Mittagsstunden und die zweite Hälfte des Tags bis Zwielicht; ringsum rieselte das Feld von rotem Blute. Eine übermächtige Schar griff Gunther an,

lange schützte ihn Hagen, sieben Männer erschlug er mit scharfem Schwerte und den achten warf er in heiße Glut. Endlich erlagen beide Helden und gerieten in Atlis Gefangenschaft. Die Freiheit bot Atli Gunther, wenn er den Hort ausliefere. Dieser aber sprach: „So lange mein Bruder Hagen lebt, werde ich nie die Stätte nennen, wo das Gold verborgen ruht.“ Atli befahl seinen Schergen, Hagen das Herz auszuschneiden und es Gunther zu bringen. Da meinte der Burgwart Atlis: „Laßt uns Hagen das Leben erhalten und an seiner Statt den Knecht Hialli nehmen.“ Kläglich schreiend suchte dieser sich dem Messer zu entwinden. „Laßt ihn laufen,“ sagte Hagen, „dies Spiel besteh' ich lieber selber, als daß ich solches Gewinsel anhöre.“ Dennoch schnitten sie dem Hialli das Herz aus der Brust, legten es auf eine Schüssel und brachten es zu Gunther. Dieser sprach: „Das ist eines Knechtes Herz: wie zittert es in der Schüssel! Zweimal so stark zitterte es, da es noch in der Brust lag; nicht gleicht es dem Herzen Hagens, des Helden.“ Nun blieb keine Wahl mehr, Atlis Befehl mußte geschehn. Hagen, der Helmzerschmetterer, verschmähte Kleinmut und schmerzliche Klage. Er ließ sich lachend ins Leben schneiden. So heldenhaft litt er; mit stolzer Stärke bestand er die Qual. Als nun Gunther das Herz auf der Schüssel erschaute, rief er: „Das ist das Herz des furchtlosen Hagen, kaum zittert es auf der Schüssel und niemals hat es in der Brust des Helden gebebt. Nun weiß ich allein, wo das Gold ruht und du, Atli, wirst es nie erfahren. Mit dem schädlichen Schatze schalte der Rheinstrom, in rollender Woge leuchte das Gold!“ Da banden sie Gunther die Hände und warfen ihn in einen Schlangenhof, in dem Nattern und sonstiges Gewürm krochen. Kriemhilde sandte dem Bruder heimlich eine Harfe. Da zeigte er seine Kunst, indem er die Saiten mit den Zehen schlug, und er spielte so trefflich und schön, daß die Jungfrauen weinten und die Männer schluchzten. Und so lange trieb er sein kunstvolles Spiel, bis alle Schlangen einschliefen. Nur eine Natter rührte weder Harfenklang noch Leid, sie kroch zu ihm heran und biß ihm tief ins Herz. Da ließ er sein Leben mit großem Heldenmute.

4. Kriemhildens Rache. Tot waren die Nibelungen; beim Ge-

dächtnismahl der Gefallenen saß Atli. Übergroße Rache beschloß Kriemhilde an ihrem Gatten zu nehmen. Sie schlachtete ihre beiden Söhne, Erp und Eitil, mischte ihr Blut in Atlis Wein, reichte ihm den Trank in den Hirnschalen der Kinder und gab ihm die Herzen derselben als Speise. Dann, nachdem er das Mahl beendet, enthüllte sie ihm das Entsetzliche. Empört fuhren die Männer auf von den Bänken, wildes Rufen und Waffengeklirr erhob sich — alle weinten, nur Kriemhild allein nicht, nie weinte sie seit Siegfrieds Tod. „Gräßliches thatest du, grimmiges Weib," schrie der König, „in den Met mir zu mischen mit Mutterhänden das Herzblut der Knaben! Mit Steinen zerschmettert, verbrannt sollst du werden auf dem Scheiterhaufen!" Kriemhilde sprach: „Siehe selber zu, dies Los zu meiden, schöneren Todes will ich in ein anderes Licht fahren!" Und da Atli vom Trunke sinnlos geworden, stieß sie ihm den Dolch in die Brust und sprach zu dem Sterbenden: „Meine Brüder und Siegfried waren, als sie in Treue beisammen standen, unbezwingbar. Als Siegfried starb — da sank mein Glück, hart war da mein Kummer, doch härter die Qual, dir zu folgen. Denn nie kamst du vom Kampf und hattest den Feind gefällt!" Als Atli tot lag, wurde er mit allen königlichen Ehren auf ein Schiff gebahrt und den Meereswellen übergeben. Dann warf Kriemhilde einen Feuerbrand in das Haus und stürzte sich selber ins Meer.[1]

Literatur: B. Sijmons, die Lieder der Edda herausgegeben und erklärt, 1888. — Deutsche Übersetzungen der Edda von den Brüdern Grimm, 1815; von Simrock, 1876; von Jordan, 1889. — Anton Edzardi, die Saga von den Wölsungen und Nibelungen aus der altnordischen Wölsunga-Saga frei übertragen, 1881. — Aug. Raszmann, die deutsche Heldensage, 2 Bd., 1863. — Paul, Grundriß der germanischen Philologie II. Bd., 1. Ab. S. 76, ff. — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte, II, S. 0–0.

[1] Der Fluch Andwaris ist erfüllt: Zwei Brüder, Fafnir und Regin und acht Edelinge Siegfried, dessen kleiner Sohn, Guthorm, Hagen, Gunther, Erp Eitil und Atli — haben um des Goldes willen den Tod gefunden.

2. Das Waltharilied. um 940.

Waltharius manu fortis von dem Mönch **Ekkehart I.**

Inhaltserzählung und Proben aus der deutschen Übersetzung des Waltharliedes von Victor von Scheffel.

> An poetischem Gehalt, an ruhiger Größe und Gewalt der Darstellung reicht dieses Klostergedicht an das Höchste hin, was unsere epische Dichtung geschaffen hat.
>
> Victor von Scheffel.

1. König Etzels Kriegsfahrt. Der Hunnenkönig Etzel (Attila) zieht mit einem mächtigen Heere nach dem Frankenlande um den König Gibich, der zu Worms am Rhein regiert, zu überfallen. Erschreckt vor der Überzahl der Feinde macht Gibich mit Etzel einen Vergleich, stellt ihm, da sein Söhnlein Gunther noch zu jung ist, seinen Vetter Hagen als Geisel, überliefert ihm einen unermeßlichen Schatz an Gold und Edelsteinen und verspricht einen jährlichen Zins zu zahlen.

1 Zur Zeit als dies geschah, da trug mit fester Hand
Das Scepter König Herrich in der Burgunden Land.
Ihm wuchs die einzige Tochter, benannt jung Hildegund,
Die war der Mägdlein schönstes im weiten Reich Burgund.
5 Die sollt' als Erbin einst, dem Volk zu Nutz und Segen
So Gott es fügen wollt, der alten Herrschaft pflegen.
Derweil nun mit den Franken der Friede gefestigt war,
So rückt' auf Herrichs Grenzmark der Hunnen kampfliche Schar.
Voraus mit flinkem Zügel lenkt' König Etzel sein Roß,
10 Ihm folgt' in gleichem Schritte der Heeresfürsten Troß.
Von Rosseshuf zerstampft die Erde gab seufzenden Schall,
Die zage Luft durchtönte Schildklirren als Wiederhall.

Im Ackerfelde funkelt' ein eherner Lanzenwald
Wie wenn die Frührotsonne auf tauige Wiesen strahlt,
15 Und so ein Berg sich türmte: er wurde überklommen,
Die Saone und die Rhone: es wurde durchgeschwommen.
Zu Chalons saß Fürst Herrich, da rief der Wächter vom Turm:
„Ich seh von Staub eine Wolke, die Wolke kündet Sturm,
Feind ist ins Land gebrochen, ihr Leute seht euch vor,
20 Und wem ein Haus zu eigen, der schließe Thür und Thor."
Der Franken Unterwerfung, dem Fürsten war sie kund;
Er rief die Lehenträger und sprach mit weisem Mund:
„Die Franken, niemand zweifelt's, sind tapfre Kriegesleute,
Doch mochte keiner dort dem Hunnen stehn zum Streite,
25 Und wenn die also thaten, da werden wir allein
Dem Tode uns zu opfern, auch nicht die Narren sein.
Ich hab ein einzig Kind nur, doch für das Vaterland
Geb ich es hin, es werde des Friedens Unterpfand."
Da gingen die Gesandten, barhäuptig, ohne Schwert
30 Den Hunnen zu entbieten, was Herrich sie gelehrt.
Höflich empfing sie Etzel, es war das so sein Brauch,
Sprach: „Mehr als Krieg taugt Bündnis, das sag ich selber auch,
Auch ich bin Mann des Friedens, nur wer sich meiner Macht
Thöricht entgegenstemmt, dem wird der Garaus gemacht.
35 Drum eures Königs Bitte gewähret Etzel gern."
Da gingen die Gesandten, es kündend ihrem Herrn.
Dem Thor entschritt Fürst Herrich, viel köstliches Gestein
Bracht' er den Hunnen dar, dazu die Tochter sein —
Der Friede ward beschworen, — fahr wohl, schön Hildegund!
40 So zog in die Verbannung die Perle von Burgund.

Ermutigt durch die glänzenden Erfolge fällt Etzel in Aquitanien[1]

---

[1] *Aquitanus*, deutsch = Wasconolant, Wasconia, Gascogne (heute Basken) zwischen Frankreich und Spanien. Die Gründung des westgotischen Reiches brachte es mit sich, daß in der Sage Spanier, Aquitanier und Goten oft identisch sind, wie auch Franken und Burgunder ineinander übergehen. So wird Waltharius im Nibelungenliede Walther von Spanje genannt. (Nib. 2281). Ursprünglich muß er als ein westgotischer Held gedacht sein. (J. Grimm). Im Nibelungenliede finden sich noch V. 1693–1695 und 1734–1736 Anspielungen auf Walther.

ein und zwingt den König Alpher sein Söhnlein Walthari, den jugendlichen Bräutigam Hildegundens, als Geisel zu stellen. Schwer mit Gold beladen kehren die Hunnen in ihr Reich an der Donau zurück.

2. **Walthari und Hildegunde.** Die beiden lieblichen Kinder, Walthari und Hildegunde, werden von Etzel und seiner Gemahlin mit Auszeichnung behandelt und ihrem hohen Range gemäß erzogen. Zur Jungfrau herangeblüht wird Hildegund als Schaffnerin dem Schatze der Hofburg vorgesetzt, während Hagen und Walthari sich mit Kriegsruhm bedecken. Unterdessen stirbt König Gibich und sein ihm nachfolgender Sohn Gunther bricht das Hunnenbündnis und verweigert die Entrichtung des Zinses. Sobald diese Kunde Hagen erreicht, flieht er bei Nacht aus dem Hunnenreich nach Worms zu seinem jungen Lehnsherrn Gunther. Von Argwohn gequält, daß auch Walthari ihm entfliehen möchte, sucht Etzel den jungen Goten durch Heirat mit einer Hunnentochter an seinen Hof zu fesseln. Allein dieser weicht ihm klüglich aus, indem er vorgiebt, daß die Sorge um Weib und Kind ihn im Schlachtenwetter lähmen würde. Etzel glaubt seiner sicher zu sein und vertraut ihm unbedingt.

Inzwischen hatte sich ein fernes Volk empört,
Da ward des Schwertes Schneide gen diesen Feind gekehrt,
Da wurde jung Walthari zum Feldhauptmann gemacht,
Und dauerte nicht lange, so schlugen sie die Schlacht.
45 Vorwärts drang ihre Heerschar als wie ein spitzer Keil,
Es zitterten die Lüfte von wildem Schlachtgeheul.
Hellauf klang die Drommete, die Speere flogen wild,
Aufleuchtet's wie ein Blitzstrahl von manch gespalt'nem Schild.
Und wie bei Nordsturms Sausen ein dichter Hagel fällt,
50 So ward zahlloser Pfeilschwarm herüber hinüber geschnellt.
Da ging's zum Handgemeng, gezogen ward das Schwert,
Da lag zerhauenen Hauptes manch ein gewappnet Pferd,
Da lag zerhauenen Hauptes beim Schild manch fester Ritter.
Hei, wie das Feld durchmähst du, Walthari, tapfrer Schnitter!

55 Als stünd' mit seiner Sense der Tod leibhaft im Streit,
So schauten ihn zag die Feinde bei seiner Blutarbeit.
Zur Linken und zur Rechten, wohin er sich gewendet
Hub sich ein jähes Flüchten, so ward der Kampf geendet,
Dem Hunnenvolke war ruhmvoller Sieg bereitet
60 Und von erschlagenem Feind manch preislich Stück erbeutet.
Drauf ließ der Führer blasen zur Ruh vom Waffentanz,
Er schmückte seine Schläfe mit grünem Eichlaubkranz,
Und Fahnenträger und Mannschaft, sie thaten all' wie er,
So zog im Siegesschmucke bekränzt nach Hause das Heer.
65 Jedweder suchte froh des Hauses gastlich Dach,
Zu König Etzels Hofburg Walthari schritt gemach.
Sieh da, wie eilig rannten die Diener aus dem Schloß,
Sie labten sich des Anblicks und hielten ihm das Roß;
Derweil aus hohem Sattel Walthari niederstieg
70 So frugen sie neugierig: „Gewannen wir den Sieg?"
Er warf just für die Neugier ein mäßig Bröcklein hin,
Und ging zum Königssaale, gar müd war ihm zu Sinn.
Hildgund traf er alleine, da küßt' er sie und sprach:
„Beschaff' mir einen Trunk, das war ein heißer Tag."
75 Da füllte sie den Becher, er trank den edlen Wein
Schnell wie den Wassertropfen einsaugt der glüh'nde Stein.
Dann schloß er in die seine der Jungfrau weiße Hand,
Beid' wußten daß von Alters verlobt sie seien einand'.
Errötend stand und schwieg sie. Da sprach er zu der Maid:
80 „Schon lange tragen wir der Fremde herbes Leid
Und sollten doch nach Rechten einander sein zu eigen:
Ich hab das Wort gesprochen! nicht länger mag ich's schweigen."
Die Jungfrau stand betrüblich, als wär's nur Spott und Hohn,
Aufflammt ihr blaues Auge, sie sprach mit herbem Ton:
85 „Was heuchelt deine Zunge, was nie dein Herz begehrt?
Viel besserer Verlobten hältst, Schlauer, du dich wert."
Da blickte treu und minnig, da sprach der tapfre Mann:
„Fern sei was du gedenkest, o hör' mich huldvoll an:

In meines Herzens Grunde haust weder Falsch noch Arg,
90 Niemals ich mit dem Munde den wahren Sinn verbarg.
Kein Späher weilt im Saale, nur wir zwei beid' allein,
Ich wüßt' ein süß Geheimnis, wollt'st du verschwiegen sein."
Da stürzte ihm zu Füßen Hildgund und weint' und sprach:
„Wohin du mich berufest, o Herr, ich folge dir nach."
95 Er hob sie auf mild tröstend: „Ich bin der Fremde müd,
Ein süßes Heimatsehnen die Seele mir durchglüht,
Doch ohne Hildgund nimmer steht mir zur Flucht mein Sinn,
So du zurücke bliebest, des schöpft' ich Ungewinn."
Da lacht' sie in die Thränen: „O Herr, du sprichst mit Fug
100 Das Wort das ich seit Jahren geheim im Busen trug,
Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen,
Durch Not und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen."
Und weiter sprach Walthari doch flüsternd nur, nicht laut:
„Dieweil sie dir zu hüten den Hunnenschatz vertraut,
105 So stell' des Königs Helm mir und Waffenhemd zurück
Und seinen Riemenpanzer, des Schmiedes Meisterstück.
Dann fülle du zwei Schreine mit Spangen und Gold zu Hauf,
Daß du sie kaum vom Boden zur Brust magst heben auf,
Auch sollt du mir beschaffen vier Paare starker Schuh,
110 — Der Weg wird lang — gleich viele richt' für dich selber zu;
Darüber magst du weiter kostbar Gefäß verpacken,
Beim Schmiede aber heische krummspitze Angelhaken,
Du wirst auf unsern Fahrten erschauen deinen Gesellen,
Wegzehrung uns gewinnen mit Fischen und Vogelstellen.
115 Dies all sei vorbereitet heut über sieben Tage,
Da sitzt mit seinen Mannen der König beim Gelage
Und schlafen weinbewältigt sie all' in trunkner Ruh . .
Glück auf! dann reiten wir dem Land im Westen zu!"

Am Abend des Festmahls, als Etzel und seine Mannen weinbezwungen in tiefem Schlafe liegen, hält Walthari den rechten Augenblick zur Flucht für gekommen.

Walthari rief Hildgunden vorsichtig nun zu sich:
120 „Wohlauf bring das Geräte, wohlauf und rüste dich!"
Dann führt' er aus dem Stall sein Roß, der Löwe hieß es,
Huffscharrend stand's und schäumend in seine Zügel biß es.
Er wappnete mit Erze des Rosses Stirn und Seite
Vom Bug hernieder hing er goldschwer die Schreine beide,
125 Dazu ein Körbchen Speise — dann gab er die wallenden Zügel
Der Jungfrau in die Hand und hob sie in den Bügel,
Er selber saß zu Rosse, vom roten Helmbusch umwallt,
Bepanzert und beschienet in riesiger Gestalt.
Zur Linken hing gegürtet ein Schwert, zur Rechten auch
130 Ein scharfer krummer Säbel nach hunnischem Gebrauch.
Jetzt schwang er Schild und Lanze, es ritten auf einem Roß
Walthari und Hildgunde aus König Etzels Schloß.
Sie ritten aus dem Schlosse, sie ritten die ganze Nacht.
Die Jungfrau lenkt' das Streitroß und hatte der Schätze acht
135 Und sorgsam auch zu Handen hielt sie die Fischergerte,
Dieweil das viele Gewaffen Walthari schier beschwerte.
Als nun die Morgensonne aufging mit lichtem Funkel,
Entbogen sie der Heerstraß' zu tiefem Waldesdunkel,
Und hätte Haß der Fremde und Heimweh nicht gedrängt,
140 So hätte schier Hildgunde das Roß nicht weiter gelenkt.
Wo nur ein Lüftlein rauschte, wo ein Waldvogel sang,
Wo schrill ein Baumast knarrte, da seufzete sie bang.
So mieden sie der Menschen Behausung und Gehege
Und suchten in bahnlosem Gebirg sich Weg und Stege.

145 Walthari ritt bei Nachtzeit weiter und weiter in Hast,
Des Tags in dichtem Walde und Buschwerk hielt er Rast,
Nah flogen ihm die Vögel, lieblich klang sein Gelock',
Er fing sie mit Leimruten und mit gespaltnem Stock,
Und wo im krummen Laufe ein Strom vorüberfloß
150 Eintaucht' er seine Angel und reiche Beute genoß.
So kürzten sich die Tage mit Fischfang und Gejaid, (Jagd)
Das schafft dem Hunger Stillung, dem Herzen Nüchternheit,

Und auf der ganzen Fahrt hat nimmermehr begehrt
Die Jungfrau zu umarmen der Recke ehrenwert.
155 Schon vierzehn Male war der Sonne Lauf vollendet,
Seit daß er sonder Abschied von Etzel sich gewendet,
Da glänzt' aus lichtem Waldsaum im Abenddämmerschein
Ein Fluß zu ihm herüber — das war der Vater Rhein,
Das war der Rhein, und jenseits am fernen Ufer stand
160 Die Königsburg von Worms, Hauptstadt in Frankenland.
Ein Schiffer kam gerudert auf breitgebautem Kahn,
Die letzten Donaufische bot ihm Walthari an,
Da fuhr ihn jener über, er war zufrieden der Gabe,
Und weiter flüchtend spornt Walthari das Roß zum Trabe.

165 Der Fährmann andern Tages nach Worms gegangen war,
Des Königs Leib- und Mundkoch bracht' er die Fische dar,
Der würzt' und salzte sie und setzte sie als Mahl
Dem König Gunther vor; erstaunt sprach der im Saal:
„Seit daß ich herrsche in Franken, nie sah ich einen Fisch
170 Von solcherlei Gestalt und Schmack auf meinem Tisch,
Der muß aus fremden Landen zu uns gekommen sein.
Sag an, mein Koch, geschwinde, wer brachte den herein?"
Da wies der Koch den Fährmann, der König rief ihn her,
Genau verkündet' der dem Fragenden die Mär:
175 „Ich saß am Rheinesstrande noch gestern Abend spat,
Da kam ein fremder Mann geritten den Uferpfad,
Als käm' er just vom Kriege, so schaut' er trutzig wild,
Er starrte ganz in Erze und führte Speer und Schild.
Schwer mocht' die Wucht der Rüstung auf seinen Schultern lasten,
180 Doch ritt er scharfen Schrittes und mochte nimmer rasten.
Dem Mann folgt eine Maid, schön wie der Sonne Scheinen,
Sie sitzt auf gleichem Gaul, schier streift ihr Fuß den seinen.
Die lenket mit dem Zügel das riesig starke Roß,
Von dessen Rücken hangen zwei Schreine mäßig groß.
185 Doch wie aufbäumend es den Nacken schütteln wollte,

Da hört ich drin ein Klingen von Edelstein und Golde.
Den Mann hab' ich gefahren. Der gab mir solche Fische."
Das Wort erlauschte Hagen. Er rief am Königstische:
„Freut euch mit mir, Genossen, die Sage wird klar und hell,
190 Aus Hunnenland heimreitet Walthari mein Gesell!"
Er riefs, da schallte Jubel hellauf im hohen Saal,
Doch übermütigen Sinnes der König Gunther befahl:
„Freut euch mit mir viel lieber, der ich dies durft' erleben:
Den Schatz, den einst mein Vater den Hunnen mußte geben,
195 Den hat ein guter Gott zurück mir jetzt gebracht!" —
Sprach's, und gehobenen Fußes umstieß er den Zechtisch mit Macht,
Und hieß die Rosse satteln, und las aus seinem Volk
Erprobter Mannen zwölfe als starkes Heergefolg.
Er wählt' den Hagen auch, der bat vergeblich ihn,
200 — Des alten Freunds gedenkend — zu ändern seinen Sinn.
Doch Gunther polterte: „Frisch vorwärts! drauf und drein!
Hüllt eure Heldenknochen in Eisenrüstung ein,
Schirmt mit dem Schuppenpanzer Rücken euch und Brust,
Des Frankenschatzes Räuber zu jagen ist mein Gelust!"
205 Da rückte aus dem Thor die Schar, die wohlbewehrte.
Walthari, edel Wild — Feind ist auf deiner Fährte!

Walthari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
In einen schattig finstern Forst ritt er hinein.
Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasichenwald,[1]
210 Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt.
Dort ragen dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmutig eine Schlucht,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest.[2]
215 Er schaut' den festen Platz. „Hier," sprach er, „laß uns rasten,
Des süßen Schlafes mußt' ich schon allzulange fasten;

Der Wasichenwald = die Vogesen. [2] Nicht weit von Bitsch und Weißenburg liegt der oben geschilderte Wasichenstein, wo sich noch heute die Ruinen einer Burg befinden.

Das war seit vierzehn Nächten, auf hartem Rosses Rücken,
Über den Schild gelehnet, ein unerquicklich Nicken."
Ab that er Wehr und Waffen und in der Jungfrau Schoß
220 Lehnt' er sein müdes Haupt: „Nun, teurer Fluchtgenoß,
Hildgund, halt sorgsam Wacht, und steigt vom Thal herauf
Fahldunkle Staubeswolke, dann wecke leis mich auf,
Doch käm auch angeritten ein ganzes Heer von Recken
So sollst du doch, Vielteure, nicht allzuschnell mich wecken.
225 Ich traue deinen Augen. Die sind gar scharf und rein,
Die schau'n weit in die Lande"... So schlief Walthari ein.

Im Sand sah König Gunther die Spur von Hufestritt,
Anspornend trieb den Renner er nun zu schnellerm Schritt.
„Herbei," rief er, „ihr Mannen! noch heute fah'n wir ihn
230 Samt den gestohlenen Schätzen, er soll uns nicht entfliehn."
„Umsonst, entgegnet Hagen: „Das geht so glatt nicht ab;
Manch einen tapfern Degen warf jener in das Grab.
Zu oft hab ich erschauet Walthari in Schlachtenwut,
Ich weiß er handhabt Lanze und Schwert nur allzugut."
235 Doch nimmer ließ sich warnen der vielverstockte Mann:
Im Glanz des Mittags ritten sie vor der Felsburg an.
Vom Bergesgipfel schaute Hildgund zum Thal hinab,
Da hub sich Staubeswirbel und ferner Rossestrab,
Sie strich mit leisem Finger des Schläfers braunes Haar:
240 „Wach auf, wach auf, Walthari, es naht uns eine Schar."
Der rieb sich aus den Augen des süßen Schlafes Rest
Und griff nach seinen Waffen und rüstete sich fest,
Und durch die leeren Lüfte schwang er den Speer mit Macht,
Das war ein lustig Vorspiel vor bitterernster Schlacht.
245 Hildgund wie sie von weitem die Lanzen blitzen sah,
Warf klagend sich zu Boden: „Nun sind die Hunnen da!
Nun fleh' ich, mein Gebieter, hau ab mein junges Haupt,
Daß, so ich dein nicht werde, kein andrer Mann mich raubt!" —
„Gebiete deiner Furcht," sprach mild der junge Recke,
250 „Fern sei daß schuldlos Blut die Klinge mir beflecke.

Der in so manchen Nöten ein starker Hort mir war,
Wird mich auch heute stärken zu werfen diese Schar.
Nicht Hunnen sind die Feinde, es sind nur dumme Jungen,
Die hier im Lande wohnen, sind fränkische Nibelungen."
255 Drauf deutet er mit Lachen nach einem Mann auf dem Roß:
„Das ist fürwahr der Hagen, mein alter Hunnengenoß."

3. Der Kampf auf dem Wasichenstein. Trotz Hagens Warnungen und Waltharis Bereitwilligkeit, dem König Gunther hundert Goldspangen zu schenken, beharrt letzterer auf seinem Vorhaben, den ganzen Schatz zu erkämpfen. Mit heldenkühner Tapferkeit erschlägt Walthari zehn von Gunthers Recken im Einzelkampfe, darunter auch den Neffen Hagens. Als dieser seinen vielgeliebten Schwestersohn in den Todeskampf reiten sieht, erfaßt ihn herbes Weh:

Bekümmert saß drum Hagen und seufzte tief und grollte:
„O nimmersatte Habgier, o schnöder Durst nach Golde,
O schlänge doch die Hölle das güldne Erz in Rachen,
260 Und gäb' es statt den Menschen zur Hut dem alten Drachen
Niemand hat mehr genug. Sie schaffen und sie scharren
Sich täglich mehr zusammen und sind doch arme Narren!
Wie reitest in den Tod auch du mein Neffe so blind,
Was soll ich deiner Mutter für Kunde bringen vom Kind?
265 Und was dem jungen Weibe, das traurig deiner harrt,
Dem noch zu schwachem Troste der erste Sproß nicht ward?"
Sprach's, und die Thräne rollt ihm langsam in Schoß hinab:
„Fahr' wohl auf lange!" seufzt' er, „fahr' wohl, du schöner Knab!"

So lagen die Genossen erschlagen allzumal,
270 Da seufzte laut der König und floh hinab in's Thal,
Auf des bewehrten Rosses Rücken schwang er sich
Und ritt zu Hagen hin und weinte bitterlich.
Er strebt' ihn zu erweichen mit Bitten mannigfalt
Und ihn zur Schlacht zu stacheln. Doch jener sagte kalt:

275 ‚Zu kämpfen hindert mich der Ahnen schnöd Geschlecht,
Mir lähmt ja kühles Blut den Arm zu dem Gefecht,
Bleich war ja schon mein Vater, wenn er die Lanzen schaute,
Und schwatzte feig derweil ihm vor der Feldschlacht graute —
O König, wie du also geprahlt vor den Genossen:
280 Für immer in die Scheide hast du mein Schwert gestoßen!"
Von neuem ging der König den Grimmen flehend an:
„Laß ab von deinem Grolle — laß ab und sei ein Mann!
Und schuf dir auch mein Schelten viel Zorn und Ungeduld
Ich will mit reicher Gabe wettschlagen meine Schuld.
285 Zu viel des edeln Blutes ward heute schon vergossen,
Magst du das alles schauen so müßig und verdrossen?
Fürwahr den Schimpf wird nimmer das Frankenland verwinden,
Schon hör' ich unsre Feinde zischend die Mär verkünden:
„Es kam ein fremder Mann, man wußte nicht woher,
290 Der tilgte ungestraft der Franken ganzes Heer."
Noch wollte Hagen zaudern. Er saß und übersann
Wie ihm Walthari einst in Treuen zugethan.
Doch als sein Herr und König mit aufgehobnen Armen
Kniefällig zu ihm bat, — da faßt' ihn ein Erbarmen,
295 Da brach das Eis im Herzen, sein Antlitz färbt' sich rot —
So er noch länger säumte, die Ehre litte Not.
„Wohin du auch mich rufest — o Fürst, ich werde gehn,
Was nimmer sonst geschah, die Treue heißt's geschehn!
Doch wer war je so thöricht, daß er in's offne Grab
300 So wie es hier aufgähnet, freiwillig sprang hinab?
So lang Walthari dort die Felsburg innehält
Zieht auch ein Heer vergebens wider ihn zu Feld.
Und wenn die Franken all, Fußvolk und Reiterei
An jenem Platze stünden, es käm ihm keiner bei.
305 Doch weil Beschämung dich und Schmerz danieder drücken,
Ersinn' ich einen Weg, auf dem wird's besser glücken.
Fürwahr, ich ginge nimmer, beschworene Treu zu brechen,
Selbst nicht — ich sag' es frank — des Neffen Tod zu rächen,

Für dich nur, Herr und Fürst, will der Gefahr ich stehn,
310 Drum auf und laß uns erst von dieser Walstatt gehn!
Es mögen unsre Rosse dort auf der Warte weiden,
Dann wähnt er uns gegangen — und wird von dannen reiten.
So er die enge Burg verlassen, dann wohlan,
Wir folgen ihm und greifen im offnen Feld ihn an.
315 Dann magst nach Herzenslust und mehr selbst als dich freut
Du mit Walthari fechten; nicht schenkt er uns den Streit."
Dem Könige gefiel des Hagen schlaues Wort,
Er sänftigte ihn vollends mit einem Kuß sofort,
Dann wichen beide und spähten sich sichern Hinterhalt,
320 Die Rosse ließen sie frei grasen in dem Wald.

Gesunken war die Sonne. Einbrach die dunkle Nacht,
Der müde Held Walthari stand prüfend und bedacht':
Ob er in sichrer Felsburg schweigsam verweilen möge,
Ob er durch öde Wildnis versuche neue Wege.
325 Er scheute bloß den Hagen und ahnte böse List,
Daß ihn der König dort umarmet und geküßt.
Des fürchte ich, so dacht' er, daß sie zur Stadt entreiten
Und morgen früh den Kampf erneu'n mit frischen Leuten.
Wofern sie nicht schon jetzt im Hinterhalte lauern. —
330 Auch schuf der wilde Wald ihm ein gelindes Schauern
Als dräut' es drin ringsum von Dorn und wilden Tieren,
Daß er dort hilflos irrend die Jungfrau möcht' verlieren.
Dies alles wohlgeprüft und wohlerwogen sprach er:
„Wie es auch gehen mag, hier sei bis mor'n mein Lager,
335 Daß nicht der König prahle, ich sei dem Diebe gleich
Entflohn bei Nacht und Nebel aus dem Frankenreich."
Er sprach's, und Dorn und Strauchwerk hieb er sich rings vom Hag
Und schloß den engen Pfad mit stachlichem Verhack
Mit bitterm Seufzen wandt' er sich zu den Leichen dann,
340 Jedwedem Rumpfe fügte sein Haupt er wieder an;
Gen Sonnenaufgang warf er knieend sich zur Erde
Und sprach das Sühngebet mit scharfentblößtem Schwerte:

„O Schöpfer dieser Welt, der alles lenkt und richtet,
Gen dessen hohen Willen sich nichts hienieden schlichtet,
345 Hab' Dank, daß heute ich mit deinem Schutz bezwungen,
Der ungerechten Feinde Geschoß und böse Zungen!
O Herr, der du die Sünde austilgst mit starken Armen
Doch nicht den Sünder selbst — dich fleh' ich um Erbarmen:
Laß diese Toten hier zu deinem Reich eingehn,
350 Daß ich am Himmelssitze sie möge wiedersehn."
So betete Walthari. Dann trieb er alsogleich
Der Toten Rosse ein, und band sie mit Gezweig.
Noch sechse waren übrig. Zwei waren umgekommen.
Drei hatte König Gunther mit auf die Flucht genommen.
355 Dann löst' er seine Rüstung. Das war dem Hitzigen gut,
Mit frohem Zuspruch schöpft' er der Jungfrau Trost und Mut,
Mit Speise und mit Trank labt' er die müden Glieder
Und auf den Schild gelagert warf er zum Schlaf sich nieder.
Den ersten Schlummer sollte Hildgunde ihm behüten,
360 Denn allzusehr nach Ruhe gelüstet's den Vielmüden.
Er selbst behielt sich vor die Wacht am frühen Morgen,
Er wußt', da drohten ihm erneuten Kampfes Sorgen.
Zu Haupt ihm sitzend wachte Hildgund die Nacht entlang
Und scheuchte von den Augen den Schlaf sich mit Gesang.
365 Bald hub Walthari sich und brach des Schlummers Rest
Und hieß die Jungfrau ruhen, und griff zum Speere fest
Und wandelt' auf und ab. Bald schaut' er nach den Rossen,
Bald lauscht' er an dem Walle. So war die Nacht umflossen.

Der Morgen dämmerte. Es fiel ein linder Tau
370 Auf Busch und Blatt und Halm hernieder in die Au.
Zu der Erschlagenen Leichen schritt jetzt Walthari hin,
Die Waffen und den Schmuck zu rauben war sein Sinn.
Die Panzer samt den Helmen, die Spangen nahm er zur Hand,
Und Schwert und Wehrgehenk. Doch ließ er das Gewand.
375 Er nahm der Rosse viere und lastet' sie damit,
Hildgund auf's fünfte hob er, das sechste er selbst beschritt.

Erst ritt er aus dem Walle, die Gegend zu erspähn,
Und ließ die Falkenaugen sich rings im Kreis ergehn.
Nach Wind und Lüften hielt er das Ohr gereckt und lauschte,
380 Ob nichts geschlichen käme, ob nichts im Grase rauschte,
Ob nicht von schwerem Zügel sich höb' ein fernes Tönen
Oder von Rosseshuf die Erde möcht' erdröhnen.
Doch rings lag alles still. Die Rosse schwer beladen
Trieb er jetzt vor und sandte Hildgund auf gleichen Pfaden,
385 Er selber führt' den Gaul, der ihm den Goldschrein trug,
Und schloß in Wehr und Waffen als Hüter den reisigen Zug.
Sie hatten tausend Schritte etwa zurückgelegt,
Da schaute Hildgund um, sie war von Furcht bewegt,
Da schaute sie vom Hügel herab zwei Männer eilen,
390 Die ritten scharf des Weges und mochten nicht verweilen.
Und zu Walthari rief die Jungfrau schreckensbleich:
„Das Ende kommt, o Herr! Zur Flucht jetzt sputet euch."
Walthari wandte sich. Die Feinde nahm er wahr:
„Ich will in's Antlitz mir beschauen die Gefahr.
395 Und winkt mir auch der Tod: viel besser ist's zu streiten,
Als Hab und Guts verlustig einsam von dannen reiten.
Du Hildgund nimm die Zügel und treib' das Goldroß fort,
Der dichte Hain dort drüben beut sichern Zufluchtsort.
Ich will am Bergeshang mir einen Stand erkiesen
400 Und harren wer da kommt, und ritterlich sie grüßen."

Die Jungfrau that sofort, wie sie Walthari hieß.
Der machte unbefangen zurecht jetzt Schild und Spieß
Und ritt des Weges weiter als wie ein fremder Mann.
Da schrie ihn schon von ferne der König Gunther an:
405 „Jetzt ist dein Unterschlupf benommen, grimmer Held!
Aus dem du zähneweisend als wie ein Hund gebellt.
Heraus in's offne Feld, dein warten neue Streiche,
Noch steht zu proben ob das End' dem Anfang gleiche.
Du weisest ja Ergebung und Flucht so schnöd' zurück,
410 Laß sehn, ob du auch heute um Lohn gedungen das Glück!"

Verächtlich that Walthari kein Wort dawider sagen,
Als wär' er taub geworden. Er wandte sich an Hagen:
„O Hagen, alter Freund, sag' an was ist geschehn,
Daß also umgewandelt ich dich muß wiedersehn?
415 Der thränend einst beim Abschied in meinen Armen lag
Verrennt gewaffnet mir den Weg an diesem Tag?
Fürwahr ich dachte einst, käm' heimwärts ich gegangen,
Du würdest grüßend mich mit offnem Arm umfangen,
Und gastlich mich bewirten und pflegen mich in Freuden
420 Und reich beschenkt den Freund in's Heimatland geleiten.
Ich zog auf fremden Wegen. Oft wollt' das Herz mir schlagen:
O wär' ich bei den Franken, dort lebt mein Freund, der Hagen!
Gedenkst du nimmermehr der alten Knabenspiele,
Wo wir einmütig einst gestrebt nach gleichem Ziele?
425 Nicht mehr der Freundschaft? O wenn ich dein Antlitz sah
So däuchten mir die Eltern, die teure Heimat nah.
Ich wahrte dir die Treue am Hof und vor dem Feind,
Laß ab d'rum von dem Frevel und sei mein alter Freund!
Des werd' ich hoch dich preisen, und bist du mir zu Willen,
430 Werd' ich mit rotem Golde den hohlen Schild dir füllen."[1]
Mit finsterm Blick und zürnend sah ihn Hagen an:
„Erst übest du Gewalt und schwatzest listig dann;
Die Treue hast du gebrochen, du wußtest mich zugegen,
War dir an meinen Freunden, am Neffen nichts gelegen?
435 Nicht magst du dich entschuld'gen, wenn ich auch ferne stand,
An Waffen und Gestalt war ich dir gut bekannt.
Und doch hat mir dein Schwert den zarten Sproß gemäht,
Den teuren blonden Jungen. Da war die Freundschaft wett.[2]
Drum heisch' ich jetzt von dir nicht Gold, nicht Bruderbund,
440 Von deiner Hand verlang' ich den toten Neffen zur Stund!"

Von Rosses Rücken schwang sich Hagen nun zur Erde,
Da ließen auch Walthari und König Gunther die Pferde.

[1] Walthari bietet hier nach altgermanischem Brauch ein „Wergeld" für den erschlagenen Neffen Hagens. [2] wett oder quitt = ausgeglichen, aufgehoben.

Zum Fußkampf standen sie, zwei wider einen Mann.
Die zweite Frühstund' war's, da hub das Streiten an.
445 Erst brach den Frieden Hagen und warf mit Macht den Speer,
Der flog in hohem Bogen mit Zisch und Zasch daher.
Walthari mochte nicht ausbeugen, doch er hielt
In schräger Richtung ihm entgegen seinen Schild;
Rückprallte das Geschoß als wie von Marmelstein
450 Und wühlte bis zum Nagel sich in die Erde ein.
Dann warf auch König Günther den schweren Eschenschaft,
Er warf ihn kecken Mutes, doch nur mit schwacher Kraft,
Den Schildrand traf er nur, und konnt' ihn nicht zerreißen,
Walthari schüttelte — da fiel das matte Eisen.
455 Das war ein schlimmes Zeichen. Jetzt griffen sie zum Schwerte,
Doch grimmen Blicks Walthari sich mit der Lanze wehrte.
Die Klingen waren kurz, sie reichten nicht an ihn,
Da fuhr ein schlimmer Plan dem König durch den Sinn.
Sein abgeschossner Speer lag vor Waltharis Füßen,
460 Den hätt' er heimlich gern zu sich zurückgerissen —
Er winkte mit dem Aug', daß Hagen vorwärts dringe,
Und stieß zurück zur Scheide die goldgeschmückte Klinge,
Da ward die Rechte frei zum Diebsgriff — und den Schaft
Hielt er schon festgepackt — und hätt' ihn auch errafft.
465 Doch auf den Hagen stürmte Walthari plötzlich her
Und trat mit starkem Fuß auf den gegriffnen Speer.
Der Überraschung ward der König sehr erschrocken,
Die Kniee wankten ihm, sein Atem wollte stocken,
Schon war der Tod ihm nah. Doch sprang in schnellem Lauf
470 Ihm schirmend Hagen bei. Da stund' er zitternd auf,
Es ward der bitt're Kampf jetzt ungesäumt erneut,
Fest stand Walthari noch, doch ungleich war der Streit —
Er stand: so steht der Bär gejagt von wilder Hatze,
Unwillig vor der Meute und droht mit scharfer Tatze,
475 Und duckt das Haupt und knurrt. Weh dem, der an ihn schwirrt,
Er preßt ihn und umarmt ihn bis er sich nimmer rührt,

Scheu flieht der Hunde Schar mit heulendem Gebelle. —
So flutete die Schlacht schon auf der höchsten Welle,
Dreifache Not des Todes auf jeder Stirne stand:
480 Die Wut, die Last des Kampfes, und glüh'nder Sonnenbrand.
Gepreßten Herzens schaute bereits Walthari um,
Ob sich kein Ausweg öffne. Zu Hagen rief er drum:
„O Hagdorn grün im Laub, du magst so gern mich stechen
Und mir die Heldenkraft mit schlauen Sprüngen brechen,
485 So schwerer Mühe satt will ich mit dir jetzt ringen —
Und bist du riesenstark, ich will dich näher bringen!"
Er sprach's und hochaufspringend warf er die Lanze keck.
Sie traf und riß ein Stück ihm von der Rüstung weg,
Und streifte seine Haut, doch nur ein wenig, an,
490 Dieweil gar starken Panzer sich Hagen umgethan.
Walthari aber riß das Schwert aus seiner Scheide
Und stürmt' auf Gunther ein und schlug den Schild bei Seite —
So wundersam gewalt'gen Schwertschlag that er behende,
Daß er ihm Bein und Schenkel ganz von der Hüfte trennte.
495 Halbtot auf seinem Schilde lag König Gunther da,
Selbst Hagen wurde blaß, wie solchen Schlag er sah.
Hoch schwang Walthari jetzt die blutbefleckte Klinge,
Auf daß der wunde König den Todesstreich empfinge,
Doch Hagen warf dem Hieb das eigne Haupt entgegen,
500 Da sprühte von dem Helm hoch auf ein Funkenregen;
Der Helm war hart geschmiedet. Drum brach das Schwert mit Klirren,
Durch Luft und Busch und Gras zahllose Trümmer schwirren.
Walthari, wie ihm so die Klinge war zersplittert,
Fuhr unwirsch auf, es ward sein Herz von Zorn durchschüttert,
505 Weg warf verächtlich er den Griff — was sollt' er nützen,
Ob er auch kunstgefüget von Golde mocht' erblitzen?

Scheffel sagt über das Waltharilied: „Der Geist großer Heldenzeit weht darin, wild und fast schaurig, wie Rauschen des Sturmes im Eichwald. Es klingt und sprüht von Schwerteshieb, zerhauenem Helm und Schildrand, und ist von minniglichem Flötenton so wenig zu verspüren als von angegeistetem Schwatzen über Gott und die Welt. Riesenhafter Kampf und riesenhafter Spaß, altes Reckentum in seiner schlichtfürchterlichen Art, ehrliche, fromme,

Doch wie er unbedacht die Hand zum Wurf ausreckte,
That Hagen einen Hieb, der sie zu Boden streckte.
Da lag die tapfre Rechte, so furchtbar manchem Land,
510 So siegespreisgeschmückt — nun blutend in dem Sand.
Ob zwar ein linker Mann — Walthari war noch nicht
Der Kunst des Fliehens kundig, starr blieb sein Angesicht,
Er biß den Schmerz zusamm', und in den Schild einschob er
Den blut'gen Stumpf, und schnell mit linker Faust erhob er
515 Das krumme Halbschwert das er einst im Hunnenland
Als Notbehelf sich um die rechte Hüfte band.
Das rächte ihn am Feind. Da ward dem grimmen Hagen
Sein rechtes Auge ganz aus dem Gesicht geschlagen,
Zersäbelt war die Stirn — die Lippen aufgeschlissen,
520 Dazu sechs Backenzähne ihm aus dem Mund gerissen.

So ward der Kampf geschlichtet — wohl durften beide ruh'n.
Laut mahnten Durst und Wunden, die Waffen abzuthun.
Da schieden hochgemut die Helden aus dem Streit,
An Kraft der Arme gleich und gleich an Tapferkeit.
525 Wahrzeichen ließ jedweder zurück von dem Gefechte,
Hier lag des Königs Fuß — dort lag Waltharis Rechte,
Dort zuckte Hagens Aug': So hob an jenem Platz
Sich jeder seinen Teil vom großen Hunnenschatz.
Die beiden setzten sich. Der dritte lag am Grunde.
530 Mit Blumen stillten sie den Blutstrom aus der Wunde.
Hildgund der zagen Maid laut rief Walthari dann,
Die kam und legte guten Verband den Recken an.
Walthari drauf befahl: „Jetzt misch' uns einen Wein,
Wir haben ihn verdienet, er soll uns heilsam sein.

---

schweigende Liebe und ächter, dreinschlagender Haß — das waren Ekkehards Bausteine. Aber darum ist sein Werk auch gesund und gewaltig worden und steht am Eingange der altdeutschen Dichtung, groß und ehrenfest wie einer jener erzgewappneten Riesen, die die bildende Kunst späterer Zeiten als Thorhüter vor der Paläste Eingang zu stellen pflegt.

Und wen die Herbigkeit alter, oft schier heidnischer Anschauung unlieblich anmuten möchte, gleich einem rauhen Luftzug an den Dünen des Meeres, daraus

535 Es sei der erste Trunk dem Hagen zugebracht,
Der war dem König treu und tapfer in der Schlacht.
Dann reich' ihn mir, der ich das Schwerste hab' erlitten,
Zuletzt mag Gunther trinken der lässig nur gestritten."
Die Jungfrau folgt' dem Winke, und bracht's dem Hagen dar,
540 Da sprach der Held, wie sehr er von Durst gequält auch war:
„Walthari, deinem Herrn, sei erst der Trunk gereicht,
Braver als ich und alle hat der sich heut' erzeigt!"
Zwar müd, doch frischen Geist's saß jetzt beim Wein geeint
Hagen der Dornige mit seinem alten Freund.
545 Nach Lärm und Kampfgetös, Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die zwei viel Scherz und Kurzweil trieben.
„Zukünftig," sprach der Franke, „magst du den Hirsch erjagen,
O Freund! und von dem Fell den Lederhandschuh tragen,
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
550 So meint noch mancher Mann, die Hand sei eine echte.
O weh, auch mußt fortan du, allem Brauch entgegen
Um deine rechte Hüfte das breite Schlachtschwert legen,
Und will Hildgunde einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen mit der Linken,
555 Und alles was du thust, muß schief und linkisch sein" ....
Walthari ihm erwidert': „O Einaug, halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh' ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
560 Und tapfrer Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten.
Doch alter Treu gedenkend schöpf' ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen.

---

der frackumhüllte Mensch Erkältung schöpft und ein Hüstlein, der möge bedenken, daß einer das Lied sang, der selber in der Hunnenschlacht gefochten, und daß er's sang, die Locken umsaust vom Winde, der über die Schneefelder der Alpen gestrichen, viel hundert Klafter über den Niederungen des Thales, die Wolfshaut zum Mantel, den Felsblock der Höhle zum Schreibtisch, die Bärin zum Zuhörer.

565 So ward der alte Treubund erneut mit Glimpf und Scherz,
Dann trugen sie den König, dem schuf die Wunde Schmerz,
Und hoben sänftlich ihn auf's Roß und ritten aus.
Nach Worms die Franken zogen. Walthari ritt nach Haus.
Dort ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
570 Und bald ward auch Hildgunde dem Treuen anvermählt.
Nach seines Vaters Tod thät er der Herrschaft pflegen
Und führte dreißig Jahre sein Volk mit Glück und Segen;
Noch in manch schwerem Kampfe gewann er Sieg und Ruhm,
Doch stumpf ist meine Feder und billig schweig ich drum.
575 Hochweiser Leser du, schenk meinem Werke Gnade.
Wohl gleicht mein rauher Reim dem Sang nur der Cicade,
Doch für das Höchste ist mein junger Sinn erglüht.
Gelobt sei Jesus Christ! — So schließt Waltharis Lied.

Literatur. Scheffel und Holder, Waltharius, lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts, (Original und Übersetzung) 1874. — Victor von Scheffel, Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert; 1876. — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte I, S. 80, 81. —

Dort oben, wo die Abgründe gähnen, der Donner zwölffältig durch die Schluchten rollt, und der Lämmergeier in einsam stolzen Kreisen dem Regenbogen zufliegt, dort muß einer etwas Großes, Kerniges, Bärenmäßiges singen oder reuig in die Kniee sinken wie der verlorene Sohn und vor der gewaltigen Natur bekennen, daß er gesündigt. — — Echte Dichtung macht den Menschen frisch und gesund!“

3. Das Nibelungenlied. um 1190.

Inhaltsangabe nebst Proben in eigener Übersetzung.

Laut ward das Lied gesungen im Lande weit und breit,
Hat neu sich aufgeschwungen in dieser späten Zeit.
Nun mögt ihr erst verstehen ein altgesprochnes Wort:
„Das Lied der Nibelungen, das ist der Nibelungenhort."
Karl Simrock.

I. Kriemhildens Liebe und Leid.

1. Von den Nibelungen zu Worms am Rhein.

1. Uns ist in alten Mären gesungen wundersviel 1
Von lobenswerten Helden, von kühnem Waffenspiel;
Von hohen Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken[1] Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen.

2. Es wuchs einst in Burgunden ein edles[2] Mägdelein 2
Fürwahr kein schön'res mochte in allen Landen sein;
Kriemhild[3] war sie geheißen, sie ward ein schönes Weib,
Um sie verloren viele das Leben und den Leib.

3. Drei Kön'ge pflegten ihrer, so edel und so reich, 4
Die Brüder Gunther[4] und Gernot,[5] an Würde beide gleich,
Und Giselher[6] der junge, ein Degen[7] kühn und gut;
Die Frau[8] war ihre Schwester und stand in ihrer Hut.

---

[1] Recke, (gotisch vrikan, althochd. rëchan = verbannen, rächen) ist ursprünglich der Verfolgte, Verbannte, Unglückliche (daher engl. wretch). Ein solcher nahm gewöhnlich in der Fremde Kriegsdienste an und zeichnete sich durch große Tapferkeit aus. Daher erhielt Recke die Bedeutung tapferer Krieger, Held. [2] edel = adelig. [3] Kriemhilde, (grima = Schreckenshelm, hilde = Kampf) = die Helmkämpferin. [4] Gunther, (gund = Krieg, hari, heri = Heer) = Kriegsheer. [5] Gernot, (ger = Speer, not = Kampfgewühl) = Speerkämpfer. [6] Giselher, (gîsel = Kriegsgefangener, Geisel) = einer, der sich bei einem Heere als Kriegsgefangener befindet. [7] Degen = junger Ritter, Held. [8] Frau (frowe) bedeutet so viel wie Herrin und galt im Mittelalter als Titel für verheiratete wie unverheiratete Personen weiblichen Geschlechts; Weib (wîp) bedeutet Ehefrau; Maid oder Magd (meit, maget) = Jungfrau.

4. Mit ihrem Hofhalt lebten die drei zu Worms am Rhein — 6
Des Landes stolze Ritter sie dienten im Verein
Den Herren bis ans Ende, hoher Ehren voll.
Einst endeten sie traurig durch zweier Frauen Groll.

5. Da war von Tronje Hagen[1] und auch der Bruder sein: — 9
Der schnelle Degen Dankwart, von Metz Herr Ortewein;[2]
Und Eckewart und Gero, die Markgrafen zween,
Und Volker von Alzei,[3] der wußte wohl im Kampf zu stehn.

6. Von ihres Hofes Ehren und ihres Volkes Kraft, — 12
Von ihrer Zier und Würde und all' der Ritterschaft
Wie sie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Des könnt' in Wahrheit niemand euch volle Kunde geben.

7. In diesen hohen Ehren da träumte einst Kriemhild, — 13
Sie zöge einen Falken gar schön und stark und wild,
Den würgten ihr zwei Aare; daß sie das mußte sehn,
Ihr konnte nie auf Erden ein größ'res Leid geschehn.

8. Den Traum alsbald erzählte sie ihrer Mutter Ute,[4] — 14
Da sprach so gut sie's wußte die Königin die gute:
„Der Falke den du zogest, das ist ein edler Mann;
Ihn wolle Gott behüten, sonst ist's um ihn gethan."[5]

9. „Was sagt ihr mir vom Manne, vielliebe Mutter mein, — 15
Ohn' eines Recken Minne will ich für immer sein!
Schön wie ich jetzt bin möchte ich bleiben bis zum Tod,
Durch Reckenminne will ich gewinnen nimmer Not."

10. „Versprich es nicht zu sicher!" gab Ute ihr zurück: — 16
„Willst du auf dieser Erde gewinnen Herzensglück,
Von Mannes Minne kommt es. Du wirst mit Glück vermählt,
Hat Gott dir edlen Ritter zum Gatten auserwählt."

---

[1] Hagen = Dorn (vergl. Hagedorn, hawthorn); von Tronje = von Troja oder von Tronia im Elsaß. [2] Ortwein, (ort = Schwertspitze, wine = Freund) = Waffenfreund, Schwertgenosse. [3] Volker, (volc = Schar im Gefechte, ger = Speer) = Speerkämpfer im Schlachtengedränge; von Alzei = eine hessische Stadt bei Worms. [4] Ute = Ältermutter; im Nibelungenliede heißt die Mutter Ute, der Vater Dankrat, die Tochter Kriemhilde. In der Edda und der Wölsungensage heißt der Vater Giuki (Gibich), die Mutter Griemhilde, die Tochter Gudrun. [5] Das Bild ist der germanischen Göttersage entnommen. Die Aare = Adler sind Winterriesen, Nibelungen (= Nebeldämonen), hier Gunther und Hagen; der Falke der Lichtgott, hier Siegfried. (Vergl. das Lied S. 163.) Im Traum liegt die erste Ahnung unaussprechlichen Wehes für Kriemhilde; er steht dem ganzen Liede gleichsam als Motto voran.

11. „Die Rede lasset bleiben, vielliebe Mutter mein: 17
Es ward an vielen Weiben ersehn mit klarem Schein,
Wie Liebe denn mit Leide am Ende lohnen kann:[1]
Ich will sie meiden beide, nie geht mir's übel dann."

2. **Siegfrieds Fahrt nach Worms:** Gleichzeitig lebt in Niederfranken zu Santen am Rhein ein Königskind von hoher Schönheit und großem Heldenmut, Siegfried,[2] der Sohn Siegmunds[3] und Siegelindes.[4] Nachdem Siegfried mit vierhundert seiner Altersgenossen zum Ritter geschlagen ist, zieht er herrlich ausgerüstet mit zwölf auserlesenen Mannen zu den Burgunden nach Worms, um die herrlichste Maid, Kriemhilde, zu gewinnen. Nach sechstägiger Fahrt langen sie in Worms an, durch ihre männliche Jugendkraft und ihren seltenen Schmuck der Gewänder und Rüstungen das Erstaunen des Königs Gunther erregend. Nur Hagen, dem alle fremden Länder kund sind, vermag zu sagen, wer die Helden sind und von wannen sie kommen.

3. **Hagens Bericht über Siegfried:** „Obgleich ich im Leben Siegfried nicht gesehn habe, spricht Hagen, so bin ich geneigt jenen herannahenden herrlichen Degen für Siegfried zu halten. Einst besiegte Siegfried das Geschlecht der Nibelungen. Er erschlug die Könige Schilbung und Nibelung und erbeutete deren unermeßlichen Hort an edlem Gestein und rotem Gold. Hundert bis an den Rand gefüllte Leiterwagen vermochten den Schatz kaum zu tragen. Auch Nibelungs gewaltiges Schwert, Balmung[5] genannt, gelangte in seinen Besitz. Dem Zwerge Alberich, der seine erschlagenen Herren rächen wollte, nahm er die Tarnkappe[6] ab und machte sich dadurch erst vollkommen zum Meister des Hortes. Alberich aber ward gezwungen, den Schatz von nun an für Siegfried zu hüten. Noch ein

---

[1] Diese Reihe enthält das Grundthema des Nibelungenliedes. Man vergleiche auch die drittletzte Strophe des ganzen Liedes S. 72. [2] Siegfried = der durch Sieg den Frieden Bringende. [3] Siegmund, (sig = Sieg, munt = Schutz) = der durch Sieg Schützende. [4] Siegelinde, (linde = Lindenschild oder von lint = Schlange) = die Siegschildjungfrau oder die Siegschlange. [5] Balmung, das Nibelungenschwert, von balme = Fels, Felshöhle. Es ist das Schwert, welches aus der Felshöhle, dem Erdenschoße, stammt. [6] Tarnkappe, (althochd. tarnjan = verbergen und lat. cappa = ein langes Überkleid, welches auch den Kopf mit bedeckte). Die Tarnkappe ist ein unsichtbarmachender Zaubermantel.

anderes Abenteuer ist mir von ihm bekannt. Er schlug einen Lintdrachen[1] und badete sich in dem Blute desselben. Seitdem ist seine Haut hörnern, keine Waffe kann ihn verletzen. Es ist deshalb wohlgeraten, den kühnen Recken freundlich zu empfangen, damit wir nicht seinen Grimm erwecken."

4. **Siegfrieds erstes Auftreten bei den Burgunden:** Mit allen Ehren wird der hohe und gefürchtete Gast willkommen geheißen, doch weist Siegfried den freundlichen Gruß zurück und besteht darauf, mit Gunther um Land und Leute kämpfen zu wollen. Die begütigenden Worte des Königs und seiner Brüder bestimmen Siegfried zum Frieden. Frohe Waffenspiele beginnen, in denen Siegfried seine Meisterschaft als Kämpfer bezeigt. Während des Buhurdierens[2] auf dem Hofe schaut Kriemhilde oft heimlich durch eins der Fenster auf den Helden von Niederland. Dieser aber denkt zu mancher Stunde: „Wie könnte es geschehn, daß meine Augen die edle Maid erblicken, die ich schon so lange von Herzen minne? Sie ist mir noch immer fremd und das betrübt mich tief." Er weilt ein volles Jahr an König Gunthers Hof, ehe er die minnigliche Maid zu Gesicht bekommt. Siegfried hält seine Absicht um Kriemhilde zu werben geheim und zieht mit König Gunther in den Krieg gegen die Könige Lüdeger von Sachsenland und Lüdegast von Dänemark, welche von Siegfried gefangen genommen und im Triumph nach Worms geführt werden.

5. **Siegfrieds und Kriemhildens erste Begegnung:** Zur Feier des Sieges veranstaltet Gunther ein großes Fest, bei welchem auch Kriemhilde, umgeben von ihren Jungfrauen, erscheinen darf:

12. Nun kam die Minnigliche, — gleichwie das Morgenrot 28
Aus trüben Wolken leuchtet! Da wich die Herzensnot
Von ihm, der sie getragen im Herzen lange Zeit:
Er sah die Minnigliche in ihrer Herrlichkeit.

---

[1] Lint = Schlange; lintwurm, lintdrache. [2] Buhurdieren, Buhurt, ist wie das Turnier (franz. tourner = wenden) ein ritterliches Kampfspiel, wobei Haufe gegen Haufe kämpft. Der Buhurt war gewöhnlich nur ein Spiel zur Kurzweil, bei dem statt der Schwerter Stäbe gebraucht wurden. Tjostieren, der Tjost (altfr. joster) = Zweikampf.

13. Von ihrem Kleide strahlte gar mancher edle Stein 281
Die eigne Rosenfarbe gab wunderbaren Schein;
Es mußt' ein jeder sagen, daß nie er fern und nah
Auf dieser weiten Erde ein schön'res Mägdlein sah.

14. Dem Mond gleich, der verdunkelt der andern Sterne Licht 282
Und dessen milde Klarheit die Wolkennacht durchbricht:
So stand die schöne Kriemhild vor allen Frauen gut,
Bei ihrem Anblick fühlte jung Siegfried höhern Mut.

15. Doch gleich dacht' er im Herzen: „Wie ginge das wohl an, 284
Daß ich dich mir gewänne? Das ist ein eitler Wahn!
Sollt ich dich aber meiden, so wär' ich lieber tot."
Er ward bei dem Gedanken abwechselnd bleich und rot.

16. Der edle Sohn Sieglindens so wunderherrlich stand 285
Als wäre er entworfen von eines Meisters Hand
Auf einem Pergamente. Man mußte sich gestehn,
Daß man noch keinen Helden so schön wie er gesehn.

Da erteilt Gunther nach höfischer Sitte Siegfried die Erlaubnis, Kriemhilden zu grüßen; er neigt sich minniglich vor der Schönen und empfängt ihren Willkommensgruß. Beide erröten tief, schauen sich verstohlen mit sehnenden Blicken an, wagen aber nicht einander anzureden. Schweigend gehn sie mit den übrigen Festgenossen zum Münster, um Gott für den erfochtenen Sieg zu danken. Siegfried sieht und hört nichts von Hochamt und Gesang, er hört und sieht nur die Geliebte und empfindet jubelnden Herzens, daß auch sie ihm gewogen ist. Erst nach der Messe findet die liebliche Maid Worte, dem Helden für den Beistand zu danken, den er den Brüdern im Kriege geleistet. „Das ist geschehen eure Huld zu erwerben,[1] Frau Kriemhilde," entgegnet der Held und gelobt ihr seinen Dienst und sein Leben für alle Zeiten. Zwölf Tage lang darf Siegfried in der Nähe der wonniglichen Maid verweilen, dann endet das Ritterfest und die

---

[1] Die Gunst der Frauen konnte nur gewonnen werden durch hervorragende Stärke und Unerschrockenheit, da in jener kampfesreichen Zeit die Frau auf den Schutz eines starken Mannes angewiesen war. Ohne Schwert und Leibesstärke gab es keine Minne, kein Ansehn in der Welt, keine Ehre.

Gäste ziehn von dannen. Auch Siegfried will sich beurlauben, auf Giselhers dringende Bitte aber bleibt er in Worms.

6. Gunthers Werbung um Brunhilde: Da wird von einer Königin fern über See,[1] von Brunhilde von Isenland erzählt. Man rühmt ihre herrliche Schönheit aber auch ihre wundersame Kraft. Wer ihre Minne begehrt, der muß sie in drei Kampfspielen — im Speerschießen, Steinwurf und Sprung — besiegen, wer aber unterliegt, der ist dem Tode verfallen. Gunther ist tief ergriffen von der Schilderung der Heldenjungfrau. Er beschließt, das Leben um ihre Minne zu wagen und gelobt Siegfried Kriemhilde zum Weibe zu geben, wenn er ihm bei der Werbung um Brunhilde helfe. Mit einem Eide wird dieser Bund bekräftigt und die Meeresfahrt nach dem fernen Isenstein, der Veste Brunhildens, angetreten. Nach zwölf Tagen sehen sie drei Burgen und sechsundachtzig Türme aus grünem Marmelstein erbaut in märchenhafter Pracht aus den Wellen ragen. Einer Kriegsgöttin gleich schreitet Brunhilde von ihren Frauen umgeben den ankommenden Helden entgegen. Sie grüßt Siegfried vor dem König wie einen alten Bekannten,[2] dieser aber weist die hohe Ehre zurück. Er giebt sich für einen Lehnsmann des Königs Gunther aus und erklärt den Zweck ihrer Reise. Sofort bekleidet sich Brunhilde mit der goldenen Brünne[3] und gebietet, das Kampfspiel zu rüsten. Siegfried hüllt sich in seine Tarnkappe, um unsichtbar für alle Anwesenden für Gunther die Kämpfe zu bestehen. Denn Gunther, dem es vor der dämonischen Macht Brunhildens graut, soll nur Scheinkämpfer sein.

17. Da brachte man der Jungfrau gewaltig schwer und groß 418
Einen scharfen Wurfspieß, damit sie allzeit schoß,
Stark und ungefüge, lang und breit zumal,
Über dem Schafte glänzte furchtbar schneidiger Stahl.

---

[1] An Stelle der Waberlohe (von welcher der unbekannte Dichter des Nibelungenliedes nichts mehr wußte) ist das länderscheidende Meer getreten. [2] Im Nibelungenliede fehlt die ganze Vorgeschichte zwischen Siegfried und Brunhilde und damit ein ausreichender Grund für Brunhildens Bekanntschaft mit Siegfried und ihre spätere Rache an demselben. [3] **Brünne** = ein aus Ringen geflochtener Panzer, daher Brunhilde = die im Ringpanzer Kämpfende.

18. Brunhildens große Stärke, die mocht' gewaltig sein, 425
Man trug ihr zu dem Ringe[1] einen schweren Marmelstein,
Rund, groß und ungefüge, so mächtig, es trugen kaum
Zwölfe der kühnen Helden ihn ihrer Herrin in den Raum.

19. An ihren weißen Armen auf streift' sie das Gewand 427
Und faßte gar gewaltig den Schild in ihre Hand,
Sie zuckte hoch den Gerschaft,[2] da ging es an den Streit,
Den fremden Gästen graute vor ihrem Zorn und Neid.

20. Es schoß mit kräft'gem Wurfe die herrliche Brunhild 430
Auf König Gunthers neuen und breiten mächtigen Schild;
Den trug in seinen Händen das Sigelindenkind,
Das Feuer sprang vom Stahle, als wehte es der Wind.

21. Des starken Geres Schneide so durch den Schildrand drang, 431
Man sah wie Feuerlohe hell aus den Ringen[3] sprang.
Da strauchelten sie beide und kamen schwer in Not:
Nur durch die Zauberkappe entgingen sie dem Tod.[4]

22. Siegfried dem kühnen Helden brach aus dem Mund das Blut 432
Schnell sprang er auf die Füße, da nahm der Recke gut
Den Ger, den sie geschossen ihm durch den Schildesrand;
Den schoß zurück nun wieder des starken Siegfrieds Hand.

23. Das Feuer stob vom Panzer, als triebe es der Wind, 433
So gar gewaltig warf es, das Siegelindenkind;
Brunhild, trotz ihrer Stärke, fiel von des Wurfes Macht —
Der König Gunther hätte das wahrlich nie vollbracht.

24. Doch hurtig auf vom Boden Brunhilde wieder sprang: 434
„Herr Gunther, edler Ritter, des Schusses habet Dank!"
Sie wähnte, Gunther hätt' es mit seiner Hand gethan,
Nicht der wars, nein, sie fällte hier ein viel stärk'rer Mann.

25. Da ging sie hin in Eile in ihres Zornes Wut, 435
Hoch in den Händen schwang sie den Stein mit grimmem Mut,
Dann schleuderte sie kräftig ihn fort aus ihrer Hand;
Als sie dem Wurfe nachsprang, erklang ihr Kriegsgewand.

---

[1] **Ringe** = Kampfplatz. [2] **Ger** = Wurfspeer. [3] **Ringen** = Panzerringen. [4] Die Tarnkappe machte Siegfried nicht nur unsichtbar, sie verlieh ihm auch die Stärke von zwölf Männern. Ohne Tarnkappe hätte Siegfried und Gunther von Brunhildens Schuß den Tod erlitten.

26. Der Stein, der war geflogen zwölf volle Klafter[1] weit 436
Und dennoch sprang darüber die hehre Königsmaid.
Der schnelle Siegfried eilte zum Steine auf dem Feld,
Der König Gunther hob ihn, Siegfried warf ihn, der Held.

27. Siegfried war nicht nur kühne, auch stark von Leib und lang 437
Den Stein warf er noch ferner, dazu er weiter sprang;
Durch seine Wunderkünste besaß er Kraft genug,
Daß er in seinem Sprunge noch König Gunther trug.

28. Zu ihrem Ingesinde[2] sprach laut Brunhilde da, 438
Als sie den König kräftig den Sprung vollenden sah:
„Ihr Freunde all und Mannen, auf! kommet schnell heran,
Dem König Gunther seid ihr von heute unterthan."

29. Da legten die Vielkühnen die Waffen von der Hand, 439
Es beugte sich zu Füßen dem von Burgundenland,
Dem reichen König Gunther, so mancher kühne Mann,
Sie wähnten, daß er's hätte mit seiner Kraft gethan.

7. Kriemhildens und Brunhildens Hochzeit: Angekommen in Worms werden Brunhild mit Gunther und Kriemhild mit Siegfried gleichzeitig vermählt. Aber schon beim Hochzeitsmahle regt sich wilder Groll in Brunhildens Brust.[3] Sie weint heiße Thränen darüber, daß ihre Schwägerin Kriemhilde durch ihre Heirat mit einem Eigenholden[4] Gunthers erniedrigt sei. Gunther sucht die Aufgeregte mit dem Versprechen zu beschwichtigen, ihr später aufklären zu wollen, warum er seine Schwester mit Siegfried vermählt habe; Brunhilde aber ist mit dieser Antwort nicht zufrieden und weigert sich, Gunther als Gemahl anzuerkennen. Von wilder Kampflust erglüht, ringt das riesenstarke Weib mit Gunther, überwältigt ihn mit leichter Mühe, bindet ihn mit ihrem Gürtel und läßt ihn die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Erst gegen Morgen

---

[1] **Klafter** = das Maß der ausgebreiteten Arme. [2] **Ingesinde**, Gesinde (althochd. sind = Weg, Reise) = Geleitmannschaft, Gefolge, Lehnsleute. [3] Die eigentliche Ursache von Brunhildens rechtmäßigem Zorn ist nur aus der älteren Gestaltung der Sage in der Edda und der Wölsungensage ersichtlich. Das im Nibelungenliede auftretende Motiv von dem gekränkten Stolze Brunhildens durch die Vermählung Kriemhildens mit einem „Eigenholden", Gunthers, erscheint flach und unwirksam; umsomehr da sie wissen mußte, daß Siegfried ein König war.
[4] **Eigenhold** = Lehnsmann, Vasall.

erlöst sie ihn auf sein flehentliches Bitten aus seiner schmachvollen Lage. Traurig und beschämt klagt Gunther Siegfried sein Leid. Dieser überwindet Brunhilde zum zweiten Mal mit Hilfe seiner Tarnkappe, entwendet ihr im Kampfe einen Gürtel und einen Ring und läßt Brunhilde in dem Wahn zurück, ihr Gatte habe sie überwunden. Beide Kleinodien schenkt er später Kriemhilde, sich und ihrem Geschlecht und viel tausend edlen Helden zum Verderben.

8. Siegfrieds Heimkehr nach Santen: Siegfried zieht mit Kriemhilde in seine Heimat, wo ihm sein alter Vater Siegmund bald die Herrschaft überläßt. Zehn Jahre lang lebt das junge Paar in ungetrübtem Glück in den Niederlanden. Kriemhilde schenkt einem Sohn das Leben, der nach seinem Oheim Gunther genannt wird, wie ein von Brunhilde geborener Sohn den Namen Siegfried erhält.

9. Siegfrieds und Kriemhildens Fahrt nach Worms: Aber der eifersüchtige Groll in Brunhildens Brust schlummert nicht. Sie klagt Siegfried an, daß er seine Lehnspflicht versäume und sich nie dem König Gunther zum Dienst stelle. Auch heuchelt sie Sehnsucht nach Kriemhilde und beredet Gunther endlich, Siegfried und Kriemhilde zu einem großen Feste auf die nächste Sonnenwende[1] nach Worms einzuladen. Gunther giebt nach und sendet Boten an Siegfried und dessen Angehörigen, welche der Einladung gern folgend mit großem Gepränge nach Worms ziehn. Ein glänzender, herzlicher Empfang wird ihnen zu teil und manches Kampfspiel ihnen zu Ehren veranstaltet.

10. Der Zank der Königinnen: Am elften Tage, vor Beginn des großen Turniers, sitzen Brunhilde und Kriemhilde wie einst in den schönen Tagen vor zehn Jahren beisammen und sprechen von den Vorzügen ihrer Männer:

30. Da sagte Kriemhild freudig: „O, sieh nur wie er steht, 760
Wie er so hoch und herrlich vor allen Recken geht,

[1] Die Zeit der Sommer-Sonnenwende, gegen Ende Juni, war uralt deutsche Festzeit.

Gleichwie der Mond, der lichte, es vor den Sternen thut!
Fürwahr, ich darf im Herzen wohl hegen frohen Mut."

31. „Und sei er noch so herrlich," sprach da die Königin 761
„Und noch so schön und bieder, du mußt noch über ihn
Gunther den Recken lassen, den edlen Bruder dein;
Der muß, das sollst du wissen, der Fürsten erster sein.

32. Als Gunther meine Minne so ritterlich gewann, 764
Da sagte Siegfried selber, er sei des Königs Mann,
Darum ist er mein Dienstmann, ich hört' es ihn gestehn."
Es sprach die schöne Kriemhild: „Unrecht wär' mir geschehn;

33. Wie hätten so gehandelt die edlen Brüder mein, 765
Daß ich des Eigenholden Gemahlin sollte sein?
Drum bitt ich dich, Brunhilde, o, höre auf mein Wort
Und laß nach guter Sitte die schlimme Rede fort."

Da Brunhilde jedoch trotzig auf ihrer Behauptung besteht, ruft Kriemhilde heftig aus:

34. „Du mußt darauf verzichten, daß Siegfried dir sich stellt 767
Jemals zu einem Dienste; er ist ein bessrer Held
Als selbst mein Bruder Gunther, der wackre edle Mann;
Laß mich nicht nochmals hören, was ich nicht hören kann."

Und um es zu erproben, ob mir dieselbe königliche Ehre gebührt wie dir, sollen noch heute des Königs Gunther Mannen sehen, daß ich vor des Königs Weibe durch das Portal der Kirche zu schreiten wage. — In heftiger Erregung trennen sich die Frauen und als die Glocken läuten, gehen sie nicht wie bisher zusammen, sondern jede abgesondert mit ihrem Gefolge zur Kirche.

35. Es stand schon vor dem Münster Brunhild die Königin, 781
Gar grimmen Neid und Feindschaft trug sie in ihrem Sinn;
Sie herrschte an Kriemhilde und hieß sie stille stehn:
„Nicht soll vor Königsweibe die Eigenholdin gehn."

Da ergreift zum ersten Male ein flammender Zorn die sonst arglose und sanfte Kriemhild. Schonungslos enthüllt sie der Gegnerin, daß Siegfried und nicht Gunther sie einst bezwungen habe.

36. Da weinte laut Brunhilde, doch Kriemhild trat hervor 786
Und schritt vor Königsweibe stolz durch des Münsters Thor
Mit ihrem Ingesinde; da hub sich großer Haß,
Da wurden lichte Augen von bittrem Weinen naß.

Wie Kriemhilde aus der Kirche tritt, zeigt sie Brunhilde zum Beweise ihrer furchtbaren Aussage den Gürtel und den Ring, den Siegfried ihr im Kampfe genommen. Jetzt erkennt Brunnhilde den schmählich an ihr verübten Betrug, sie ist öffentlich bis auf den Tod beleidigt und schwört Siegfried bittere Rache. Wie Hagen seine Königin also gekränkt sieht, gelobt er, ihre Schmach an Siegfried zu rächen. Auch Gernot, Ortwin von Metz und selbst der im Anfang schwankende Gunther stimmen, von Hagen überredet, auf Siegfrieds Tod, nur Giselher allein willigt nicht in denselben.

11. Hagens Verrat: Gunther läßt ein falsches Kriegsgerücht verbreiten, in der Absicht, Siegfried auf dem geplanten Heereszuge zu erschlagen. Als Hagen von Kriemhilde Abschied nimmt, vertraut sie ihm, ahnunglos daß ihres Mannes Todfeind vor ihr steht, ein Geheimnis; sie sagt:

37. „In deine Gnade leg' ich's, viellieber Hagen, dir, 844
Auf daß du deine Treue bewähren kannst an mir;
Wo man dennoch verwunden mag meinen lieben Mann,
Das meld' ich und vertraue dir dies Geheimnis an:

38. Als aus des Drachen Wunden entquoll das heiße Blut 845
Und sich darinnen badet' der edle Ritter gut,
Da fiel ihm auf dem Rücken ein Lindenblatt gar breit,
Dort könnte man ihn treffen, das schafft mir Sorg' und Leid."

39. Da sprach von Tronje Hagen: „So näht auf sein Gewand 846
Ein kleines Zeichen, Herrin, dadurch wird mir bekannt
Wo ich ihn muß behüten, wenn wir im Kampfe stehn."
Sie wähnte ihn zu retten; auf seinen Tod war's abgesehn.

40. Sie sprach: „Mit feiner Seide will ich auf sein Gewand 847
Ein kleines Kreuzlein nähen, und da soll deine Hand,
Du Held, den Recken hüten, wenn es zum Kampfe geht
Und wenn er in dem Sturme vor seinen Feinden steht."

Als Hagen das Kreuz auf Siegfrieds Gewand erblickt, hält er die Heeresfahrt für überflüssig. Statt des Kriegszuges soll im Odenwalde eine große Jagd auf Bären, Hirsche, Eber und Auerochsen veranstaltet werden.

12. Siegfrieds Ermordung: Siegfried nimmt von seiner Gattin, die ihn weinend zurückzuhalten sucht, Abschied. Bange Ahnungen und Träume haben ihn erschreckt, aber Siegfried achtet ihrer Bitten und Warnungen nicht, er tröstet sie liebreich und scheidet, um sie nimmer wiederzusehn. Auf der Jagd erlegt Siegfried das meiste Wild und thut Wunder der Kraft und Kühnheit.[1] Müde und durstig von dem Rennen in der Sommerhitze, rät Hagen nach einem im Schatten einer Linde liegenden Brunnen zu laufen:

41. Als sie von dannen wollten nun zu der Linde[2] breit — 913
Da sprach von Tronje Hagen: „Ich hörte allezeit
Es könne niemand folgen Kriemhildens edlem Mann,
Wenn er wettlaufen wollte, das säh' ich gern mit an."

42. Da sprach von Niederlanden der kühne Siegfried schnell: — 914
„Ihr könnt es ja versuchen; wollt nur bis an den Quell
Zur Wette mit mir laufen, und wenn das ist geschehn,
So soll man dem Gewinner den Preis wohl zugestehn."

43. Und weiter sprach der Degen: „Ihr Herren, hört noch mehr: — 916
Ich trage bei dem Laufe mein Kleid und meine Wehr,
Den Ger zusamt dem Schilde und all mein Jagdgewand."
Um warf er Schwert und Köcher, der Held von Niederland.

44. Auszogen die Burgunden geschwinde ihr Gewand, — 917
Herr Gunther wie Herr Hagen in weißem Hemde stand;
Zwei wilden Panthern ähnlich durcheilten sie das Feld,
Doch sah man an dem Brunnen zuerst Siegfried den Held.

45. Den Preis in allen Dingen errang der Ritter wert, — 918
Er löste schnell den Köcher und legte ab das Schwert,

---

[1] Die heiteren Jagdscenen bilden einen erschütternden Gegensatz zu der folgenden tragischen Katastrophe. Im prächtigen Jagdschmuck zieht Siegfried lebensfroh in den Wald, nicht ahnend, daß sein Ende ihm so nahe. [2] Die Linde war in ältesten Zeiten der bedeutsamste Baum der heiligen Haine; unter einer Linde wurden ebenfalls die Volksgerichte gehalten. Noch heute ist sie in Dörfern der Lieblingsbaum.

Er lehnt' den Ger den starken an einen Lindenast,
So stand er an dem Brunnen, Siegfried der hohe Gast.

46. Er legt' den Schild darnieder am Lindenbrunnen klar, 919
Die Höflichkeit des Helden, wie ritterlich sie war:
Wie sehr der Durst ihn quälte, der Held nicht eher trank
Bis Gunther hätt' getrunken; der sagt's ihm übel Dank.

47. Der Brunnen war so kühle, so lauter und so gut, 920
Der König Gunther neigte sich nieder zu der Flut;
Als er getrunken hatte, erhob er sich vom Quell;
O hätte doch getrunken vor ihm Herr Siegfried schnell.

48. Der büßte schlimm sein Zögern: das Nibelungenschwert 921
Trug Hagen leis bei Seite, weg von dem Degen wert,
Dann sprang er nach dem Gere, der an der Linde stand,
Und spähte nach dem Kreuze an Siegfrieds Jagdgewand.

49. Der lag noch an dem Brunnen und trank die kühle Flut; 922
Er schoß ihn durch den Rücken, es sprang das Herzensblut
Aus einer tiefen Wunde an Hagens Kleid hinan.
Missethat wie diese nie mehr ein Held ersann.

50. Da ließ er in dem Herzen ihm stecken seinen Ger, 923
Angstvoller wandte Hagen im Leben nimmer mehr
Sich auf die Flucht zu laufen vor irgend einem Mann,
Als da er diese Wunde Herrn Siegfried angethan.

51. Siegfried in wildem Toben sprang von dem Quell empor, 924
Lang ragt' des Geres Stange ihm aus dem Rücken vor;
Er suchte nach dem Bogen und suchte nach dem Schwert,
Um Hagen zu vergelten nach seiner Thaten Wert.

52. Und da der Todeswunde nicht Schwert noch Bogen fand, 925
Da blieb ihm keine Waffe als seines Schildes Rand,
Den rafft' er auf vom Brunnen und rannte Hagen an,
Es konnt' ihm nicht entrinnen der ungetreue Mann.

53. Wie wund er war zum Tode, der starke Siegfried schlug, 926
Daß aus dem festen Schilde sich löseten genug
Der edelen Gesteine, der Schild sogar zerbrach,
Es hätte gern gerächet der hehre Gast die Schmach.

54. Zu Boden stürzte Hagen nach tapfrer Gegenwehr, 927
Es hallte von den Schlägen im Walde rings umher,
Hätt' Siegfried nur sein Schwert noch, es wäre Hagens Tod;
Gar grimmig zürnt' der Wunde in seiner herben Not.

55. Sein Antlitz war erblichen, er konnte nicht mehr stehn, 928
Die Stärke seines Leibes die mußte ganz vergehn,
Da er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug;
Bald ward der Held beweinet von schönen Frau'n genug.

56. Da sank er in die Blumen, Kriemhildens edler Mann, 929
Das Blut aus seiner Wunde in Strömen niederrann.
Mit bitt'ren Worten schalt er — des zwang ihn große Not —
Auf alle die voll Untreu geraten seinen Tod.

57. Es sprach der Todeswunde: „Ihr Bösen, die ihr feig 930
Mich hier erschlagt, was helfen nun meine Dienste euch?
Getreu war ich euch immer und bitter büß' ich's jetzt,
Ihr habt an eurem Freunde die Treue schwer verletzt.

58. Es ist von euch geschändet wer da noch wird gebor'n 931
In allen künftgen Zeiten, ihr habet euren Zorn
Gerächet allzu bitter heut an dem Leibe mein,
Ihr sollt von guten Recken mit Schmach geschieden sein."

59. Mit Jammer sprach da weiter der todeswunde Held: 937
„Wollt ihr, o edler König, noch irgend in der Welt
An jemand Treue üben, so laßt befohlen sein
In eure Gunst und Gnade die liebe Fraue mein;

60. Denn sie ist eure Schwester: daß dies zum Glück ihr sei! 938
Bei eurer Fürstenehre, steht ihr getreulich bei!
Mein müssen lange harren mein Vater und mein Bann,
Getreuem Freund ward nimmer ein größer Leid gethan."

61. Und rot von Blute waren die Blumen weit und breit, 939
Da rang er mit dem Tode, nicht währt' es lange Zeit.
Des Todes grause Waffe ihn allzu bitter traf;
Bald schlief der hehre Siegfried den schweren Todesschlaf.

62. Als nun die Herren sahen, der hohe Held war tot 940
Da legten sie die Leiche auf seinen Schild goldrot.

Sie traten dann zusammen und hielten eifrig Rat,
Wie man verhehlen könne Herrn Hagens Missethat.[1]

63. Der Tronjer darauf sagte: „Ich bringe ihn in's Land; 942
Denn gar geringe acht' ich's, ob ihr es wird bekannt,
Die meiner Herrin Brunhild so schwer betrübt das Herz;
Mich soll es wenig kümmern, wie Kriemhild weint vor Schmerz.

13. Kriemhildens Klage:

64. Von großem Übermute mögt ihr nun hören sagen, 944
Von fürchterlicher Rache. — Es ließ der grimme Hagen
Den toten Körper Siegfrieds von Nibelungenland
Vor eine Kammer tragen, wo Kriemhild sich befand.

65. Als sie mit ihren Frauen zur Kirche wollte gehn, 948
Da sprach zu ihr der Kämmerer: „O Herrin, bleibet stehn!
Erschlagen liegt ein Ritter vor eurer Kammer dort!"
„O weh mir," sprach die Fürstin, „welch grauses Schreckenswort."

66. Zur Erde sank sie nieder, kein einzig Wort sie sprach, 950
Die schöne Freudenlose wie tot am Boden lag;
Der edlen Fürstin Jammer war ohne Maßen groß,
Von ihrem Rufe hallte die Kammer und das Schloß.

67. „Vielleicht daß es ein Gast ist," das Ingesinde sprach. 951
Das Blut ihr aus dem Munde vor Herzensjammer brach;
Sie rief: „Es ist mein Siegfried, mein vielgeliebter Mann,
Brunhild hat dies geraten, und Hagen hat's gethan."

68. Sie ließ sich hingeleiten, wo sie den Helden fand, 952
Sie hob sein Haupt, sein schönes, mit ihrer weißen Hand;
Wie rot' er war von Blute, schnell hatt' sie ihn erkannt,
Entstellt war zum Erbarmen der Held von Niederland.

69. Es rief voll tiefer Trauer die Königin Kriemhild: 953
„O weh mir dieses Leides! nun ist dir doch dein Schild
Von Schwertern nicht verhauen! ermordet bist du, Held!
Den Tod schwör' ich dem ewig, der tückisch dich gefällt!"

---

[1] In der alten Sage verhehlten sie die That nicht, denn sie glaubten sich zur Rache an Siegfried berechtigt. Im Nibelungenliede erscheint Siegfried schuldlos, die Unthat Hagens ist daher ein Mord, den man zu verbergen sucht.

Als der Tote im Münster auf der Bahre liegt, treten die Verwandten und auch Hagen, Unschuld an dem Tode Siegfrieds erheuchelnd, hinzu. Kriemhilde aber wahrt des alten Bahrrechtes[1] und als Hagen an den Toten herantritt, fließt das Blut von neuem aus den Wunden und der Mörder wird offenbar „Ich kenne die Räuber wohl," ruft Kriemhilde, „und Gott wird die That an ihnen rächen."[2] In unnennbarem Jammer folgt Kriemhilde dem Sarge Siegfrieds. Da fleht sie ihre Getreuen noch um eine Gnade an:

70. „Laßt mir die kleine Liebe nach meinem Leid geschehn, 1008
Daß ich sein Haupt, sein schönes, noch einmal dürfe sehn."
Da flehte sie so lange, so jammervoll und stark,
Daß man erbrechen mußte des toten Helden Sarg.

71. Man führte nun die Fürstin wo sie ihn liegen fand, 1009
Sie hub sein Haupt, sein schönes, mit ihrer weißen Hand
Und küssete den Toten, den edlen Ritter gut,
Da weinten ihre Augen vor Leid und Jammer Blut.

72. Ein jämmerliches Scheiden hat man allda gesehn, 1010
Man trug die Frau von dannen, sie konnte nicht mehr gehn;
Es lag bewußtlos nieder des hohen Siegfrieds Weib,
Vor Jammer wollt' vergehen ihr wonniglicher Leib.

II. Kriemhildens Rache.

14. Der Nibelungenhort: Nach Siegfrieds Tode kann Kriemhilde nur an zweierlei denken: an ihr Leid und ihre Rache; zuerst überwiegt das Leid, dann tritt die Rache in ihr Recht. Viertehalb Jahre würdigt sie ihren Bruder Gunther keines Wortes, Hagen keines Blickes. Sie bezieht ein Haus am Münster, um täglich am Grabe Siegfrieds beten zu können. — Auf der Brüder und Hagens

[1] Das Bahrrecht beruht auf dem heute noch nicht ausgestorbenen Volksglauben, daß, wenn der Mörder dem Gemordeten zu nahe kommt, sich die Wunden öffnen und das Blut von neuem fließt. [2] Im weiteren Verlauf der Dichtung wird Brunhildens nicht weiter gedacht. Sie überlebt alle ihre Freunde und Feinde. Die Brunhilde des Nibelungenliedes hatte keine Veranlassung sich über Siegfrieds Tod zu grämen und mit ihm zu sterben. Hagen setzt ihre düstere Rolle von jetzt an gewissermaßen fort.

Anraten läßt Kriemhilde den unermeßlichen Schatz an rotem Gold und edlem Gestein, den Nibelungenhort, den Siegfried ihr einst als Hochzeitsgabe dargebracht hat, von Santen nach Worms führen. Auf zwölf Lastwagen, die vier Tage lang immer wieder gefüllt werden müssen, werden die Schätze aus dem Berg auf die Rheinschiffe gebracht. Kaum finden sich im Palaste zu Worms Säle und Türme genug zur Unterbringung der Kleinodien. Im Besitze gewaltiger Reichtümer schenkt Kriemhilde mit vollen Händen an Arme und Reiche von ihren Schätzen und erwirbt sich dadurch viele Freunde und großes Ansehn im Lande. Das aber ist nicht nach Hagens Sinn; er fürchtet, Kriemhilde möge zu viel Macht und Einfluß gewinnen und rät den Brüdern, ihr den Schatz zu nehmen. Trotz Gunthers Einspruch nimmt Hagen ihr den Hort und versenkt ihn in den Rhein, wo er der Sage nach noch heute zwischen Worms und Lorsch liegen soll. Hagen aber gedenkt, den Hort später wieder zu heben und ihn mit seinem Herrn zu genießen. Kriemhildens Haß erglüht mehr denn je gegen den furchtbaren Mann, der all ihr Leid verschuldet.

15. König Etzels Werbung: Dreizehn Jahre lang hat Kriemhilde um Siegfried getrauert. Da kommen aus dem fernen Ungarlande hunnische Boten, geführt vom Markgrafen Rüdiger[1] von Bechelaren.[2] Durch ihn läßt der Hunnenkönig Etzel (Attila), dessen Gemahlin Helche gestorben ist, um die Hand Kriemhildens werben. Gunther und seine Brüder sind nicht abgeneigt, auf die Werbung einzugehn, aber Hagen widerrät ihnen. Als des Hunnenlandes mächtige Königin ist Kriemhilde zu gefährlich. Giselher vertritt jedoch die Sache der Schwester so feurig, daß Hagen überstimmt wird. Als Rüdiger Kriemhilden den Antrag Etzels überbringt, weist sie jeden Gedanken an eine Annahme desselben mit Heftigkeit zurück. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Verheißungen von königlicher Macht und Ehre vermögen sie nicht umzustimmen. Als aber Rüdiger

---

[1] Rüdiger (althochd. Hruod = Siegkraft, here = Heer), der mit siegkräftigem Heer Wirkende. Er ist eine nur dem Nibelungenliede angehörige Sagengestalt, welche die milderen Tugenden des deutschen christlich-ritterlichen Lebens zur Anschauung bringt. Später, im 10. Jahrh. ist Rüdiger als Markgraf zu Bechelaren historisch lokalisiert. [2] Bechelaren (jetzt Groß-Pöchlarn) liegt an der Donau zwischen Linz und Wien.

in einer geheimen Unterredung ihr gelobt, derjenige welcher ihr ein Leid gethan solle es sehr büßen —

73. Da ward ein wenig heit'rer der Frauen trüber Mut, 1197
Sie sprach: „So schwört mir Rüdiger: was mir auch jemand thut,
Daß ihr wollt sein der erste, der rächen wird mein Leid!"
Da sprach der Markgraf wieder: „Dazu bin ich bereit."

Rüdiger leistet mit allen seinen Mannen den Eid, ohne zu ahnen, welch blutige Gefühle der Rachlust in Kriemhildens Herzen toben, ohne zu wissen, daß um dieses Eides willen er und sein ganzes Haus dem Untergange geweiht sind. Da die Königsmacht zugleich die Mittel zur Rache bietet, nimmt Kriemhilde den Antrag Etzels an, trotzdem es sie schrecklich däucht, sich mit einem Heiden zu vermählen.

16. Kriemhildens Hochzeit mit Etzel: Nach glücklicher und glänzender Fahrt an der Donau entlang, wird Kriemhilde in Tulme (oberhalb Wiens) von König Etzel, der ein Gefolge von vierundzwanzig Königen und Tausenden von Mannen um sich versammelt hat, empfangen. Unter diesen ragen der Gotenkönig Dietrich von Bern[1] und sein alter Waffenmeister Hildebrand mächtig hervor. „Hohen, fast riesigen Wuchses ist Dietrich einem Löwen gleich an Schultern und Lenden, die wie aus Erz gegossen scheinen: edlen und stolzen Angesichtes ist er Siegfried ähnlich durch kühnen, hellen Blick und königliche Stirn." Er ist der gewaltigste Held seiner Zeit, das Haupt der Amelungen, damals noch Gastfreund am Hofe Etzels. Unabsehbare Völkerscharen begleiten das Königspaar nach Wien, wo eine siebzehntägige Hochzeit gefeiert wird. Unter höchstem Glanz das tiefste Leid verbergend, zieht Kriemhilde mit ihrem Gemahl die Donau hinab bis zur Etzelburg im Hunnenlande (Ungarn). Dort lebt Kriemhilde in hohen Ehren. Sie schenkt einem Sohn das Leben, der in der Taufe Ortlieb genannt wird. Trotz Macht und Reichtum fühlt Kriemhilde sich unglücklich und verlassen. Sechs und zwanzig Jahre sind seit Siegfrieds Tode verstrichen, aber heftiger denn je regt sich der Haß gegen den, der ihn am Lindenbrunnen ermordet.

[1] Dietrich von Bern = Theoderich von Verona, der Ostgotenkönig (493—529).

17. Etzels Gastgebot: Kriemhilde erheuchelt Sehnsucht nach ihren Verwandten und bittet Etzel, ihre Brüder und deren Mannen zu einem Feste laden zu wollen. Nichts Böses ahnend schickt Etzel sofort Boten nach Worms, die Burgundenkönige zur nächsten Sonnenwende auf die Etzelburg einzuladen. Hagen durchschaut den Plan Kriemhildens und widerrät die Fahrt, aber seine Warnung wird nicht beachtet und die Einladung angenommen. Alle Dienstmannen im Burgunderlande werden zur Fahrt aufgeboten, unter ihnen befinden sich auch Dankwart, der Bruder Hagens, und Volker von Alzei, der edle Spielmann, der das Schwert wie den Fidelbogen gleich gut zu führen weiß. Vor Beginn der Fahrt hat die alte Königin Ute einen bangen Traum; ihr träumt, daß alles Gevögel im Lande tot liege. Aber auch ihr warnungsvoller Mahnruf bleibt unbeachtet.

18. Die Fahrt der Burgunden zu Etzel: Mit tausend und sechzig Mannen, tausend Nibelungen und neuntausend Knechten ziehen die Könige unter dem Geleit Hagens nach der Donau. Die Wasser derselben sind geschwollen und keine Fähre zu sehn. Als Hagen am Ufer nach einem Schiffer sucht, hört er einen Brunnen rieseln und erblickt zwei Meerfrauen, welche bald auf der kühlen Flut schwimmen, bald wie Vögel über den Wellen schweben.[1] Hagen nimmt ihnen die Gewänder und zwingt sie, ihm zu weissagen. Die eine, Hadburg, verheißt ihm große Ehre in Etzels Land, die andere, Siegelind, gesteht aber, daß ihre Muhme um der Kleider willen gelogen hat und ruft beschwörend aus: „Ich will dich warnen, Hagen, denn bei den Hunnen ereilt euch der sichere Untergang; keiner von euch Helden wird die Heimat wiedersehen, außer des Königs Kapellan."

Hagen aber mißachtet die Warnung. Er gerät in einen Streit mit dem Fährmann, der am Ufer wohnt, erschlägt ihn und fährt selbst die Mannen mit dem Schiff des Erschlagenen über die Donau. Unter der zuletzt eingeschifften Schar befindet sich auch der Kapellan des

[1] Die Meerweiber waren Walküren, die sich durch Anlegung von Schwanenhemden in Schwäne zu verwandeln vermochten. Sie besaßen die Gabe der Weissagung.

Königs. Kaum wird Hagen seiner ansichtig, so schleudert er ihn, um die Weissagung des Meerweibes nichtig zu machen, in die flutende Donau. Der Kapellan aber schwimmt mit Gottes Hülfe an das Ufer welches er verlassen hatte zurück. Als der Priester dort wohlbehalten steht, erkennt Hagen, daß das Meerweib ihnen allen den sicheren Untergang prophezeit hat. Er zerschlägt deshalb das Schiff, um einem jeden die Hoffnung auf Rettung durch Flucht zu benehmen. — Die erste Rast machen die wegmüden Helden bei dem Bischof Pilgrim von Passau,[1] der sie freundlich empfängt und gut verpflegt.

19. In Bechelaren: Von dort gelangen die Burgunden nach Bechelaren, wo sie von dem Markgrafen Rüdiger, dessen Gemahlin Gotelinde[2] und deren in holder Schönheit erblühenden Tochter Dietelinde[3] herzlich willkommen geheißen werden.

74. Frau Gotelinde küßte die Fürsten alle drei;[4] 1604
So that auch ihre Tochter. Herr Hagen stand dabei,
Den hieß ihr Vater küssen: da blickte sie ihn an;
Sie hätt' es gern gelassen, ihr graute vor dem Mann.

75. Doch mußte sie gehorsam nachkommen dem Gebot, 1605
Es wechselt' ihre Farbe, sie wurde bleich und rot.
Dann küßte sie Herrn Dankwart und Volker zum Beschluß:
Zu Ehren seines Kriegsruhms ward diesem holder Gruß.

76. Man führte nun die Helden in einen weiten Saal. 1607
Die Ritter und die Frauen, sie setzten sich zum Mahl,
Den Gästen ließ man schenken den allerbesten Wein,
Nie, wahrlich, möchten Helden so gut bewirtet sein.

Den Höhepunkt der Freude erreicht das glückliche Zusammenleben, als Giselher mit der liebreizenden Dietelinde verlobt wird. Bei der Rückkehr der Burgunden soll Rüdigers schöne Tochter dem edlen Giselher in die Heimat folgen. Zum Zeichen der innigen Ver=

---

[1] **Pilgrim** ist historisch, er regierte von 970—991. Durch einen ungeheuren Anakronismus wird Pilgrim im Nibelungenliede zum Bruder der Frau Ute gemacht. [2] **Gotelinde** (got = Gott, linde = Lindenschild), Gottesschild. [3] **Dietelinde** (diet = Volk), Volkschirmerin. [4] Es war altdeutsche Sitte, die ebenbürtigen Gäste beim Empfang und beim Abschied auf die Wange zu küssen.

brüderung werden die Gäste beim Abschied nach alter deutscher Sitte reich beschenkt. Gunther erhält von Frau Gotelinde ein Streitgewand, Gernot ein Schwert, Hagen einen Schild und die übrigen reiche Gaben an Kleidern und Schmuck:

77. Dann trat mit seiner Fiedel Volker der kühne Mann 1643
In ritterlicher Sitte zu Gotelind heran,
Er geigte süße Töne und sang dazu sein Lied,
Bevor er Abschied nehmend von Bechelaren schied.

20. Ankunft in der Etzelburg: Rüdiger geleitet dann mit fünfhundert Mannen die Gäste an Etzels Hof, wo sie von Dietrich von Bern begrüßt werden, der sie vor Kriemhildens Zorn warnt. Von allen Seiten strömen die Hunnen herbei, um den grimmigen Hagen zu sehn, den stärksten aller Recken, der Siegfried erschlagen. Mit heuchlerischem Gruße empfängt Kriemhilde die Verwandten, mit aufrichtiger Liebe küßt sie nur Giselher.

21. Hagen und Volker vor Kriemhildens Saal: Nur zu wohl erkennt Hagen aus der kalten Weise wie Kriemhilde ihre ältesten Brüder grüßt die Unversöhnlichkeit der Königin. In dem Bewußtsein, daß es jetzt zu Ende gehe, schließt Hagen mit Volker einen Treubund auf Leben und Tod.

78. Sie setzten vor dem Hause auf eine Bank sich hin 1699
Genüber einem Saale der grimmen Königin;
Von ihrem Leibe strahlte ihr herrliches Gewand,
Und wer sie sah, der hätte sie auch wohl gern gekannt.

79. Gleichwie auf wilde Tiere schaut' hin der Hunnen Schar 1700
Auf Volker und auf Hagen, das übermütige Paar;
Es sah sie durch ein Fenster die Hunnenkönigin,
Da wurde neu betrübt der schönen Kriemhild Sinn.

80. Gedenkend ihres Leides zu weinen sie begann, 1701
Da wunderte die Hunnen was man ihr angethan,
Wer sie so sehr betrübte, ihr nahm den frohen Mut;
Sie sprach: „Das that mir Hagen, ihr Helden kühn und gut.

81. Dem wollt' ich immer danken, der mir da rächt mein Leid, 1703
Was immer er begehrte, ich wär's zu thun bereit;
Euch werf' ich mich zu Füßen und bitt' euch flehentlich:
An Hagen dort von Tronje, dem Mörder, rächet mich!"

An der Spitze von sechzig Mannen steigt Kriemhilde, die Königskrone auf dem Haupte, auf den Hof hinab, um Hagen zur Rechenschaft zu ziehn.

82. „Nun wollen wir," sprach Volker, „auf von dem Sitze stehn; 1718
Wenn wir die edle Fürstin vorübergehen sehn,
Und ehrerbietig grüßen die Königin so hehr,
Das brächte Lob und Ehre uns beiden desto mehr."

83. „Nein, mir zu lieb," sprach Hagen, „so bleibet sitzen doch, 1719
Sonst möchten diese Recken am Ende meinen noch,
Daß ich aus Furcht es thäte und dächte wegzugehn;
Um dieser willen werd' ich nie auf vom Sitze stehn."

84. Der stolze Hagen legte auf seine Kniee hin 1721
Ein Schwert von hellem Glanze, ein lichter Jaspis schien
Vom Knauf der guten Waffe, der grüner war als Gras;
Wohl kannte es Kriemhilde, denn Siegfrieds Schwert war das.

85. Als sie das Schwert erkannte, da kam ihr bitt're Not; 1722
Der Schwertgriff wie die Scheide war ganz von Golde rot;
Sie dacht' an all ihr Herzleid, zu weinen sie begann;
Doch darum eben hatte es Hagen ja gethan.

86. Der kühne Spielmann Volker zog näher an die Bank 1723
Den starken Fiedelbogen, der war gar groß und lang,
Gleich einem scharfen Schwerte, so strahlend licht und breit;
Da saßen treu und furchtlos die Helden alle beid'.

87. Nun dünkten sich die Recken so herrlich und so hehr, 1724
Von ihrem Sitz erhöben sich beide nimmermehr
Aus Furcht vor irgend einem. Bis dicht vor ihren Fuß
Trat jetzt die edle Fürstin und bot feindsel'gen Gruß.

88. Sie sprach: „Nun saget Hagen, wer hat nach euch gesandt, 1725
Daß ihr zu reiten wagtet hierher in dieses Land,

Und wußtet doch wahrhaftig, was ihr gethan an mir?
Wär't ihr bei rechten Sinnen, ihr wäret nimmer hier."

89. „Es hatte wahrlich niemand nach Hagen ausgesandt, 1726
Jedoch drei edle Degen lud man in dieses Land,
Die heißen meine Herren, ich bin ihr Lehensmann,
Sie haben ihre Fahrten nie ohne mich gethan."

90. Sie sprach: „Nun sagt mir weiter, wie thatet ihr doch das? 1727
Wie habt ihr doch, Herr Hagen, verdienet meinen Haß?
Ihr habt ermordet Siegfried, den herzgeliebten Mann,
Den ich bis an mein Ende niemals vergessen kann."

91. „Wozu noch mehr der Worte," sprach er, „es ist genug; 1728
Fürwahr, ich bin es, Hagen, der Siegfried euch erschlug,
Den Held von Niederlanden, der grausam es entgalt,
Daß Frau Kriemhild, die stolze, die schöne Brunhild schalt.

92. Ich will es gar nicht leugnen, o reiche Königin, 1729
Daß ich an all dem Leide und Schaden schuldig bin:
Nun räch' es wer da wolle, sei Weib es oder Mann;
Ich will euch nicht belügen: ich hab' die That gethan."

93. Da rief sie: „Hört ihr's, Recken? er leugnet mir es nicht, 1730
Er trägt die Schuld an allem; nun thut nach eurer Pflicht
Und rächet mich an Hagen, ihr, König Etzels Bann!"
Da sahn die trotz'gen Degen einander schweigend an.

Die Hunnen aber fürchten sich vor dem grimmen Hagen mit dem Siegfriedsschwerte und dem Spielmann Volker mit dem Schwertfiedelbogen, keiner wagt trotz Kriemhildens Bitten und Versprechungen den gewaltigen Helden anzugreifen.

22. Hagens und Volkers Wacht: Währenddessen empfängt König Etzel, der von Kriemhildens Rachedurst nichts weiß, die Burgunderkönige und bewirtet sie auf's freundlichste. Als die Herren sich zur Ruhe niederlegen, halten Hagen und Volker in voller Waffenrüstung im tiefen Dunkel der Nacht die Wache vor dem Schlafgemach. Noch einmal ergreift Volker sein liebes Saitenspiel:

94. Er setzte vor die Thüre auf einen Stein sich hin: 1772
Kühneren Geigenspieler die Sonne nie beschien;
Süß klangen seine Saiten wohl durch die stille Nacht,
Ihm dankten die Burgunder für seines Sanges Macht.

95. Da klangen seine Saiten und hallten durch das Schloß, 1773
Machtvoll und kunstreich spielte der Meister kühn und groß.
Und sanfter drauf und süßer zu geigen er begann,
So spielt' er in den Schlummer manch sorgenschweren Mann.

96. Als nun die Freunde alle Herr Volker schlummern fand, 1774
Da legt' er weg die Fiedel und nahm den Schild zur Hand;
Aus dem Gemache sah man ihn mit Herrn Hagen gehn,
Um für die Heimatfernen getreue Wacht zu stehn.

Nach Mitternacht versucht eine Hunnenschar die Schlafenden zu überfallen, sie schrecken aber vor einer Gewaltthat zurück, als sie die riesigen Wächter an der Thür sehen.

23. Ausbruch des Kampfes: Kriemhilde versucht nun Dietrich von Berns Hülfe zur Rache an Hagen zu gewinnnen, allein der Gotenkönig weist dieses Ansinnen entschieden von sich. Da überredet sie den Bruder Etzels, Blödelin, den ersten Angriff auf die Burgunden zu leiten. Dieser eilt mit tausend Gewappneten zu der Herberge Dankwarts und erschlägt dessen Ritter und Knechte. Währenddem sitzen Etzel, Kriemhilde und die Gäste bei der Tafel. Etzel hat seinen fünfjährigen Sohn Ortlieb kommen lassen und ihn seinen Oheimen vorgestellt. Da erscheint Dankwart, blutüberströmt, das entblößte Schwert in der Hand im Saale, um die Niedermetzelung seiner Mannen zu verkünden. Schnell springt der entsetzliche Hagen empor und ruft die grausigen Worte:

97. „Von Frau Kriemhilde hab' ich gehört schon lange Zeit, 1897
Sie könnte nicht vergessen ihr bitt'res Herzeleid.
Nun trinken wir die Minne[1] mit König Etzels Wein,
Der junge Hunnenkönig der muß der erste sein."

---

[1] Einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Gastmahls ein Becher geleert als Minne, das ist Gedächtnis für die Toten. Hagen schlägt höhnisch vor, die Minne Siegfrieds zu trinken und zwar mit dem Blut von Etzels jungem Sohne.

98. Den jungen Knaben Ortlieb erschlug der grimme Mann, 1898
Das Blut vom Schwert hernieder auf seine Hände rann.
Des Kindes Haupt sprang Kriemhild, der Mutter, in den Schoß,
Da hob sich in dem Saale ein Morden grimmig groß.

99. Der schnelle Degen Volker auf von dem Tische sprang, 1903
Der Fiedelbogen kräftig in seiner Hand erklang,
Da geigte böse Weisen des Königs Fiedelmann,
Dadurch er bei den Hunnen der Feinde viel gewann.

100. Doch wehrte sich gewaltig des Königs Etzel Heer: 1909
Die hohen Gäste stürmten dreinhauend hin und her
Mit ihren lichten Schwertern, den ganzen Saal entlang —
Man hörte allenthalben des grausen Wehrufs Klang.

101. Da hob sich an der Pforte ein ungestümer Drang, 1911
Und von den Schwertesschlägen gar mancher Helm erklang.
Da wurde auch Herr Dankwart von Hunnen schwer bedroht,
Jedoch sein Bruder Hagen half treu ihm aus der Not.

102. Mit lautem Wort rief Hagen zu Volker hin: „O seht, 1912
Mein edler Kampfgenosse, wie dort mein Bruder steht
Umringt von Hunnenrecken, von Schlägen hart bedroht;
Freund, rettet mir den Bruder, sonst schlagen sie ihn tot.“

103. ‚Das thue ich, Freund Hagen,‘ der tapfre Spielmann sprach; 1913
Hei, wie er lustig fiedelnd durch Hunnenhaufen brach!
Sein scharfer Fiedelbogen erklang ihm in der Hand,
Drob freuten sich die Helden aus dem Burgunderland.

104. Kriemhild und Etzel waren entwichen aus dem Saal, 1940
Da hob sich drin auf's neue ein wilder Schwerterschall:
Die Gäste rächten blutig, was ihnen Leids geschah,
Wie viele lichte Helme zerschlug der Spielmann da!

105. So viel des Hunnenvolkes gewesen war im Saal, 1945
Es blieb am Leben keiner von ihrer ganzen Zahl.
Des Kampfes Lärm verstummte. Als sich kein Gegner fand,
Da legten die Burgunden die Waffen aus der Hand.

106. Sie nahmen drauf die Leichen und trugen sie vor's Haus, 1950
Wohl an zweitausend Tote die warfen sie hinaus.

Die stürzten von der Stiege hernieder, blutigrot.
Wie jammerten die Hunnen um ihrer Freunde Tod!

107. Volker und Hagen gingen zusammen vor den Saal, { 1956
Gelehnt auf ihre Schilde, so blickten sie zu Thal, { 1961
Laut höhnten sie Herrn Etzel in wildem Übermut;
Das hörte Frau Kriemhilde, sie sprach in höchster Wut:

108. „Wer mir den grimmen Hagen, den schnöden Mörder, schlägt, 1962
Sein Haupt mir, das verhaßte, vor meine Füße legt,
Dem füll ich roten Goldes des Königs Schild zum Rand
Und gebe ihm zum Lohne der Burgen viel und Land."

Dieser Aufforderung zufolge beginnt eine Reihe wilder Zweikämpfe. Zuerst fordert Irving von Dänemark Hagen heraus, er unterliegt jedoch, wie auch seine Gefährten Hawardt und Irnfried, welche sich vermessen, den starken Hagen anzugreifen.

24. Des Saales Brand: Nach erneutem Kampfe, der auf beiden Seiten mit großen Verlusten endigt, beschließen die Brüder mit Kriemhilde zu unterhandeln. Diese verlangt als einzige Bedingung um den Brüdern freien Abzug zu gewähren, Hagens Auslieferung. Um diesen Preis aber wollen die Brüder nicht frei sein. Hagen hatte sie immer treulich geschützt, sie wollen daher Treue mit Treue vergelten. Nachdem Kriemhilde mit ihrer Forderung abgewiesen ist, erreicht die Wut des unglücklichen Weibes ihren Höhepunkt. Sie läßt Feuer an den Saal legen und die eingeschlossenen Burgunden durch Rauch und Hitze unsagbar quälen. Dem Verdursten nahe trinken die Verzweifelten das Blut der gefallenen Gefährten. Um sich vor den niederfallenden Feuerbränden zu retten, stellen sie sich an die Steinwände des Saals und decken sich mit ihren Schilden. Und als das Holz des Saales ausgebrannt ist, stehen die unerschrockenen Helden in den rauchenden Trümmern zum Todeskampfe bereit.

25. Rüdigers Tod: In ihrer bittersten Not wendet Kriemhilde sich an Rüdiger von Bechlaren und spricht zu ihm:

109. Ich mahn' euch an die Treue! Ihr schwurt mir einen Eid 2086
Als ihr mich warbt für Etzel in Worms vor langer Zeit,
Daß ihr mir dienen wolltet getreu bis in den Tod;
Ich armes Weib war niemals in einer größ'ren Not."

110. „Das kann ich niemals leugnen; ich schwur euch, edles Weib, 2087
Ich wollte für euch wagen die Ehre und den Leib,
Die Seele zu verlieren, das hab' ich nicht geschwor'n;
Ich brachte zu dem Feste die Fürsten hochgebor'n."

111. Sie sprach: „Gedenke, Rüd'ger, der großen Treue dein, 2088
Des festen Worts und Eides, daß du den Schaden mein
Mir immer wolltest rächen, und all und jedes Leid;"
Der Markgraf sprach: „Das that ich fürwahr auch jederzeit."

112. Der reiche König Etzel zu flehen auch begann, 2089
Fußfällig baten beide den edlen Lehensmann;
Der gute Markgraf schaute voll düstern Mutes drein,
Er sprach zu seinem König in bitt'rer Seelenpein:[1]

113. „O weh mir Gottverlassnem, daß ich erlebt den Tag, 2090
Der mir die Ehre raubet und mich bedeckt mit Schmach,
Weh meiner Zucht und Treue, die mir verliehen Gott;
O Herr im Himmel droben, wend' du's durch meinen Tod!

114. Denn was ich nun auch lasse und was ich mag begehn, 2091
Wird übel mir gedeutet und böslich angesehn;
Und wenn ich beides lasse, so schilt mich Mann und Weib —
O rat mir, Gott im Himmel, der Leben gab und Leib!"

115. Es sprach zum König Etzel der auserwählte Mann: 2094
„Das Lehn, das ihr mir gabet, das nehmet wieder an,
Das Land zusamt den Burgen, nichts bleib' mir von dem Lehn,
Ich will auf meinen Füßen hinaus ins Elend gehn.

116. Und allen Gutes ledig, so räum' ich euer Land,
Mein Weib und meine Tochter, die nehm' ich an die Hand,
Eh' daß ich ohne Treue entgegen geh' dem Tod:
Nein, übel hätt' erworben ich euer Gold so rot."

---

[1] Furchtbar ist Rüdigers bitterer Seelenkampf: versagt er Kriemhilde den Dienst sie zu rächen, so ist er treulos und sein Leben ewiger Schande preisgegeben, rächt er aber die Königin, so übt er Verrat an seinen treuen Freunden. Es ist dies „das ergreifendste und menschlich rührendste Seelengemälde, das die gesamte Poesie des Mittelalters kennt."

117. Da sprach der König Etzel: „Wer hilft mir, wenn nicht du? 2095
Das Land mitsamt den Burgen, dir sprech' ich alles zu;
Wenn du mich rächest, Markgraf, an diesen Feinden mein
Sollst du ein reicher König hier neben Etzel sein."

118. Und wiederum sprach Rüd'ger: „Wie führt ich solches aus? 2096
Ich habe sie geladen als Gäste in mein Haus:
Und denen Trank und Speise in Treuen dort ich bot
Und meine Gabe schenkte, die soll ich schlagen tot?

119. Und Giselher dem Degen gab ich die Tochter mein, 2098
Sie konnt' hienieden besser nicht aufgehoben sein.
Nie sah ich einen König so voller Heldenmut,
So reich an Zucht und Treue, an Ehr' und reichem Gut."

120. Und wieder sprach Kriemhilde: „O edler Degen mein, 2099
Nun laß dich doch erbarmen die übergroße Pein,
Die ich und Etzel leiden. Gedenke wohl daran,
Daß nie so schlimme Gäste ein König je gewann."

121. Auf's Spiel nun setzt er traurig die Seele und den Leib, 2103
Das rührte bis zu Thränen selbst König Etzels Weib.
Er sprach: „Ich muß euch halten den Eid, den ich gethan,
O wehe meiner Freunde! ich muß sie greifen an."

122. Der edle Markgraf Rüd'ger, laut rief er in den Saal: 2112
„Ihr kühnen Nibelungen, nun wehrt euch allzumal!
Statt Freude euch zu bringen, schaff' ich euch bitt're Pein:
Jüngst waren wir noch Freunde, jetzt muß ich Feind euch sein."

123. „Nicht wolle Gott vom Himmel," sprach König Gunther drauf,
„Daß ihr die große Treue uns plötzlich kündet auf, 2114
Die ihr doch stets bewiesen mit echtem Freundesmut,
Ich glaube nie und nimmer, daß ihr das jemals thut."

124. „Weh mir," sprach da der Markgraf, „ich darf es lassen nicht,
Denn ach! mit euch zu streiten ist meine Lehenspflicht, 2115
Nun wehrt euch, kühne Helden, um Leben und um Leib,
Mir wollt' es nicht erlassen des Königs Etzel Weib."

125. „Laßt ab, viel edler Markgraf," sprach zu ihm Gerenot, 2119
„Es lebt kein Wirt auf Erden, der Gästen jemals bot
So große Lieb' und Treue, wie uns von euch geschehn,
Wir wollen's euch vergelten, wenn wir zur Heimat gehn."

126. „Ach, wollte Gott," sprach Rüd'ger, „vieledler Held Gernot, 2120
Daß ihr am Rheine wäret und ich mit Ehren tot,
Denn ich bin ja gezwungen im Kampf euch zu besteh'n,
Von Freunden ist an Gästen so Schlimmes nie geschehn."

Starken wenn auch tieftraurigen Herzens nimmt Giselher Abschied von der Liebe, der er nach einem Kampf Rüdigers mit seinen Anverwandten entsagen muß für immer. Gernot schlägt Rüdiger die Todeswunde mit eben dem Schwert, welches Frau Gotelinde ihm schenkte. Aber auch Gernot ist zum Tode verwundet und sinkt neben Rüdiger nieder.

26. Dietrichs Kampf mit den Burgunden: Durch Palast und Türme tönt der Jammerruf über Rüdigers Fall. Erschreckt von dem Wehgeschrei sendet Dietrich von Bern einen Boten, um nach der Ursache des Jammers zu fragen. Als der Gotenkönig den Tod des edlen Rüdiger vernimmt, schickt er den alten Hildebrand ab, die Burgunden wegen des furchtbaren Ereignisses zur Rechenschaft zu ziehn. Zugleich mit Hildebrand dringen die riesigen Gotenhelden auf die Burgunden ein und ein schrecklicher Kampf erhebt sich. Giselher und der Gotenfürst Wolfhart „thun sich gegenseitig den grimmen Tod an." Als Volker den Neffen Dietrichs von Bern, den jungen Siegstab, erschlägt, stürzt der alte Waffenmeister Hildebrand wie ein Rasender auf ihn ein:

127. „O weh des lieben Herren," rief Meister Hildebrand, 2223
„Der hier erschlagen lieget von Volkers starker Hand!
Nun soll der Fiedelspieler dem Tode nicht entgehn."
Held Hildebrand, der alte, ward grimm'ger nie gesehn.

128. Er schlug den kühnen Volker, daß Spangen ihm und Band 2224
Entzwei gehauen flogen rings an des Saales Wand
Vom Helm und von dem Schilde; Volker der starke Mann,
Der kühne Fiedelspieler, den Tod davon gewann.

129. Da sah von Tronje Hagen Volker den Degen tot, 2226
Bei diesem Trauerfeste schuf's ihm die größte Not,
Die er an lieben Freunden und Mannen je gewann;
Wie grimmig fing da Hagen den Freund zu rächen an.

130. Er schlug auf Hildebranden, daß weit man in dem Saal 2242
Balmung sausen hörte, den Hagen heimlich stahl
Dereinst dem kühnen Siegfried, eh' er den Held erschlug.
Da wehrte sich der Alte, denn er war kühn genug.

131. Der beste Recke Dietrichs schlug Hagen mit dem Schwert, 2243
Das war so scharf und schneidig, ließ keinen unversehrt,
Doch konnt' er nicht verwunden den Helden von Burgund,
Ihn schlug der grimme Hagen mit Siegfrieds Schwerte wund.

132. Als nun der alte Meister der Wunden Schmerz empfand, 2244
Da fürchtet' er mehr Schaden von seines Gegners Hand,
Den Schild warf über'n Rücken des edlen Dietrichs Mann,
Mit einer starken Wunde Herr Hildebrand entrann!

27. Der Nibelungen Ende: Schäumend vor Grimm über den Untergang seiner Mannen tritt Dietrich von Bern Hagen und Gunther entgegen. Er fordert, sie sollen sich ihm als Geiseln ergeben, aber todeskühn weist Hagen die Forderung ab und stellt sich Dietrich zum Kampfe. Nach furchtbarem Ringen umschließt der löwenstarke Dietrich seine Gegner mit den Armen, bindet sie und führt sie als Gefangene zu Kriemhilde.[1] Er empfiehlt ihr, das Leben der Helden zu schonen und sie als Geiseln zu behalten. Wohl verspricht ihm Kriemhilde solches, aber innerlich jubelt sie hoch auf, endlich ihre beiden Todfeinde in ihrer Gewalt zu haben. Sie läßt Gunther und Hagen getrennt von einander einkerkern.

133. Kriemhild ging nun wo Hagen in Haft und Banden lag, 2304
Wie finster und feindselig sie zu dem Recken sprach:
„Wollt ihr mir wiedergeben was ihr geraubet mir,
So mögt noch lebend kommen nach eurer Heimat ihr."

134. Da sprach der grimme Hagen: „Wozu der Worte noch, 2305
Frau Königin Kriemhilde, hab' ich geschworen doch,
Daß ich den Hort nicht zeige niemand und nimmermehr,
So lang von meinen Herren noch einer lebend wär."

[1] Jetzt erfüllt sich was der sterbende Siegfried Hagen und Gunther zugerufen hatte: „Ihr sollt von guten Recken mit Schmach geschieden sein" (V. 58). Sie fallen nicht wie die übrigen Helden in ehrlichem Kampfe, sondern sie werden der Kriemhilde gefesselt übergeben.

135. „Ich will," sprach Frau Kriemhilde, „daß dies ein Ende nimmt."
Den Bruder schnell zu töten gebot sie da ergrimmt. 2306
Sein Haupt ward abgeschlagen, sie trug es selbst beim Haar
Hin vor den Held von Tronje, den schmerzt es tief fürwahr.

136. Und als er nun mit Trauer das Haupt Herrn Gunthers sah, 2307
Zu Etzels Weibe sprach er mit bitt'rem Grimme da:
„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
Und alles ist gekommen, wie ich es mir gedacht.

137. Der König von Burgunden, Herr Gunther, ist nun tot, 2308
Auch Giselher und Volker, Dankwart und Gerenot.
Den Hort, den weiß nun niemand als Gott und ich allein,
Der soll dir, Teufelsweibe, ewig verborgen sein!"

138. Sie sprach: „Da ihr so üble Vergeltung mir gewährt, 2309
So will ich doch behalten das Nibelungenschwert,
Das trug mein holder Trauter, als ich zuletzt ihn sah,
Da ihm von dir, du Mörder, das grimme Leid geschah."

139. Sie zog es aus der Scheide, er konnt' es hindern nicht, 2310
Sie hielt nun über Hagen ein schreckliches Gericht:
Das Schwert hob sie in Händen, das Haupt sie ab ihm schlug,
Das sah der König Etzel: es war ihm leid genug.

140. „Zu Hülfe!" rief der König, „wie ist nun doch gefällt 2311
Von eines Weibes Händen der allerbeste Held,
Der je zum Sturm gekommen und Schild und Waffen trug,
Wie feind ich ihm gewesen, es ist mir leid genug."

141. Sprach Hildebrand, der Alte: „Es kommt ihr nicht zu gut, 2312
Daß sie ihn frech erschlagen; was man mir drob auch thut,
Obwohl er selbst mich brachte in grauenvolle Not,
Ich will und muß jetzt rächen des Tronjers Schmach und Tod."

142. Der alte Waffenmeister stürzt' auf die Königin, 2313
Es flog sein Schwert zum Schlage laut schmetternd auf sie hin.
Wohl ward ihr angst und wehe vor Hildebrandens Groll,
Umsonst ertönt ihr Jammern so laut und schreckensvoll.

143. Da lagen sie im Hofe, die Toten, Leib an Leib, 2314
In Stücke war gehauen das edle Königsweib;
Und Dieterich mit Etzel zu weinen laut begann,
Um die gefall'nen Freunde hub sich ein Klagen an.

144. Die Ehr' und Ruhm erworben, die lagen alle tot, 2315
Die Leute waren alle in Jammer und in Not.
Mit Leide war beendet die hohe Festeszeit,
Wie immer denn die Liebe am Ende bringet Leid!

145. Ich kann euch nicht beschreiben, was weiter da geschah,
Nur daß man mit den Christen die Heiden weinen sah;
Die Frauen und die Knechte und manche schöne Maid,
Sie trugen um die Freunde das allergrößte Leid.

146. Ich künde euch nicht weiter von dieser großen Not — 2316
Die da erschlagen waren, die lasset liegen tot —
Noch was dem Volk der Hunnen der Zukunft Los beschied;
Hier hat die Mär' ein Ende: Das ist der **Nibelungen Lied!**

Literatur: Ausgaben des Nibelungenliedes im Original von Lachmann, 1878; von Bartsch, 1875; von Zarnke 1887. — Übersetzungen von Simrock, 1885; von L. Freytag, 1886; von H. A. Junghaus (Reclam, Nr. 642–645). — Paul, Grundriß der germanischen Philologie II. Band 1, 1; 1889. — E. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000—000. —

---

[1] So enden die „Nibelungenlied"-Handschriften. Die „Nibelungennot"-Handschriften fassen die beiden letzten Verse in einen zusammen und lauten:

Ich kann euch nicht beschreiben, was weiter da geschah,
Als daß man holde Frauen und Ritter weinen sah,
Dazu die edlen Knechte um lieber Freunde Tod;
Hier hat die Mär' ein Ende: Das ist der **Nibelungen Not!**

4. Das Lied von Gudrun. 1210

Inhaltserzählung nebst Proben nach Gotthold Ludwig Klees Übersetzung.

Motto: Beglückt, wer Treue rein im Busen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen.
Goethe, Faust I.

I. Hettel und Hilde.[1]

1. **Von den Hegelingen:** In uralten Zeiten herrscht im Lande der Hegelinge der reiche und mächtige König Hettel.[2] Viele Helden sind ihm unterthan. Unter ihnen ragt besonders hervor der riesige Wate von Stürmen, der sangeskundige Horand von Dänemark und dessen Vetter, der listige Frute. Diese Recken raten dem Friesenkönig sich um die Hand der schönen Hilde von Irland, der Tochter des wilden Hagen, zu bewerben und geloben ihm in dem gefährlichen Unternehmen ihren Beistand. Denn es ist bekannt, daß Hagen seine Tochter keinem Helden gönnt und daher jeden Werber mit dem Tode bedroht.

2. **Die Fahrt nach Irland:** Der schlaue Frute rät den Helden, als Kaufleute verkleidet nach Irland zu fahren und die schöne Hilde durch List zu rauben. Gern geht König Hettel auf diesen Plan ein. Er läßt aus Cypressenholz Schiffe erbauen, ihre Masten und Wände mit Silber beschlagen, die Ruderstangen mit Gold umwinden und die besten Schätze aus der Burg auf die Schiffe laden. Siebenhundert streitbare Männer werden im Schiffsraum verborgen. So ausgerüstet treten Wate, Frute und Horand die Fahrt an.

[1] Über den Mythus, welcher der Gudrun zu Grunde liegt, siehe Wenckebachs Literaturgeschichte II., S. 00. [2] Der Schauplatz des Epos ist an der Nordseeküste. Hettel ist König der Friesen, das Hegelingenland ist das Gebiet der Friesen. Hagen ist Beherrscher von Irland.

3. **Frutes Kramladen:** In Irland angelangt senden sie dem König Hagen kostbare Geschenke und lassen um das Marktrecht bitten. Sobald ihnen solches gewährt ist, schlagen sie ihre Kramläden auf und verkaufen die herrlichsten Waren zu spottbilligen Preisen. Die Gemahlin Hagens, Frau Hilde, und ihre jugendschöne Tochter Hilde hören Wunderdinge von den fremden Kaufleuten erzählen und veranlassen Hagen, dieselben an den Hof zu laden.

4. **Wates Waffenkunst:** Scherzend fordert Hagen den alten Wate zum Waffenspiel heraus. „Meine vier guten Hiebe will ich dich lehren" spricht Hagen zu Wate, der sich stellt als verstände er wenig vom Kampfe. Aber bald erkennt Hagen des Alten Meisterschaft. Erstaunt und beschämt muß er eingestehn, daß er nie einen Schüler so schnell lernen sah.

5. **Horands Gesang:** Mehr aber als Frutes kostbarer Kram und Wates Waffenkunst entzückt Horands bezaubernder Gesang die Gäste in der Königshalle.

1. Es war an einem Abend, da ihre List gelang: 372
Horand vom Dänenlande, der kühne Degen, sang
Mit also süßer Stimme, daß es in frohem Schweigen
Die Leute alle hörten; die Vöglein selbst verstummten in den Zweigen.

2. Gern hörten es der König und seine Mannen an, 373
Dadurch der Däne Horand viel Freunde sich gewann.
Auch hatt' es wohl vernommen die alte Königinne:
Der Schall drang durch das Fenster, an dem sie saß auf ihres Schlosses Zinne.

3. Da sprach die alte Hilde: „Was ist das für Gesang? 374
Die allerbeste Weise, die je zum Ohr mir drang!
Nie hört' ich all mein Lebtag ein Lied von solcher Schöne.
Wollte doch Gott im Himmel, meine Kämmerer lernten diese Töne."

4. Sie ließ zu sich entbieten den, der so herrlich sang. 375
Wie dankte sie dem Recken! durch seines Liedes Klang
Sei ihr in hohen Freuden der Abend hingegangen.
Der Held ward von der Königin und ihren Frauen ehrenvoll empfangen.

5. Da sprach zu ihm die Fürstin: „Ich bitt' euch, singet doch 376
Das Lied, das ich heut Abend vernahm, uns öfter noch!
Vergönnt als eine Gabe mir nach des Tages Stunden
Stets euren Sang zu hören! der Lohn dafür wird sicher euch gefunden."

6. „Wenn ihr erlaubt, o Herrin, und es mir danken wollt, 377
Ich sing' euch alle Tage ein Lied so wunderhold,
Daß jedem, der es höret und recht will darauf merken,
Sein ganzes Leid verschwindet: das kummervollste Herz vermag's zu stärken."

7. Nun war die Nacht zu Ende und es begann der Tag. 379
Da sang der Däne Horand, so daß im nahen Hag
Vor seinen holden Tönen die Vöglein alle schwiegen.
Die Leute, die da schliefen, blieben länger nicht im Bette liegen.

8. Sein Lied ertönte herrlich, voll Süßigkeit und Pracht. 380
Herr Hagen selber hört es, ihn zog des Sanges Macht,
Daß er aus dem Gemache mußt' an die Zinne kommen.
Der kluge Sänger wußte, daß ihn die junge Hilde auch vernommen.

9. Des wilden Hagen Tochter und ihre Mägdelein, 381
Die saßen da und lauschten, indes die Vögelein
Im Burghof ihre Weisen zu singen ganz vergaßen.
Auch Hagens Helden horchten, wie so der Däne schön sang ohne Maßen.

10. Die Tier' im Walde ließen die frischen Kräuter stehn, 389
Die Würmlein, die da sollten im Grase schleichend gehn,
Die Fische, die da sollten im kühlen Wasser schwimmen,
Die hielten still und lauschten. Traun! Schönres konnte Horand nicht anstimmen!

11. Da ließ ihn zu sich bitten das schöne Mägdelein, 391
Ohn' ihres Vaters Wissen, ganz heimlich sollt' es sein.
Auch durfte ihrer Mutter niemand die Märe melden,
Daß sie in ihrem Zimmer geheime Zwiesprach hätte mit dem Helden.

12. Ein wohlgefüger Kämmrer verdiente sich den Sold, 392
Was sie ihm gab zum Lohne, das war von rotem Gold,
Und zwölf gediegne Spangen, die schenkte sie dem Schlauen,
Daß sie den Sänger möchte zur Abendzeit in ihrer Kammer schauen.

13. Sie bat ihn sich zu setzen. Die edle Maid begann: 395
„Was ich euch singen hörte, stimmt es noch einmal an!
Darnach verlangt mich's sehnlich: in eurem Liedertone
Find' ich die höchste Wonne und aller Freuden Edelstein und Krone."

14. „Wenn ich euch singen dürfte, viel schönes Mägdelein, 396
Und mir der König Hagen darum das Leben mein
Nicht nehmen wollt', es dünkte mich wahrlich keine Schande
Euch immerdar zu dienen, wärt' ihr daheim in meines Herren Lande."

15. Da hub er an zu singen ein Lied voll Zauberklang, 397
Das nie ein Ohr vernommen und nie ein Mund noch sang;
Auf wilden Fluten lehrten es ihn die Wassergeister.
So diente dort schön Hilden mit seiner Kunst der kühne Sangesmeister.

16. Und als nun ausgeklungen der Weise letzter Ton, 598
Da sprach das schöne Mägdlein: „Freund, nehmet Dank und Lohn."
Sie zog von ihrem Finger den Reif von rotem Golde.
„Glaubt mir, ich geb' es gerne, ja alles, was ihr wünschet!" sprach die Holde.

Horand bringt ihr jetzt die Botschaft seines Herrn, spricht von Hetels inniger Liebe zu ihr, seinem Reichtum, seiner schönen Stimme und bewegt die Königstochter in ihre Entführung nach dem Lande der Friesen einzuwilligen.

6. Hildens Entführung: Nachdem Horand den Gefährten die glückliche Kunde überbracht hat, werden die Schiffe insgeheim segeltüchtig gemacht und Hagen nebst den Seinen eingeladen, den Schiffen einen Besuch zu schenken:

17. Herr Hagen gab den Gästen den höflichen Bescheid: 438
„Weil ihr denn wollt, so werd' ich zur nächsten Morgenzeit
Die Rosse heißen satteln für Mägde und für Frauen.
Auch will ich selber kommen, um morgen eure Schiffe zu beschauen."

18. Und früh am nächsten Morgen — es war zur Messezeit — 440
Da schmückten sich die Mädchen und Frau'n voll Emsigkeit,
Die Hagen führen wollte hinab zum Meeresstrande.
Mit ihnen ritten herrlich wohl tausend Recken aus der Iren Lande.

19. Als sie dahin gekommen, wo man die Schiffe fand, 442
Da hob man von den Rossen die Frauen auf den Sand.
Die Minniglichen wollten die Schiffe nun besteigen.
Die Buden standen offen: da sollten sie den Frauen Wunder zeigen.

20. Ob's jemand übel nähme, was scherte Waten dies. 445
Es kümmert' ihn gar wenig, wo er die Waren ließ.
Von ihrer Mutter Seite ward Hilde weggetragen.
Auf sprangen die Versteckten. Wie grimmig leid war das dem König Hagen!

21. Die Segel auf geschwinde! es hielt sie niemand ab. 446
Manch einen stieß vom Schiffe man in die Flut hinab:
Wie Wasservögel schwammen zum Lande sie geschwinde.
Da ward der alten Fürstin gar leid nach Hilde ihrem lieben Kinde.

22. Sobald der wilde Hagen sie kampfgerüstet sah, 447
Wie rief voll Zorn und Grimme der Held von Irland da:
„Auf! bringet her geschwinde mir meine Eisenstangen!
Sie müssen alle sterben, die ich mit Speereswurf noch kann erlangen!"

Die Friesen aber setzen schnell die Ruder ein und entziehen sich dem furchtbaren Zorne Hagens. Glücklich gelangen sie an die heimatliche Küste und senden Boten an König Hettel. Dieser erscheint mit einem glänzenden Brautgeleite von Mannen und Jungfrauen, um die schöne Hilde heimzuführen. Aber schon fahren des nachstürmenden Hagen Schiffe an den Ufersand und eine blutige Schlacht entbrennt zwischen Iren und Friesen. Als Hagen erfährt, daß nicht Seeräuber, sondern des Königs Hettel Mannen sein Kind entführt haben, versöhnt er sich mit Hettel und giebt seine Einwilligung zu dessen Vermählung mit Hilde.

II. Gudrun.

7. Gudruns Verlobung mit Herwig: Hettel und Hilde haben zwei Kinder, einen Knaben Ortwein und eine Tochter Gudrun,[1]

[1] Gudrun (gund = Kampf; runa = Zauber, Geheimnis) = die zauberhaft auf den Kampf Einwirkende. — Ortwein (ort = Spitze, Speer; wine = Freund) = Speerfreund.

„die helle Sonne des Wellenreiches", welche sogar ihre Mutter an Schönheitsglanz überstrahlt. Ihr Wuchs ist so hoch und hehr, daß sie wohl ein Schwert hätte tragen können, wenn sie ein Mann gewesen wäre. Mächtige Könige bewerben sich um ihre Hand, wie Siegfried von Moorland, Hartmut von der Normandie[1] und Herwig von Seeland.[2] Da König Hettel alle Bewerber verschmäht, so erscheint Herwig von Seeland mit dreitausend Mannen vor Hettels Burg Matelane, um sich Gudrun zu erkämpfen:

23. Die feuerheiße Lohe aus Helmen schlug geschwind 644
Herwig der schnelle Degen: das sah des Königs Kind,
Gudrun, die schöne Jungfrau, zu ihrer Augenweide.
Wohl schien der Held ihr wacker: das war der Maid zu Lust und auch zu Leide.

Herwigs Tapferkeit gewinnt Gudruns Herz, sie wirft sich zwischen die Kämpfenden und bittet um Frieden.

24. Nach seiner Mannen Rate zu fragen nun begann 664
Herr Hettel seine Tochter, ob sie zu ihrem Mann
Den edlen Herwig wollte, den Helden reich an Ehren.
Da sprach das schöne Mägdlein: „Nie will ich einen bessern Freund begehren."

25. Verlobt ward da dem Recken die Maid zur selben Stund', 665
Den Thron mit ihm zu teilen. Wohl ward von ihr ihm kund
Freude und tiefer Kummer: daß sie ihn nahm zur Ehe,
Das büßten manche Helden gar bald im Schlachtensturm mit Tod und Wehe.

8. **Gudruns Entführung:** Von Eifersucht entflammt fällt Siegfried von Moorland brennend und raubend in Herwigs Lande ein. Schnell bricht König Hettel mit seinen Mannen nach den Seelanden auf, um dem Verlobten seiner Tochter beizustehn. Diesen günstigen Augenblick benutzt der gleichfalls abgewiesene Freier Hartmut von der Normandie, die unbewehrten Burgen Hettels zu erstürmen und Gudrun nebst ihrer Freundin Hildburg und sechzig anderen Frauen zu rau-

[1] Normandie = das Land der Dänen und Norweger. [2] Unter Seeland ist entweder das friesische Inselreich oder die dänische Insel Seeland zu verstehn.

ben. Jammernd und wehklagend sieht die Königin Hilde die Normannenschiffe, die ihre Tochter und deren Gefährtinnen entführen, vom Lande stoßen. Von Boten benachrichtigt machen Hettel und Herwig sich sofort auf, den räuberischen Normannen nachzusetzen. Als Hartmut und sein Vater Ludwig die Fahrt durch eine Rast auf dem Wülpensande[1] unterbrechen, werden sie von den sie verfolgenden Friesen entdeckt und ein mörderischer Kampf beginnt. Wild tobt die Schlacht auf dem Wülpensande, wie Schneeflocken jagen die Pfeile und Speere durch die Luft, purpurn von Blut branden die Wellen am Strande. Den Höhepunkt erreicht die Erbitterung als die beiden feindlichen Könige sich entgegentreten:

26. Herr Ludwig und Herr Hettel hoch schwangen in der Hand 880
Die furchtbar scharfen Waffen. Da hatte bald erkannt
Ein jeder an dem andern, was für ein Held er wäre.
Ludwig erschlug Herrn Hettel. Viel Herzeleid entstand aus dieser Märe.

27. Als nun der grimme Wate erfuhr des Königs Tod, 882
Da brüllt' er wie ein Eber; wie helles Abendrot
Sprüht es aus jedem Helme, den nur sein Schwert erlangte.
Vor seinem wilden Zorne es manchem mutigen Normannen bangte.

Unter dem Schutze der Nacht entkommen die Normannen mit den geraubten Frauen, nachdem sie fast die ganze waffenfähige Jugend der Hegelinge vernichtet haben. Nur der alte Wate wagt es, gramgebeugt, der entsetzten Hilde die Trauerbotschaft zu bringen.

28. „O Wehe meines Leides!“ rief da die Königin, 926
„Er ist von mir geschieden! mein König ist dahin!
Mein Herr, der starke Hettel! O weh, nun ist's geschehen
Um alle Freud' und Ehre! Auch Gudrun werd' ich niemals wiedersehen!“

29. Da sprach der kühne Wate: „Laßt eure Klagen nun! 928
Ihr könnt sie doch nicht wecken, die dort erschlagen ruh'n.
Doch einst, wenn unsre Jugend erwachsen ist im Lande,
Dann wollen wir an Hartmut und Ludwig rächen alle Not und Schande.“

---

[1] Der Wülpensand wird auf einer Insel an der Scheldemündung lokalisiert.

9. Gudruns Gefangenschaft: In der Normannenburg angekommen wird Gudrun von der Königin Gerlinde, der Mutter Hartmuts, und von dessen Schwester Ortrun freundlich empfangen, aber Gudrun wehrt weinend jeden Gruß, jede angebotene Versöhnung ab.

30. Da sprach die alte Gerlind, die stolze Königin: 988
„Wann steht's denn nun der Herrin schön Gudrun wohl zu Sinn
Den jungen König Hartmut zum Ehgemahl zu nehmen?
Er ist ihr gleich an Range; sie braucht darum sich wahrlich nicht zu grämen."

31. Die Worte hörte Gudrun, die heimatlose Maid. 989
Da sprach sie: „Frau Gerlinde, sagt, wär' es euch nicht leid,
Wenn man euch den aufzwänge, der euch so viel' erschlagen
Von euren Blutsverwandten? Traun, ihm zu dienen würd' euch schlecht behagen."

32. Da sprach zu ihrem Sohne die übele Gerlind: 993
„Die Weisen müssen ziehen ein unerfahrnes Kind.
Wenn ihr die Zucht des Mägdleins mir wolltet übertragen,
Ich trau' mich's zu vollbringen: sie soll die Hoffart aus dem Sinn sich schlagen."

33. Darauf versetzte Hartmut: „Gern heiße ich es gut, 994
Nehmt denn die holde Jungfrau in eure Zucht und Hut,
Behandelt sie nach ihrer und eurer eignen Ehre!
Die Maid ist ohne Heimat; drum seid voll Güte stets bei eurer Lehre."

34. So hatte seiner Mutter der junge Königssohn 995
Schön Gudrun überlassen. Dann ging er selbst davon.[1]
Die Jungfrau aber grämte sich ab mit trübem Sinnen,
Und stets ward ihr verhaßter Gerlindens Lehr' und jegliches Beginnen.

35. Da sprach die böse Teufelin so zu der schönen Maid: 996
„Willst du nicht Freude haben, so sollst du haben Leid.
Sieh, ob du einen findest, der diese Schmach dir wende:
Du mußt mein Zimmer heizen und selber schüren mir des Feuers Brände."

---

[1] Hartmut unternimmt eine lange Abenteuerreise und kehrt einmal im vierten, das andere Mal gegen das Ende des siebenten Jahres von Gudruns Gefangenschaft heim.

36. Da sprach die edle Jungfrau: „Ich bin dazu bereit, 997
Was ihr mir auch gebietet, ich thu' es jederzeit;
Vielleicht daß Gott im Himmel mir meinen Jammer wende.
Wohl hat bisher noch selten meiner Mutter Kind geschürt die Brände."

37. „Du sollst, so wahr ich lebe," hub Gerlind wieder an, 998
„Verrichten, was noch niemals ein Königskind gethan.
Ja, deine böse Hoffart will ich dir arg verleiden!
Eh' Tag und Nacht sich wandelt, mußt du von allen deinen Mägdlein scheiden."

38. Da schied die böse Gerlind die schönen Mägdelein, 1005
Sie mußten lange Jahre eins fremd dem andern sein;
Die einst als Herzoginnen geführt ein herrlich Leben,
Die zwang man Garn zu winden; sie mußten stets in Furcht und Jammer schweben.

39. So manche mußte hecheln und spann des Flachses Haar, 1006
Die von erlauchten Eltern dahin gekommen war.
Die sonst mit Edelsteinen, mit Gold und bunten Seiden
Zu wirken wohl verstanden, die mußten jetzt gemeine Arbeit leiden.[1]

40. Des reichsten Königs Tochter, der Burgen hatt' und Land, 1008
Die heizte nun den Ofen mit ihrer weißen Hand.
Wenn Gerlinds Frauen gingen in ihrer Herrin Zimmer,
Für ihre harten Dienste dankten sie der edlen Gudrun nimmer.

41. Gemeine Mägdedienste, das ist gewißlich wahr, 1011
Verrichteten die Jungfrau'n drei und ein halbes Jahr,
Bis einst der König Hartmut von dreien Heeresreisen
Nach Hause wiederkehrte: da dienten immer noch die armen Waisen.

42. Zu Gerlind sprach da Hartmut: „O liebe Mutter sagt, 1014
Wie konntet ihr so handeln? Hab' ich die edle Magd
Nicht euch in Huld und Gnade zu hüten übergeben,
Daß ihr auf jede Weise gelindert werde dieses Jammerleben?"

---

[1] Feine Seide mit Goldborten und Juwelen zu besticken war die Arbeit vornehmer Damen. Flachs spinnen und hecheln galt als Arbeit niederer Mädchen. Arbeiten wie Ofenheizen und Waschen gehörten im Mittelalter zu den unehrenvollen, niedrigsten Beschäftigungen der Dienstboten.

43. Da sprach die grimme Wölfin: „Was sollt' ich anders thun 1015
Mit Hettels stolzer Tochter? Mein Sohn, so wisse nun,
Mein Bitten und Befehlen, nichts hat es ihr gegolten;
Stets hat auf deinen Vater, auf dich und deine Freunde sie gescholten."

44. Darauf versetzte Hartmut: „Das Recht giebt ihr die Not. 1016
Durch uns liegt mancher Ritter von ihren Freunden tot;
Mein Vater schlug den ihren — wer kann ihr den ersetzen?
Wir machten sie zur Waise; drum mag ein leichtes Wort sie tief verletzen."

45. Sie sprach zu ihrem Sohne: „Nun wohl von heute an 1018
Will ich sie besser halten." Hartmut der kühne Mann,
Er ahnte leider wenig, daß sie's an allen Enden
Noch schlimmer haben sollte. Die Not der Armen konnte niemand wenden.

46. Da ging die böse Gerlind hin, wo sie Gudrun fand. 1019
Sie sprach zur Königstochter von Hegelingenland:
„Willst du dir's, feines Mägdlein, nicht besser überlegen,
So mußt du mit den Haaren den Staub von Schemeln und von Bänken fegen.

47. Und meine Kemenate[1] mußt du, das sag' ich dir, 1020
Dreimal an jedem Tage recht sauber kehren mir,
Und dreimal sollst du zünden das Feuer mir darinne."
Sie sprach: „Das thu ich alles, eh' ich statt meines Liebsten Hartmut minne."

48. Dann ging der edle Hartmut dahin wo er sie fand 1026
In einer Kammer sitzen. Er nahm sie bei der Hand
Und sprach: „Viel edles Mägdlein, gefällt's euch mich zu minnen,
So soll mein Volk gehorchen euch als der herrlichsten der Königinnen."

49. Da sprach die schöne Gudrun: „So bin ich nicht gesinnt. 1027
Mir thut so viel zuleide die tückische Gerlind,
Daß ich mich nie und nimmer hier einem Mann vermähle.
Sie selbst und all die Ihren sind mir verhaßt im tiefsten Grund der Seele."

---

[1] Kemenate = Zimmer mit einem Kamin, Frauengemach.

50. „Das ist mir leid," sprach Hartmut, „ich will, soviel ich kann, 1028
Vergüten, was die Mutter euch Übles hat gethan.
Wie's unser beider würdig, will ich euch Sühne geben."
Da sprach die edle Jungfrau: „Euch lieb' ich nimmermehr in meinem Leben."

51. Darauf versetzte Hartmut, des Normannskönigs Kind: 1029
„Ihr wisset wohl, Frau Gudrun, daß mir zu eigen sind
Die Burgen rings und Lande und all die Leute drinnen.
Wer würde mich drum hängen, wollt' ich euch nur zum Liebchen mir gewinnen?"

52. „Was ihr auch wünscht, Herr Hartmut, so ist euch doch bekannt: 1043
Zu ehlicher Verbindung gelobt' ich meine Hand
Dem edlen König Herwig mit ewigfesten Eiden.
Nie bin ich eines andern, wenn nicht Tod und Grab uns beide scheiden!

53. Beim alten Brauch noch hat es bis heute sein Verbleib, 1034
Daß keinen Gatten nehme ein edles freies Weib,
Wenn nicht mit beider Willen. So fordert es die Ehre!"
Um den geliebten Vater trug Gudrun noch es Leides ganze Schwere:

54. „Noch eine Kunde weiß ich, die ist mir leid genug! 1033
Daß euer Vater Ludwig mir meinen Vater schlug.
Wenn ich ein Ritter wäre, hei, wie ich's rächen wollte,
Wagt' er es mir zu nahen! Nun sagt, warum ich denn die eure werden sollte?

55. Nein! dienen, dienen will ich, wie sonst so auch fortan! 1036
Was ich für deine Mannen schon schweren Dienst gethan
Und für Gerlindens Weiber! Gott hat mein ganz vergessen,
Doch leid' ich alles gerne! Für mich bleibt nur mein Kummer unermessen."

56. Da sprach der König Hartmut: „Ihr grämt euch ohne Not. 1044
Uns soll hier niemand scheiden, es wäre denn der Tod!
An meiner Schwester Seite mögt ihr jetzt traulich weilen;
Sie wird, das hoff' ich sicher, mit Eifer euren alten Kummer heilen."

57. So mochte Hartmut wähnen, daß sich ihr fester Mut 1045
Doch noch erweichen ließe, wenn Ortrun all ihr Gut
Mit ihr in rechter Treue und Freundschaft teilen wollte.
Bruder und Schwester hofften, daß es auf diese Art gelingen sollte.

58. So oft Hartmut sie grüßte, so oft mit Freundlichkeit 1047
Er sie gewinnen wollte, sie dachte an ihr Leid,
Das sie mit ihren Frauen erlitt im fremden Lande.
Mit scharfen Worten rächte an Hartmut sie den Jammer und die Schande.

59. Drauf ging zu seinen Mannen Hartmut, der Recke gut; 1050
Das Land und seine Ehre befahl er ihrer Hut,
Solang' er ferne weile. Er dacht' in seinen Sinnen:
„Man haßt mich hier so grimmig; am besten ist's, ich scheide ganz von hinnen."

60. Da rief in wildem Zorne die tückische Gerlind: 1052
„Wohlan, nun soll mir dienen Gudrun, das Hildenkind!
Und will die Starrgesinnte sich nicht im guten geben,
So soll sie Dienste leisten, wie sie noch nie gethan in ihrem Leben."

61. Da sprach die edle Jungfrau: „Was ich zu thun vermag, 1053
Was meine Hände können arbeiten Nacht und Tag,
Das will ich alles eifrig vollbringen ohne Klagen,
Da mich mein hartes Schicksal von meinem Heimatland hieher verschlagen."

62. Drauf sprach die böse Gerlind: „So sollst du mein Gewand 1054
Mir alle Morgen tragen hinunter an den Strand;
Dort sollst du fleißig waschen für mich und mein Gesinde,
Und hüte dich, schön Gudrun, daß man dich ja nicht einmal müßig finde!"

63. Da sprach die edle Jungfrau: „O reiche Königin! 1055
So schafft, daß man mich lehre die Arbeit, denn ich bin
Ganz ungewohnt des Dienstes, zu waschen die Gewande;
Glück ist mir nicht beschieden! Doch trüg' ich gerne größre Not und Schande!"

64. Da hieß sie eine Wäscherin hinab zum Ufersand, 1057
Gudrun zu unterweisen, fort tragen das Gewand.
Wohl ging das Leid der Gudrun gar nahe ihren Frauen,
Als sie die edle Herrin in Not und Schande waschend mußten schauen.

65. Da sprach aus treuem Herzen Hildburg, die hehre Magd: 1060
„Es muß uns alle jammern, die wir, Gott sei's geklagt!
Mit Gudrun einst gekommen hieher in diese Lande.
Wir alle müssen dulden, nun steht sie selber waschend gar am Strande!

66. Beim reichen Gott, ihr solltet, o stolze Frau Gerlind, 1062
Sie nicht alleine lassen! Sie ist ein Königskind,
Mein Vater auch war König, doch will ich's gern vollbringen,
O laßt mich mit ihr waschen, es mög' uns übel oder wohl gelingen."

67. Da sprach die böse Gerlind: „So wird dir manchmal weh. 1064
Wie hart der Winter werde, du mußt doch in den Schnee
Und mit ihr Kleider waschen trotz Eis und kalten Winden,
Wenn du dich wahrlich lieber im warm geheizten Zimmer ließest finden."

68. Sie konnt' es kaum erwarten, bis daß es Abend ward. 1065
Da war der edlen Gudrun ein Trost doch aufgespart:
Hildburg die vielgetreue ging zu ihr in die Kammer.
Da klagten sie nun beide einander ihren Gram und Herzensjammer.

Jahre vergehen unter stets gesteigerten Demütigungen und Mißhandlungen, aber Gudruns starkes Herz bleibt treu und fest. Neben der aufopfernden Hildburg ist es die Tochter Gerlindens, Ortrun, welche das tiefste Mitleid mit der armen Verbannten bezeigt und ihr tröstend in ihrer tiefen Schmach zur Seite steht.

10. Hoffnung auf Rettung: Endlich ist die Zeit gekommen, da Frau Hilde im Hegelingenlande aus der aufgewachsenen Jugend ein Heer gegen die Normannen aufzustellen vermag. Auch ihr junger Sohn Ortwein ist schwertfähig und kampfbereit. Um Weihnachten wird eine starke Flotte ausgerüstet und mächtige Helden — unter diesen Herwig, Wate, Ortwein, Frute und Horand — ziehen zur Rache- und Befreiungsfahrt über die stürmische See. — Wiederum stehen die Dulderinnen am Meeresgestade und waschen, da werden sie Zeugen einer bedeutungsvollen Erscheinung:

69. Es war zur Mittagsstunde wohl um die Fastenzeit. 1166
Ein Schwan kam angeschwommen. Da rief Gudrun, die Maid:
„O weh, du schöner Vogel, wie jammerst du mich sehr,
Daß du so weit geschwommen in kalter Flut zu diesem Strande her.“

70. Da sprach der schöne Vogel: „Freud' über dich und Heil! 1169
Dir wird, du Heimatlose, ein großes Glück zu teil.
Und willst du mich befragen nach deiner Lieben Lande,
Ich bring von ihnen Kunde, Gott schickt mich dir zum Trost zu diesem Strande.“

71. Hin auf den Sand fiel Gudrun bewegt von Gottes Huld, 1170
In Kreuzgestalt[1] Vergebung zu flehn für Sündenschuld.
Sie sprach zur Freundin Hildburg: „Gott hat uns nicht vergessen;
Dank sei ihm für die Gnade! des Leides Ende läßt sich nun ermessen!“

Der Vogel giebt den beglückten Frauen Nachricht von den Lieben in der Heimat, er bringt ihnen die frohe Mär, daß Herwig und Ortwein samt den andern Hegelingen bereits die Fahrt zu ihrer Befreiung unternommen haben. In der Freude ihres Herzens waschen sie heute träger und werden dafür von Gerlinde mit bitteren Vorwürfen und dem strengen Befehl empfangen, am Morgen in aller Frühe das Versäumte nachzuholen.

72. Nun gingen sie und legten die nasse Kleidung ab. 1193
Schlecht waren die Gewänder, die ihnen Gerlind gab:
Ach, nur zwei grobe Hemden! so fürstlich konnte schenken
Das Weib des reichen Königs! Sie lagen ohne Bett auf harten Bänken.

73. So waren schlecht geborgen die armen Mägdelein. 1194
Sie konnten kaum erwarten des Morgens ersten Schein
Und schlummerten nur wenig. Sie dachten sich im stillen:
Wird wohl die frohe Botschaft des edlen Vogels morgen sich erfüllen?

[1] Körper und Kopf bilden mit den ausgestreckten Armen eine Kreuzform; diese Art des Gebetes galt für besonders innig.

11. Wie Gudrun im Schnee waschen muß:

74. Als nun des Tages Schimmer aufstieg am Himmelsrand, 1196
Da trat zum Fensterbogen die Maid von Irenland,
Schön Hildeburg die treue, in ihrer kalten Kammer,
Da war ein Schnee gefallen: das schuf den armen Mädchen
neuen Jammer.

75. „Gespiel, das sollst du sagen der argen Frau Gerlind, 1199
Daß sie uns heut gestatte," so sprach das Hildenkind,
„Der Schuh' uns zu bedienen. Sie mag wohl selber sehn,
Daß wir zum Tod erfrieren, wenn wir heut barfuß am Gestade
stehn."

76. Zur königlichen Kammer die Mägdlein gingen hin. 1200
Die unheilvolle Gerlind, die alte Königin,
Und König Ludwig lagen im Schlaf noch alle beide.
Sie durfte keiner wecken: die arme Gudrun sah's zu ihrem Leide.

77. Doch endlich wurde Gerlind von ihren Seufzern wach; 1201
Sie schalt die schönen Mägdlein mit rauhem Wort und sprach:
„Nun sagt doch, warum geht ihr nicht hin zum Meeresstrande
Und wascht, bis klar und lauter das Wasser niederfließe vom
Gewande?"

78. Da sprach die arme Hildburg: „Ich weiß nicht, wie ich geh'. 1202
Denn draußen ist gefallen die Nacht ein tiefer Schnee.
Nun schützet uns vorm Tode! vergesset euer Hassen!
Wir müssen sicher sterben, wollt ihr uns heut' nicht Schuhe tra-
gen lassen."

79. Da sprach die grimme Wölfin: „Das werd' ich nimmermehr. 1203
Ihr müsset so hinunter, und frör' euch noch so sehr!
Fort! waschet jetzt und eilt euch, sonst wird es euch zum Leide!
Was schert mich, ob ihr sterbet?" Da weinten die verlassnen
Mägdlein beide.

80. So gingen sie wie immer hinunter an den Strand. 1205
Dort standen sie und wuschen nun wieder das Gewand,
Das sie hinabgetragen zum sand'gen Meeressaume.
Es schien beinah, sie hätten wenig Heil von ihrem Rettungs-
traume.

12. Herwigs und Ortweins Ankunft: Heftige Winterstürme zwingen die Friesen, ihre Flotte in einer Bucht der Normannenküste in

Sicherheit zu bringen. Herwig und Ortwein beschließen in einer Barke auszufahren, um wohlmöglich die Schwester zu erspähn. Wenig ahnen sie, daß sie Gudrun und Hildburg als niedere Wäscherinnen am Strande finden sollen.

81. Wie warfen da die Armen wohl über's weite Meer 1206
So manche Sehnsuchtsblicke, ob durch die Flut daher
Die Boten noch nicht kämen, die aus dem Heimatlande
Die reiche Königin Hilde Gudrunen und den edlen Frauen sandte.

82. Lang hatten sie gewartet, da sahn die beiden Fraun 1207
Zwei Männer in einer Barke, kein dritter war zu schaun.
Da sprach die treue Hildburg zu Hildens Kind, dem reichen:
„Zwei Männer seh ich fahren; mir ist als ob sie deinen Boten gleichen."

83. Sie sprangen aus der Barke, laut klang ihr Ruf und hell; 1212
„Ihr schönen Wäscherinnen, wohin? warum so schnell?
Ihr könnt es selber sehen, wir kommen aus fremdem Lande,
Entfliehet ihr von hinnen, so nimmt man euch die köstlichen Gewande."

84. In nassen Hemden blieben die beiden Frauen stehn, 1216
Einst hatte bess're Zeiten das edle Paar gesehn.
Es flogen ihre Haare im kalten Märzenwinde,
In Regen oder Schneefall, es that so bitter weh dem armen Kinde.

85. Der edle Herwig beiden den guten Morgen bot, 1220
Den armen Heimatlosen, wohl that es ihnen not;
Die Königin Gerlinde war grimmig und vermessen,
„Gute Nacht und guten Morgen" das hatten sie, die Holden, fast vergessen.

86. Es zitterten vor Kälte die schönen Mägdelein. 1232
Da sprach der König Herwig: „Nun füget euch darein
Und traget unsre Mäntel einstweilen hier am Strande,
Wofern es euch nicht etwa, ihr holden Frauen, dünket eine Schande."

87. „Gott mag es euch vergelten!" so sprach die hehre Maid. 1233
„Behaltet eure Mäntel! nein, eines Mannes Kleid

Soll keines Menschen Auge an meinem Leibe sehen.“[1]
Erkannten sie die Helden, wär' ihnen jetzt das größte Glück
geschehn.

88. Oft sah der kühne Herwig Gudrunen seufzend an. 1234
Sie däuchte ihm so herrlich, so schön und wohlgethan,
Daß ihm im Herzensgrunde ein tiefes Weh erwachte:
Der Held verglich sie einer, an die er stets mit treuem Sinn
gedachte.

89. Da sagte König Herwig: „Nun seht doch Ortewein, 1235
Soll Gudrun eure Schwester noch an dem Leben sein
In irgend einem Lande so weit die Erde reichet,
Dann wahrlich ist es diese, nie sah ich eine, die ihr also gleichet.“

90. Sie sprach: „Wie ihr auch heißet, ihr scheinet edel mir; 1241
Vor Zeiten kannt' ich einen, dem wahrlich gleichet ihr;
In Seeland war er König, Herwig war er geheißen,
Ja, würde der noch leben, er würde mich aus diesen Banden
reißen.“

91. Da sprach der edle Ritter: „So schauet meine Hand, 1247
Ob ihr den Ring erkennet, Herwig bin ich genannt;
Mit diesem Ringe durft' ich die schöne Gudrun minnen,
Seid ihr die Braut von Herwig, so führ' ich euch als liebes Weib
von hinnen.“

92. Da lächelte vor Freude und sprach das Mägdelein: 1249
„Wohl kenn' ich dieses Ringlein! vor Zeiten war es mein.
Nun aber seht auch dieses, das mir mein Trauter sandte,
Als ich verlassnes Mägdlein noch fröhlich lebt' in meines Vaters
Lande!“

93. Er schloß in seine Arme die wunderschöne Maid. 1251
Da lachten sie vor Wonne und weinten doch vor Leid.
Weiß nicht, wie oft er küßte Gudrun auf Mund und Wangen,
Und auch die arme Hildburg, die stets getreu der Herrin an-
gehangen.

13. **Gudruns List:** Die Helden versprechen Gudrun, daß sie morgen den Rachekampf gegen die Normannen beginnen und sie und

---

[1] Die strenge Sitte der Zeit untersagte es den Frauen Männerkleider anzulegen und die Gebote der Sitte sind Gudrun selbst in der größten Not heilig.

ihre Frauen in Ehren befreien wollen.[1] Als die Männer geschieden, erwacht die Lebenshoffnung, das Selbstgefühl und der Übermut im Herzen der unerschrockenen Maid und lachend ruft sie der bestürzten Hildburg zu: „Nimmermehr wasche ich nun für die arge Gerlind, seitdem mich zwei Könige geküßt haben. Die Wäsche werfe ich in die Wellen, da mag sie stolz und frei von hinnen fließen!"

94. Was Hildeburg auch sagte, zum Seegestade nahm 1272
Gudrun Gerlindens Kleider. Ein heißer Zorn ihr kam;
Sie schwang sie aus den Händen weit in die blauen Wogen,
Sie schwammen eine Weile — weiß nicht, ob jemand sie herausgezogen.

95. Schon sank der Abend nieder, des Tages Schein zerrann. 1273
Beladen schwer ging Hildburg zur Königsburg hinan
Mit sieben reichen Mänteln.. Sie hatte viel zu tragen.
Frei schritt an ihrer Seite die stolze Enkelin des wilden Hagen.

96. Schon war es spät geworden. So kamen sie ans Thor 1274
Des Schlosses nun gegangen. Da fanden sie davor
Die tückische Gerlinde; die harrte ihrer Maide.
Mit bösen Worten grüßte das Weib die edlen Wäscherinnen beide.

97. Es sprach die grimme Wölfin: „Wo sind die Kleider hin, 1280
Die ich dir gab zu waschen? Was kommt dir in den Sinn,
So träge herzuschlendern mit müßig leeren Händen?
Leb' ich nur noch ein Weilchen, ich will dir deinen faulen Trotz schon enden."

98. Da sprach Gudrun: „Die Kleider? dort unten an dem Meer 1281
Hab' ich sie liegen lassen. Sie waren mir zu schwer,
Um sie hieher zu bringen. Warum sollt' ich mich plagen?
Seht ihr sie nimmer wieder, darnach will ich wahrhaftig wenig fragen."

99. Da rief die teuflisch Wilde: „Ha', eh' ich schlafen geh' 1282
Sollst du mir das entgelten, ich schaff' dir größ'res Weh!
Ihr Knechte, brechet Dornen, auf daß man Ruten binde!"
Den grimmen Zorn zu kühlen gedachte jetzt die wütende Gerlinde.

---

[1] Die beiden Männer hätten die Frauen gleich mitnehmen können, aber dazu waren die alten Sitten zu fest, streng und edel. Was im Waffenkampfe verloren ging, das durfte nicht heimlich gestohlen, das mußte auch durch Waffenkampf ehrenvoll wiedergewonnen werden. Auch bestehen sie auf die Befreiung von Gudruns mitgefangenen Frauen.

100. An eines Bettes Pfosten sie Gudrun binden ließ, 1283
Die andern Leute alle sie aus der Kammer wies.
Sie wollte blutig schlagen die schöne Haut der Reinen.
Die Frauen, die das wußten, begannen da gar bitterlich zu weinen.

101. Da sprach Gudrun mit Listen: „Hört, das sei euch gesagt! 1284
Wenn ihr mit diesen Ruten mich hier zur Stunde schlagt,
Und wenn mich je ein Auge erblicket mit der Krone
An eines Königs Seite, so wird euch Schlimmes sicherlich zum Lohne.

102. Von dieser schnöden Strafe laßt ab, eh' es zu spät! 1285
Denn lieber will ich minnen den ich dereinst verschmäht.
Bald soll'n mich diese Lande als ihre Fürstin sehen;
Und bin ich erst gewaltig, dann wird, was niemand ahnen mag geschehn."

103. „Und hättst du tausend Mäntel verloren," sprach Gerlind, 1286
„Ich schlüge meinen Schaden mit Freuden in den Wind.
Gern ließ' ich auch mein Zürnen. So willst du dich bequemen?
Du wirst es nie bereuen, Herrn Hartmut dir zum Ehgemahl zu nehmen."

Sofort läßt Gerlinde Hartmut rufen, der gerade von einem Abenteuer heimgekehrt ist. Glückstrahlend eilt er auf sie zu, um sie als Braut in seine Arme zu schließen — aber listig weiß sie dieser Liebkosung zu entgehn.

104. Sie sprach: „O nein, Herr Hartmut, das lasset jetzt noch sein! 1294
Denn wenn es jemand sähe, brächt' es euch Schande ein.
Ich bin ein' arme Wäscherin, das lasset euch erbarmen,
Ihr seid ein reicher König, wie ziemte sich für euch mich zu umarmen?"

105. Da trat mit Scheu und Anstand zurück der edle Mann. 1296
Er sprach: „Willst du mich minnen, du Mägdlein wohlgethan,
So will ich auch mit Freuden dir alle Wünsche stillen.
Gebiete nur! und gerne thu' ich und meine Freunde deinen Willen."

Gudrun und ihren Frauen wird ein erquickendes Bad bereitet, die schönsten Gewänder stehen zu ihrer Verfügung, die Diener tragen

ihnen das Beste, was in Küche und Keller zu finden ist, herbei, aber trotz der sie umgebenden Pracht bemächtigt sich der Gefährtinnen Gudruns tiefe Trauer, da sie nun auf immer bei ihren Räubern bleiben und die schöne Heimat nie wiedersehen werden.

106. Sie saßen rings im Kreise um König Hartmuts Braut, 1318
Von Mund zu Munde eilte das Wort, da weinten laut
Die Frauen all, sie dachten an ihres Jammers Schwere,
Naß waren viele Augen; da lachte hell das Hildenkind das hehre.

Als das der alten Königin berichtet wird, wittert sie mit dem scharfen Instinkte des bösen Gewissens Unheil und warnt ihren Sohn vor kommenden schweren Tagen. „Gewiß hat Gudrun gelacht," spricht sie, „weil ihr von Hause geheime Kunde kam." „Nicht doch," beruhigt Hartmut die beklommene Mutter, „wie wäre das möglich, gönne der Armen die Freude, die sie nach langer Leidenszeit mit ihren Frauen hat." Vor dem Schlafengehen enthüllt Gudrun den Ihrigen insgeheim, daß Hülfe und Rettung nahe ist. „Wer durch mich will reich werden ohne Mühe," ruft sie aus, „die sorge, daß sie uns morgen den Tag zuerst verkünde, denn die Sonne bringt uns Erlösung aus der Knechtschaft."

14. Gudruns Befreiung:

107. Schon dämmerte im Osten der erste Morgenschein. 1355
Das Meer begann zu glänzen. Da sah ein Mägdelein
Zahllose Helme leuchten und viel der blanken Schilde.
Die Burg war eingeschlossen. Von Waffen blitzte ringsum das Gefilde.

108. Das Mägdlein ging zum Lager, wo ihre Herrin war. 1357
„Wacht auf, vieledle Jungfrau! von kriegerischer Schar
Ist rings das Land erfüllet und diese Burg umsessen!
Die treuen Freunde haben uns armen Heimatlosen nicht vergessen!"

109. Hei, wie aus ihrem Bette die hehre Gudrun sprang! 1358
Schnell eilte sie ans Fenster. Zum Mägdlein sprach sie: „Dank,
Dank dir für diese Botschaft! ich will dich reich beschenken."
Dann hub sie an, gar eifrig den Blick nach ihren Freunden hin zu lenken.

110. Und wie sie das gesprochen und wie noch alles schlief, 1360
Da hörte man den Wächter wie er gewaltig rief:
„Auf zu den Waffen Recken! ihr stolzen Herrn und Grafen!
Ihr kühnen Normannhelden! ich meine fast ihr habt zu lang geschlafen!"

111. Das hörte leisen Schlafes die Königin Gerlind. 1361
Sie ließ Herrn Ludwig liegen und rannte selbst geschwind
In einen Fensterbogen, zu spähen von der Zinne.
Da sah sie viele Feinde! Drob ward der Teufelin gar schlimm zu Sinne.

112. Sie lief zurück zum Lager, wo sie den König fand. 1362
„Wacht auf, Herr Ludwig!" rief sie, „weh über Burg und Land!
Grausige Gäste seh' ich wie Mauern uns umgeben!
Gudrunens Lachen büßen heut manche deiner Recken mit dem Leben!"

113. Nun kam es zu dem Streite. Der alte Wate stieß 1392
Zur Stunde in sein Schlachthorn. Und wie er mächtig blies,
Da hörte man's vom Ufer ins Land wohl dreißig Meilen.
Die Hegelingenrecken sah alle man zu Hildens Banner eilen.

114. Er stieß zum zweiten Male ins Horn. Bei diesem Klang, 1393
Ein jeglicher der Helden sich in den Sattel schwang;
Sie ordneten die Reihen, gewärtig vorzurücken.
Nie konnte man so hehren, gewalt'gen alten Mann im Kampf erblicken.

115. Jetzt stieß zum dritten Male in's Horn der graue Held. 1394
Dumpf donnerten die Fluten, es bebte rings das Feld,
Die Quadersteine wollten aus ihren Fugen springen.
Da ließ der Greis Herrn Horand das Hildenbanner durch die Lüfte schwingen.

116. Rings Stille. Alle waren von stummer Furcht gebannt 1395
Vor Watens grimmem Zorne. Hoch auf der Zinne stand
Die Braut des Königs Herwig. In stolzer Reihe zogen
Die kühnen Normannhelden und König Hartmut aus des Thores Bogen.

Gleich beim Beginn des Kampfes wird der greise König Ludwig von Herwig erschlagen. Zornglühend will Gerlinde Gudrun töten

lassen, aber Hartmut wehrt edelmütig dem Verbrechen. Als Hartmut mit dem tobenden Wate zusammengerät, scheint sein Tod unvermeidlich. Da wendet sich Ortrun mit rührender Bitte um des Bruders Leben an Gudrun:

117. Sie rief: „Laß dich's erbarmen, erhabnes Königskind! 1479
Sieh, wie so viele Freunde mir heut gestorben sind,
Und denke, hehre Fürstin, wie weh dir war zur Stunde,
Als man dir schlug den Vater! heut liegt der meinige auf blut'gem Grunde.

118. Heut laß es mich entgelten," so sprach das edle Kind, 1481
„Als niemand um dich klagte von allen, die hier sind,
Da hattest außer mir du zum Freunde weiter keinen.
Was auch die andern thaten, ich mußte immer herzlich dich beweinen."

119. Da sprach die Hildentochter: „Das thatst du jederzeit. 1482
Doch sprich, wie sollt' ich hemmen den wilden Männerstreit?
Ja, wär' ich nur ein Ritter und dürfte Waffen tragen,
Dann wollt' ich's gerne schlichten; den Bruder sollte keiner dir erschlagen."

Gudrun winkt Herwig herbei und bittet ihn, Hartmut von Wate zu scheiden. Von ihrem Edelmut bewegt erfüllt Herwig den Wunsch seiner Geliebten, nur Gefangenschaft wird über Hartmut und die noch überlebenden Normannenritter verhängt.

15. Gerlindens Tod:

120. Jetzt kam mit Windeseile die arge Frau Gerlind, 1508
Sie stürzte sich zu Füßen dem schönen Hildenkind:
„Hilf, rette mich vor Waten! o Fürstin, hör' mein Flehen!
Versagst du deine Gnade, dann ist es bald um mich geschehen!"

121. Da sprach die Königstochter: „Hör' ich euch endlich nun 1509
Um Huld und Gnade bitten die arme Magd Gudrun?
Ihr hattet keine Gnade, habt nie gewähren wollen
Um was ich bitten mochte, deswegen muß ich euch von Herzen grollen."

Aber dennoch siegt die Großmut in Gudruns Herzen über ihren Groll und sie erlaubt Gerlinde sich unter ihre Frauen zu verstecken,

um sich vor Wates Zorn zu retten. Eine der Dienerinnen aber verrät die alte Königin an den sie suchenden grimmigen Recken:

122. Nun hat der alte Wate Gerlinde dort gewahrt. 1510
Mit wildem Zähneknirschen, mit ellenbreitem Bart,
Mit blitzesprüh'nden Augen kam er daher gegangen,
Den grauen Sturmlandrecken erblickten alle Frau'n mit Furcht und Bangen.

123. Er faßte sie beim Arme und zog sie zu sich hin. 1522
Da hub sie an zu trauern, die böse Königin.
„Erlauchte, hehre Fürstin!" rief er in wildem Toben,
„Nun ist des schnöden Waschens mein Königskind auf immerdar enthoben!"

124. Er riß sie vor die Pforte. Die Frauen in dem Saal, 1523
Sie blickten hin und sahen's mit Grausen allzumal:
Er griff sie bei den Haaren. Mit rasender Geberde
Schwang er sein Schwert — da rollte das Haupt der alten Königin zur Erde.

125. Auf schrieen alle Frauen, Entsetzen faßte sie. 1524
Da kam der Alte wieder. Er rief: „Wo sind denn die,
Die ihre Sippe heißen? Das müsset ihr mir sagen!
So vornehm ist wohl keine, ich will das Haupt ihr von der Schulter schlagen!"

126. Da sprach zu ihm mit Thränen das hehre Königskind: 1525
„Nun schonet mir zu Liebe die hier noch um mich sind!
Um Frieden zu erflehn sind sie zu mir gekommen.
Das ist die edle Ortrun, die ich mit ihren Frau'n in Schutz genommen."

127. Man hatte unterdessen dem Kampf ein End' gemacht. 1529
Da kam der König Herwig aus blut'ger Männerschlacht
Mit seinen Streitgenossen in Ludwigs Saal gegangen.
Als Gudrun ihn erblickte, da ward er minniglich von ihr empfangen.

Nachdem sie auch die übrigen Helden jubelnd begrüßt, rüsten sich die Friesen zur Heimfahrt. Hartmut und Ortrun werden als Gefangene mitgeführt: „Sie mußten von den Freunden und von der Heimat scheiden, da fühlten sie wie's Gudrun einst zu Mute war und ihren Maiden."

128. Dann schafften in die Schiffe sie der Gewande Pracht, 1560
Kleinode, Gold und Rosse, wohl eine reiche Fracht;
Gelungen war den Helden ihr Hoffen und Verlangen,
Und die gejammert einstmals, die hörte man wie sie mit Freude sangen.[1]

16. In der alten Heimat: Jubelnd ziehen die Sieger dem Friesenlande zu. Bald liegt Gudrun wieder am Herzen ihrer Mutter, wer könnte da mit Gold ihre Freude aufwägen, die sie im Herzen empfanden, als sie einander küßten! wie schnell da Leid und Trauer ihnen schwanden! Dann nimmt Gudrun die Königstochter Ortrun bei der Hand und bewegt durch rührende Bitte ihre Mutter, die arme Verwaiste liebevoll aufzunehmen.

129. Und wieder sagte Gudrun: „Viel liebe Mutter mein, 1585
Jetzt grüßet meine Hildburg, kann etwas beff'res sein
Als treue Freundesliebe? Gold, Silber und Gesteine
Von einem ganzen Reiche gebührte wahrlich Hildeburg alleine."

130. „Wohl," sagte Hilde, „hab ich vernommen von der Maid, 1586
Die mit dir in der Fremde getragen Lieb und Leid,
Und nimmer sitz' ich fröhlich mit meiner Königskrone,
Bis ich was sie verdiente ihr herrlich und in rechter Treue lohne."

Als endlich sogar Hartmut Verzeihung empfängt, folgt eine selige Zeit des Ausruhens auf die bitteren Jahre herben Wehes.

131. Sprach Gudrun: „Lieber Bruder, willst du nun folgen mir, 1619
So hör' mich an! ich rate als treue Schwester dir.
Wenn du ein selig Leben gewinnen willst auf Erden,
So minne Hartmuts Schwester! Ein größres Glück kann nimmermehr dir werden."

132. Noch hielt die schöne Gudrun geheimer Zwiesprach mehr. 1626
Das Glück der edlen Hildburg lag ihr am Herzen sehr.
Sie sprach zu ihr: „O Freundin, willst du, daß ich dir lohne
All deine treuen Dienste, so sollst du tragen der Normannen Krone."

133. Drauf ging sie hin zu Hartmut und sprach: „Ich lass' es nicht, 1634
Ein Wort mit euch zu reden. Was unsre Zunge spricht,

[1] Mit diesem Verse endet das alte Lied. Was nun noch folgt ist eine spätere Erweiterung.

Das soll kein Mensch vernehmen, als ich und ihr alleine."
„Nun gebe Gott im Himmel," so dachte Hartmut, „daß sie's treulich meine!"

134. „Ich kenne eure Tugend," sprach darauf Herr Hartmut, 1636
„Denn alles, was ihr ratet, ist ehrlich nur und gut!
Auch hege ich im Herzen nicht allzu stolzen Sinn,
Daß ich nicht, was ihr rietet, zu Lieb' euch thäte, edle Königin!"

135. Sie sprach: „Was ich dir rate, das ist zu deinem Heil. 1637
Ein Weib zur Ehe wird dir von meiner Hand zu teil.
Dein Land und deine Ehre kannst du dadurch bewahren
Und niemand soll noch merken, daß wir in alten Zeiten Feinde waren."

136. „Nun will ich," sprach Frau Gudrun, „dem lieben Bruder mein 1639
Ortrun zum Weibe geben, dein schönes Schwesterlein.
Und du sollst Hildeburgen, die Königstochter, minnen:
Du kannst auf Erden nimmer ein edler Mägdelein als sie gewinnen."

137. Er rief: „In eure Rechte will ich's geloben gern! 1640
Erblick' ich meine Schwester dem jungen Friesenherrn
Gekrönt zur Seite stehen, so will ich ohn Verweilen
Die schöne Hildburg nehmen und alle meine Habe mit ihr teilen."

An Gudruns und Herwigs Hochzeitstage werden Ortwein mit Ortrun und Hartmut mit Hildburg vermählt und letzteren die Krone des Normannenlandes zum Geschenk dargeboten. Drei bräutliche Paare treten zum Altar:

So stand der Helden jeder bei seinem trauten Weibe.
„Nun will ich," sprach Frau Hilde, „daß alles immerdar in Frieden bleibe!"

Leid und Trauer wandelt sich in Freude und „statt der Kriegsflotten gleiten bekränzte Hochzeitsschiffe über die ruhige See."

Literatur: E. Martin, Gudrun, 1883. — G. L. Klee, Gudrun, ein altdeutsches Heldengedicht, übersetzt; 1878. — W. Wilmann, Die Entwicklung der Gudrundichtung; 1873. — E. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

5. Der arme Heinrich um 1198

von **Hartmann von Aue.**

Inhaltserzählung nebst Proben aus Gotthold Böttichers Übersetzung.

Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde. Ev. Johannis, 15, 13.

Ein Ritter so gelehrt einst war, daß er in Büchern las und klar
Erkannt', was drin geschrieben stand. Der Ritter war Hartmann genannt
Und war dienstbar am Hof zu Au'.[1] Gar eifrig ging er auf die Schau
Nach Büchern mannigfalt'ger Art. Des Suchens er nicht müde ward,
Ob er nicht etwas fände, womit er trübe Stunden wende
Und leichter mache Herzensschwere, und das doch Gottes Ehre
Vor allem diente und zugleich die Huld der Menschen, arm und reich,
Ihm selbst erwerbe. Nun hört an, was er euch hier erzählen kann.
Er las von einer seltnen Mär, wie einst ein Herr gesessen wär
Im Schwabenland, dem war beschieden jedwede Tugend, die hienieden
Den jungen Ritter ziert und schmückt. Man sprach von niemand so beglückt
Ringsum in allen Landen: Geburt und Reichtum standen
Ihm zu Gebot, und weit und breit war Vorbild jeder Tüchtigkeit
Der Ritter, und wie groß auch war sein Reichtum und wie wunderbar
Sein Adel strahlt, fast Fürsten gleich: er war noch lange nicht so reich
An dem, was ihm Geburt verliehn, als er besaß an edlem Sinn.
Sein Name war wohl weit bekannt, Herr Heinrich wurde er genannt
Und war von Aue geboren. Er hatte abgeschworen
Falschheit und alles rohe Wesen und ist dem Eide treu gewesen
Beständig bis an seinen Tod. Ihm macht' im Leben keine Not,
Daß jemand kürze seine Ehren: ihm ward, so viel er mocht' begehren
Weltlicher Ehren reichste Fülle. Und diese mehrt er in der Stille

[1] Der Dichter Hartmann war Dienstmann des Herrn von Aue. In dem „armen (d. h. kranken) Heinrich“ schildert er das Geschick eines Vorfahren seines Lehnsherrn, des Herrn Heinrich von Aue.

Durch jede hohe Tugend. Er war die Blüte aller Jugend,
Weltlicher Freud' ein Spiegel rein, in Treue fest wie Felsgestein,
Die Krone aller wahren Zucht und der Bedrängten Hort und Flucht,
Den Seinen all ein sichrer Schild, dabei im rechten Maße mild,
Geehrt um manche Heldenthat, ein reicher Quell von weisem Rat;
Auch konnte er von Minnen schön singen und gewinnen
In aller Welt viel Preis, er schien gar höfisch und von weisem Sinn.[1]
Als nun Heinrich, der edle Herr, genoß in Freuden hoch und hehr
Die Ehren und sein reiches Gut und seinen frischen, frohen Mut
Und alle Freuden dieser Welt, in der ihn Gott so hoch gestellt,
Daß ihm kein andrer sich vergleicht: da ward sein stolzer Mut gebeugt
Bis in den allertiefsten Grund. An ihm ward allen Menschen kund,
Wie an dem jungen Absalon, daß auch die reichste Königskron
Und alle Süßigkeit der Welt in nichts vor uns zusammenfällt
Und ihre Herrlichkeit vergeht, wie in der Schrift geschrieben steht;
Es heißt an einer Stelle da: „Media vita in morte sumus,“[2]
Daß, wenn am sichersten wir leben, des Todes Schatten uns um-
schweben.
Was fest und stet in dieser Welt, und was am besten uns gefällt,
Und was sie Großes sonst vollbracht, dem fehlt doch der Vollendung
Macht.
Ein wahres Gleichnis dieser Art an einer Kerze man gewahrt,
In Asche sie sich ganz verzehrt, indem sie uns das Licht beschert.
Schlimm steht's um unsre Sachen; seht doch, wie oft das Lachen
Im Weinen jämmerlich erlischt, wie alles Süße ist vermischt
Mit Bitterkeit der Galle. Des Lebens Blume kommt zu Falle,
Wenn sie am prächtigsten erblüht. Am Herren Heinrich jeder sieht,
Je höher jemand werde gestellt auf dieser Erde,
Je weniger gilt er vor Gott. Er fiel durch Gottes Machtgebot
Aus seiner eitlen Herrlichkeit in großes Elend, Schmach und Leid.
Mit Aussatz[3] schlug ihn Gott der Herr, und als man seine Hand so schwer
Auf seinem Leibe ruhen sah, unlieb ward allen Menschen da
Sein Anblick und sein Nahesein. Nun seht, wie sonst sein lichter Schein
Der Welt so wohl gefiel hienieden und wie ihn ängstlich alle mieden,
Um nur sein Antlitz nicht zu sehn. So ist's auch Hiob einst geschehn,

---

[1] Mit diesem Idealbilde eines Ritters vergleiche das in der Einleitung Gesagte.
[2] Diese Worte stehn nicht in der Bibel, sondern sind der Anfang einer alten lateinischen Antiphone. (Siehe Seite 270). Luther hat daraus sein mächtiges Kirchenlied: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ gedichtet. [3] Der Aussatz (mhd. die Miselsucht; engl. leprosy) war durch die Kreuzzüge aus dem Orient nach Europa eingeschleppt worden und herrschte hier vom 12. bis zum 16. Jahrh. Die Aussätzigen wurden von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, da man die Krankheit für sehr ansteckend hielt.

Dem Manne reich und hochgeboren, der seine Ehre auch verloren
Und in der Asche Herberg fand, gerad' als sein Glück am höchsten stand.

Ergrimmt über sein schmähliches Leiden hadert er mit Gott und verwünscht den Tag seiner Geburt.[1] In seiner Verzweiflung reist der arme Heinrich nach der berühmten medizinischen Schule zu Montpellier und nach der damals bedeutendsten Universität Salerno,[2] um die dortigen Ärzte zu Rate zu ziehen. Alle halten ihn für verloren bis auf einen Meister in Salerno. Dieser erklärt, daß er gerettet werden könne, wenn eine reine Jungfrau freiwillig ihr Herzblut für ihn hergebe.[3] Da sieht der arme Heinrich ein, daß es für ihn keine Rettung giebt, denn mit all seinem Reichtum vermag er sich nicht die freie, aufopfernde Liebe einer reinen Jungfrau zu erkaufen. Lebensüberdrüssig verschenkt er seine Güter an Klöster und Arme bis auf einen Bauernhof, auf welchem er, von allen Freunden geschieden lebend, den Tod erwarten will. Dieser Hof ward für ihn schon seit Jahren von einem freien Bauern (oder Meier, d. i. Verwalter) verwaltet, den Herr Heinrich stets sehr gerecht behandelt und mit Steuern und Frohndiensten[4] verschont hatte.

So zog in dieses Meiers Haus der arme Heinrich nun hinaus.
Was er ihm früher wohlgethan, wie reich vergalt ihm das der Mann.
Er fragte nicht, ob ihm Beschwerde durch seinen kranken Herren werde.
In seinem treuen Herzen litt er alles, Not und Jammer, mit,
Die Gott Herrn Heinrich auferlegte. Mit treuer Liebe er ihn pflegte.

---

[1] 1. Mos. 42, 28: Warum hat uns Gott das gethan? Warum schickt Gott den Menschen Leiden? ist Heinrichs Frage, da durch den Aussatz der Konflikt in sein bisher so glückliches Leben hereinbricht. Siehe die Antwort: Tobias, 12, 13; Jerem. 2, 19; Ebräer 12, 5–11; 2. Korinth. 4, 17; Röm. 8, 28; das Buch Hiob. [2] Im 12. Jahrhundert begann sich in der abendländischen Welt das wissenschaftliche Studium der Medizin zu regen. Seit 1180 war in Montpellier eine medizinische Schule, seit 1290 wurde daselbst eine vollständige Universität eingerichtet. Salerno besaß die berühmteste medizinische Universität des Mittelalters. Die Universität ward 1150 gegründet, 1817 aufgehoben. [3] Menschen- und Blutopfer finden sich in der heidnischen, jüdischen, christlichen Welt. Vergl. die blutigen Opfer im alten Testamente. Isaaks Opferung: 1. Mos. 22; Jephthahs Tochter opfert sich selbst: Richter, 11; Christi Opfertod: Ebr. 9. Die heilende Eigenschaft des Blutes spielt auch in der neuesten Heilkunst eine Rolle bei wirklichem Überleiten von gesundem Blut in die Adern eines Kranken. [4] Frohndienste: (frô = Herr, vrôn = den Herrn betreffend, herrschaftlich), sind solche Dienste, welche der Bauer oder der Unfreie dem Herrn zu leisten hatte; fröhnen = dienen.

Dem Meier hatte Gott gegeben in seinem Stand ein reines Leben.
Gesund und stark war ihm der Leib und arbeitsam sein treues Weib.
Auch schöne Kinder schenkt' ihm Gott zur Freud und Lust in mancher Not.
Darunter war, wie man erfahren, ein zartes Mägdlein von acht Jahren,
So gut im tiefsten Herzensgrunde, daß nimmer auch nur eine Stunde
Von ihrem Herren wich ihr Fuß! Um seine Huld und seinen Gruß
Dient' sie ihm ohne Rast und Ruh und wandt' ihm ihre Pflege zu.
Sie war auch so besondrer Art, das mancher wohl des innen ward,
Daß sie in ihrer Schönheit Schein ein Königskind wohl könnte sein.
Die andern hatten nur im Sinn, daß sie, soweit es anging, ihn
Zu allen Stunden mieden. Da eilte sie — ihr war's hienieden
Der liebste Ort — an seine Seit', und gern vertrieb sie ihm die Zeit.
So hatte sie ihr ganz Gemüte in kindlich reiner Herzensgüte
Dem lieben Herren zugewandt, daß man sie nirgend anders fand
Als dort zu seinen Füßen. So wollte sie dem Herrn versüßen
Die Stunden und verließ ihn nie. Dazu erfreute er auch sie
Mit allen schönen Gaben, die Kinder gerne haben
Zu ihrem frohen Kinderspiel. Dergleichen gab der Herr ihr viel.
Auch half ihm, daß so leichtlich man sich Kinderlieb' gewinnen kann.
Er kauft' ihr, was er käuflich fand, ob Spiegel oder Lockenband,
Und was sonst Kindern liebe Dinge wie Gürtelchen und Fingerringe.
Mit solchem Dienst bracht er's dahin, daß sie sein ward mit Herz und Sinn.
Und er sein klein Gemahl sie hieß. Das gute Kind gar selten ließ
Den treuen Herrn mit sich allein: er däuchte sie gesund und rein.
Wie sehr der reiche Kinderlohn sie auch dazu getrieben schon:
Doch macht' ihr's wert erst allermeist ein gottgegebner, süßer Geist.

Drei schwere Leidensjahre verbringt der arme Heinrich bei den treuen Bauersleuten. Da erfährt die gute Maid durch ein Gespräch ihres Vaters mit dem Herrn, durch welches Mittel allein er zu heilen ist. Tiefes Mitleid, aufrichtige Liebe, freudiger Opfermut und innige Himmelssehnsucht bestimmen das Mägdlein, ihr Herzblut ihrem geliebten Herrn zu opfern. Durch ihre heroische Standhaftigkeit, ihren festen Willen den armen Heinrich zu retten und sich selbst die Himmelskrone zu erwerben, besiegt sie den Widerstand der Eltern und erlangt auch endlich die Einwilligung des Kranken, mit dem sie sofort nach Salerno aufbricht.

Wer könnt' es wohl aussagen, das Herzeleid und Klagen,
Der Mutter grimme Schmerzen, die Not im Vaterherzen?
Das war den Eltern beiden ein allzu bittres Scheiden,
Da sie ihr liebes Kind zur Stund hinsenden mußten noch gesund
Auf ewig in den grimmen Tod. Und doch besänftigt ihre Not
Die reine Gottesgüte, durch die auch dem Gemüte
Der jungen Maid der Wille kam, daß sie den Tod gern auf sich nahm.
So fuhr denn nach der Stadt Salern die treue Magd mit ihrem Herrn.
Es trübt des Herzens Fröhlichkeit nichts mehr, als daß der Weg so weit,
Daß ihr so lang das Licht noch schien. Und als er sie gebracht dahin,
Wo er den Meister wohlbekannt, wie er gedachte, wiederfand,
Ward's dem gar fröhlich angesagt, gefunden wäre jetzt die Magd,
Die einst er ihn gewinnen hieß. Zugleich er ihn sie sehen ließ.
Den däuchte das unglaublich schier. Er sprach: „Mein Kind, und hast du dir
Solch Willen auch wohl klar gemacht? Wie? hat zu dem Entschluß gebracht
Dich Wunsch und Drohen deines Herrn?" Die Jungfrau sprach, sie thu' es gern:
Aus ihrem eignen Herzen sei der Wunsch gekommen frank und frei.

Der Arzt sucht sie abzuschrecken, indem er ihr den qualvollen Tod schildert, welchen sie zu erleiden haben würde. Da er sich jedoch von der Reinheit und Freiwilligkeit ihres Entschlusses, sowie von ihrem heldenhaften Todesmut überzeugt hat, schließt er sich mit ihr in ein Zimmer ein und beginnt die Vorbereitungen zur Opferung.

Als sie der Meister nun ansah, in seinem Herzen fühlt' er da,
Wie sehr ihn dauerte die Maid, daß Herz und Mut vor Traurigkeit
Ihm beinah wären noch verzagt. Da sah die gute, reine Magd
Gar einen hohen Tisch da stehn, auf den hieß sie der Meister gehn.
Alsbald er fest darauf sie band und nahm ein Messer in die Hand,
Das nahe lag, gar lang und scharf, des man für solches Werk bedarf.
So guten Stahl das Messer trug, dem Meister war's nicht scharf genug.
Ihn jammerte die große Not; er wollt' ihr lindern noch den Tod.
Nun lag ein guter Wetzstein auch ganz nahe bei, wie noch der Brauch.
Auf dem hub jetzt zu streichen an gar langsam der bedrückte Mann.
Das Wetzen aber hörte, der ihre Freude störte,
Der arme Heinrich vor der Thür. Und als das Wetzen drang herfür,
Da klagt' und trauert' er gar sehr, daß er das Mägdlein nimmermehr
Lebendig sollte sehen. Er hub zu suchen an und spähen.

Bis endlich in der dünnen Wand sein Aug' ein kleines Löchlein fand.
Da sah er durch den schmalen Spalt sie auf den Tisch gebunden bald.
Sie war so hold, so jung und schön: da mußt' er reuig sie ansehn,
Und anders ward ihm da zu Mut; ihn däucht', es sei wohl nimmer gut,
Wie ihm bisher das Herz gesinnt; und so verwandelt' er geschwind
Den alten eigensücht'gen Sinn und gab sich neuem Fühlen hin.
Er sprach: „Das war unklug Beginnen, daß gegen Gott in trotz'gen Sinnen
Du leben wolltest einen Tag, dem niemand doch entrinnen mag.
Du weißt fürwahr nicht, was du thust, da du doch einmal sterben mußt,
Daß du dies jammervolle Leben, das Gott allein dir hat gegeben,
Nicht willig willst zu Ende tragen, zumal du sicher nicht kannst sagen,
Ob dich erlöst des Kindes Tod; was dir beschert der liebe Gott,
Das laß dir alles auch geschehn; ich will des Kindes Tod nicht sehn!"
Sogleich war der Entschluß gefaßt; er pochte an die Wand mit Hast
Und bat: „Laßt mich sogleich hinein!" Der Meister sprach: „Das kann nicht sein."
„O Meister, höret nur ein Wort!" „Wie kann ich? Wartet ruhig dort,
Bis es geschehn." „Ach, Meister, nein, hört mich, es muß vordem noch sein!"
Da öffnet endlich er die Thür. Der arme Heinrich trat herfür,
Wo sein Gemahl gebunden lag. Zum Meister alsobald er sprach:
„Dies Mägdlein ist so wonniglich, wahrhaftig, nimmermehr kann ich
Ihr jämmerliches Ende sehn. Des Ew'gen Wille soll geschehn.
Heißt sie vom Tische sich erheben; das Silber will ich gern euch geben,
Das ich euch bot für eure Müh'. Nur laßt, ich bitt', am Leben sie!"
Als nun die edle Maid gewahrt, daß ihr das Sterben sei erspart,
Da traf ihr Leid des Herzens Mitte. Sie brach all' ihre Zucht und Sitte:
Sie jammerte und raufte sich, ihr Anblick war so jämmerlich,
Daß niemand sie wohl angeschaut, der nicht mit ihr geweinet laut.
Gar bitterlich sie schrie und sprach: „O weh mir Armen, weh und ach!
Wie soll es mir ergehen, muß ich verloren sehen
Die reiche Himmelskrone? Die wäre mir zum Lohne
Verlieh'n um diese kurze Not. Nun bin ich erst in Wahrheit tot.
O weh, gewalt'ger Herre Christ, welch' Ehre uns genommen ist,
Dem Herren mein, dazu auch mir! Ach, er verliert und ich verlier'
Die Ehren, die uns zugedacht. Denn wäre dieses Werk vollbracht,
Wär' er erlöst von seiner Pein, und ich dürft' ewig selig sein!"

Unter der ungestümen Sehnsucht nach dem Himmel sucht das Mägdlein ihre Liebe zu Heinrich vor sich selber zu verbergen. Ihrem Bitten

und Flehen, ihr Opfer anzunehmen, setzt Heinrich den ganzen Widerstand seiner geläuterten Seele entgegen. Da er sich innerlich von dem Aussatz des Hochmutes und der Selbstsucht frei gemacht, erlöst ihn Gott — der auch den Willen des Mägdleins für die That nimmt — von seinem äußeren Leide und läßt ihn völlig genesen. Zurückgekehrt in seine Heimat beruft er alle seine Verwandten und Mannen und spricht:

„Euch ist wohl angesagt, daß mir durch diese gute Magd,
Die ihr hier bei mir sehet stehn, Heil und Erlösung ist geschehn.
Sie ist so frei, als ich es bin. So rät mir denn mein Herz und Sinn,
Daß ich sie mir zum Weibe wähle, will's Gott zum Heil für Leib und Seele.
Zum Weib denn will ich sie allein. Und, wahrlich, wenn das nicht kann sein,
So will ich sterben ohne Weib, weil sie allein mir Ehr' und Leib
Erlöset hat aus großem Schaden. Bei unsers Herren Huld und Gnaden
Bitt' ich euch darum alle, daß es euch wohl gefalle."
Und alle sprachen, arm und reich, gar froh aus einem Munde gleich,
Es wäre ganz nach Recht und Fug. Da waren Pfaffen auch genug,
Die sie zum Weib ihm gaben bald. Sie lebten lang und wurden alt
Und fuhren endlich auch zugleich ins ew'ge, sel'ge Himmelreich.
So mög' es auch uns allen zuletzt im Himmel wohlgefallen:
Zum Lohn, den sie bekamen woll' Gott uns gnädig helfen. Amen!

Literatur: Wackernagel-Toischer, Der arme Heinrich, 1885. — Übersetzung des armen Heinrich von G. Bötticher, 1891. — Lud. Schmid, des Minnesängers Hartmann v. A. Stand, Heimat und Geschlecht; 1874. — E. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. — Vergl. Longfellows The Golden Legend mit dem armen Heinrich.

6. Parzival um 1210.

von **Wolfram von Eschenbach.**

Inhaltserzählung mit Kommentar und Proben aus San Martes und Simrocks Übersetzung.

Nun lehrt's, ein goldner Kern in goldner Schale,
Wie Zweifel und Unstätheit irre führt,
Und wie nur der geläutert naht dem Grale,
Der Stäte sich als Lebensmaß erkürt;
Des eignen Herzens rätseldunkle Ziele
Entwirren sich im höfisch bunten Spiele.
Victor von Scheffel.

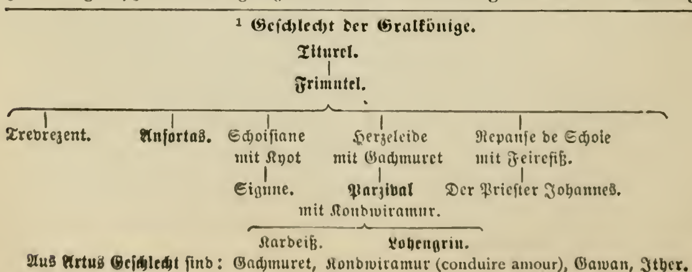
Wem Zweifel wohnet nah dem Herzen, des Seele fühlet bittre Schmerzen.
Wenn unstät edlen Manns Gedanken zwischen Treu und Untreu wanken,
Geziert ist und geschmäht sein Preis, er gleicht der Elster schwarz und weiß.
Jedoch gelangt er noch zum Heil, denn beide haben an ihm Teil
Der Himmel und der Hölle Schlund. Wer Untreu hegt im Herzensgrund,
Wird schwarzer Farbe ganz und gar und trägt sich nach der finstern Schar.
Wer Stätigkeit im Herzen nährt, sich zu der weißen Farbe kehrt!
Einfältigen hat dieser Spruch einen viel zu schnellen Flug,
Sie fassen nicht der Lehre Sinn, im Saus huscht er vor ihnen hin
Wie ein Hase, aufgeschreckt — — — — — — — —
Eine Mär, die ich erneue, meldet uns von großer Treue,

Kommentar: Obige Anfangszeilen enthalten das Grundthema der Dichtung. Wohl verursacht der Zweifel dem Herzen bitteres Weh, doch vermag ein unverzagter, treuer Mann durch Überwindung des Zweifels selig zu werden. Denn beide, Himmel und Hölle, haben am Menschen teil. Es kommt auf den Menschen an, ob er der Stimme des Zweifels (der Hölle) Gehör giebt und Gott untreu wird, oder ob er den Himmel erwählt und Gott die Treue hält. — Wolfram war sich wohl bewußt, daß sein Werk vielen unverständlich bleiben würde. Doch „ist auch sein Wort anfänglich schwer zu fassen und schmeckt es herb, so wird es, wenn verdaut, dem Hörer Lebensnahrung hinterlassen." Vielen Zeitgenossen, besonders Gottfried von Straßburg, war Wolframs Poesie dunkel und unsympathisch.

Von Weibes rechter Weiblichkeit, und echten Mannes Männlichkeit,
Der hartem Druck sich nimmer bog, sein Herz ihn nie darin betrog,
Wo er — ein Stahl! — zum Streite kam, da siegreich seine Hand stets nahm
Gar manchen ruhmesreichen Preis. Dem kühnen Mann, erprobt und weis'
Dem Helden, biet' ich also Gruß, er, Weibes Aug' ein süßer Genuß,
Bot Weibes Herzen süße Pein, Unthaten feind, von Unthat rein.

1. Die Eltern Parzivals. Gachmuret, der Sohn des Königs von Anjou, zieht auf Abenteuer aus in den Orient und befreit die Mohrenkönigin Belakane von ihren Feinden. Obschon Belakane eine Heidin und schwarz von Farbe ist, vermählt sich Gachmuret mit ihr, Sehnsucht nach neuen Ritterthaten veranlassen ihn aber heimlich zu entweichen. Klagend um ihr verlorenes Liebesglück schenkt Belakane einem Sohn das Leben, den sie Feirefiß (frz. vairefiz = bunter Sohn) nennt; denn das Kind trägt ihre und ihres Gatten Farbe, er ist am ganzen Körper schwarz und weiß gefleckt wie eine Elster. Gachmuret landet unterdessen in Waleis (Valois) und erfährt daselbst, daß die jugendliche Königin Herzeleide, eine Enkelin des Gralkönigs Titurel,[1] ein Turnier ausgeschrieben und dem Sieger ihre Hand und ihre beiden Reiche Waleis und Norgals (Nord-Wales) bestimmt hat. Gachmuret vollbringt im Turnier Wunderthaten der Tapferkeit und erhält den Siegespreis zugesprochen. Obwohl von heftigen Gewissensbissen gepeinigt, hält er doch eine glänzende Hochzeit mit Herzeleide und vereinigt nun drei König-

[1] **Geschlecht der Gralkönige.**



Aus Artus Geschlecht sind: Gachmuret, Kondwiramur (conduire amour), Gawan, Ither.

reiche: Waleis, Norgals und Anjou unter seinem Scepter. Nach kurzem Liebesglück zieht er abermals in den Krieg, um nie wieder heimzukehren. Ein Knappe überbringt der trostlosen Herzeleide den blutigen Speer, welcher Gachmuret den Todesstoß gegeben hat. Nach vierzehn Tagen schenkt die Königin einem Knäblein, Parzival, das Leben. Aus ihrem Munde hört man bald Seufzen und bald Lachen. Sie freut sich ihres Sohn's Geburt, ihr Schmerz ertrinkt in Freudethränen.

2. **Parzivals Kindheit.** Frau Herzeleide entsagt der Krone und aller königlichen Pracht und zieht in die Wildnis von Soltane. Niemals soll ihr Sohn um seine hohe Abkunft wissen, niemals ein Wort von Rittern oder Ritterschaft erfahren, da solche seinem Vater das Leben gekostet hat.

So ward der junge Knab' geborgen, und einsam in der Wüst' erzogen,
Durch der Mutterliebe Sorgen um königliche Zucht betrogen,
Außer in dem einen Spiel: Bogen und Bölzlein viel
Schnitt er sich mit eigner Hand und schoß die Vögel, die er fand.
Wenn er jedoch das Vöglein schoß, dem erst Gesang so hold entfloß,
Da weint' er laut und strafte gar mit Raufen sein unschuldig Haar.
Sein Leib war klar und helle; auf dem Plan an der Quelle
Wusch er sich alle Morgen. Er wußte nichts von Sorgen:
Doch wenn der Vögel holder Sang ihm dann zu Ohr und Herzen drang,
Da schwoll die kleine Brust ihm. Hin lief weinend er zur Königin,
Doch fragte sie: was ihm geschehn? so wußt er Rede nicht zu stehn,
Wie's oft bei Kindern noch geschieht. Frau Herzeleide sorgenwach
Ging lang umsonst dem Wesen nach, bis sie den Knaben einst ersieht,
Wie ganz verloren er in Träumen den Vöglein lauschet auf den Bäumen.
Nun wohl erkennend, wie ihr Sang des Söhnleins Herz so sehnend zwang,

---

Kommentar. Vorgeschichte. Gachmuret repräsentiert in seiner Wander- und Kampfeslust die alte Reckenzeit, in seiner Lust an Turnieren und Liebesabenteuern die Ritterzeit, Herzeleide in ihrer subjektiven Innerlichkeit das Weltalter des Gemüts. In Parzivals Wesen treffen beide Strömungen zusammen: [Vergl. „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust"; Faust].

Schwur Haß den bösen Vögeln sie, und daß ihr Singen nie mehr hie
Ihr Kind betrübe, sandte Knechte sie aus, die Vöglein gut' und schlechte
Mit Netzen und mit Stangen zu würgen und zu fangen.
Die Vöglein waren gut beritten, daß sie den Tod nicht all' erlitten:
Etliche blieben wohl am Leben, die hört man neuen Sang erheben.
Der Knabe d'rauf zur Mutter sprach: „Was stellt man doch den Vöglein nach?
Gieb ihnen Frieden noch zur Stund." Die Mutter küßt' ihn auf den Mund
Und rief: „Wie konnt' ich das Gebot des höchsten Gottes auch verkehren,
Der sie zu Freuden mir erschuf!" Der Knabe horchte ihrem Ruf:
„Höre Mutter, was ist Gott?" „Sohn, ich sag' dir ohne Spott"
Begann sie, „wie der Tag so licht ist er von Menschenangesicht;
Ihn flehe an in jeder Not, denn stete Hülfe er uns bot.
Der andre heißt der Hölle Wirt, der schwarz' Untreu nicht meiden wird:
Von dem kehr' die Gedanken und auch von Zweifels Wanken."
Die Mutter unterschied ihm gar, was finster ist, was licht und klar.
Dann eilt' er wohl waldein zu springen, das Gabilot[1] auch lernt er schwingen,
Womit er manchen Hirsch erschoß, davon der Mutter Volk genoß.
So ging er auch an einem Tag nach seiner Art dem Weidwerk nach
An einem Berghang niederschweifend und auf dem Blatt dem Wilde pfeifend,
Da tönte Hufschlag zu ihm her. Er greift geschwind zu seinem Speer
Und lauscht; „Was war's, das ich vernommen? Will etwa gar der Teufel komm
Mit Zornes Grimm? Er mag nur gehn! Ich würd' ihn sicherlich bestehn.
Die Mutter Grauses von ihm sagt; doch mein ich, sie ist zu verzagt."
So stand er da in Streitbegehr. Sieh, da trottierten Ritter her,
Gewappnet alle gar und ganz, hellblitzend in der Sonne Glanz.
Der Knabe wähnte sonder Spott: ein jeder ihrer sei ein Gott.
Drum warf er nieder auf die Knie sich mitten in dem Weg und schrie:
„Hilf Gott, denn du kannst Hülfe reichen!" Der erste hieß ihn zornig weichen,
„Wer sperrt den Weg?" — mit rauhen Sitten schnaubt er also den Knaben an.
— — — — — — — — Der Knabe nach wie vor doch glaubt,
Bedenkend seiner Mutter Lehre von licht und finster, es verkehre
Ein Gott mit ihm; drum sprach das Kind sein voriges Gebet geschwind:
„Ach hilf mir, hülfereicher Gott, der Hülfe giebt in aller Not!"

---

[1] *gabilot*, altfranz. gavelot, ein kleiner Wurfspieß, Bauernspeer, den kein Ritter getragen hätte.

Der Fürst darauf: „Ich bin nicht Gott, doch leiste gern ich sein Gebot,
Wärst du der Wahrheit auf der Spur du sähst in uns vier Ritter nur."
Da fragt der Knabe fürbaß:[1] „Du nennst da Ritter; was ist das?
Sag an, hast du nicht Gotteskraft, wer kann denn geben Ritterschaft?"
„Die teilt der König Artus aus, ja kommt ihr einst zu dessen Haus,
So mögt ihr Ritters Namen nehmen, daß ihr euch nimmer habt zu schämen.
Denn seh ich euer Wesen an und euren Leib so wohlgethan,
Acht' ich euch wohl von Ritters Art." Der Knabe fragte weiter dreist,
Weshalb er laut belachet ward: „Ei, Ritter, Gott, — sei wer du seist —
Du hast so viele Ringe um deinen Leib gebunden,
Um Arm und Bein gewunden; wozu sind diese Dinge?"
Und drauf betastend mit der Hand die Panzerringe Band für Band,
Rief er in staunendem Beschauen: „Ich sah doch meiner Mutter Frauen
Ringel auch an Schnüren tragen, die nicht so in einander ragen!"

Der Ritter zeigt dem vor Aufregung glühenden Kinde seine Waffen und erklärt ihm deren Gebrauch.

Dann sprach der Fürst: „Gott hüte dein! O wäre deine Schönheit mein!
Dir hätte Gott genug gegeben, besäßest du Verstand daneben."

---

1. Die Periode der Einfalt (tumpheit). In der Schule der Mutter. In stiller Waldeinsamkeit wird Parzival mit ängstlicher Sorgfalt aufgezogen und in Unwissenheit über sein Recht auf eine ritterliche Erziehung gehalten. Nur dem Jagdvergnügen darf er sich hingeben. Seine Thatenlust treibt ihn die Vögel zu schießen, sein zartes Empfinden heißt ihn über den Tod der Vögel weinen. Das ist der Zwiespalt schon in seiner Kinderbrust. Der Vögel Sang ruft in ihm die ersten Wehmutsgefühle, die erste dunkle Sehnsucht nach einem großen unbekannten Etwas wach. Die überzärtliche Liebe der Mutter sucht die Vögel, die Freudenstörer ihres Kindes, zu vernichten. Sie begreift nicht, daß das absichtliche Fernhalten aller mächtigen Eindrücke des Kindes Seele schwächlich und widerstandsunfähig machen würde. Der gesunde Sinn des Kindes lehnt sich gegen diese Verzärtelungspädagogik auf. Wie absichtslos entschlüpft ihr das Wort Gott, das wie ein Licht in seine Seele dringt. In wirksamer Bildersprache belehrt sie ihn über Gott, den Getreuen, und den Teufel, den Ungetreuen. Kindlich gläubig nimmt er alles wörtlich auf. Der Anblick eines Ritters berührt wie einst der Name Gott mit Zaubergewalt seine Seele, und die bis dahin unklare Sehnsucht hat einen Inhalt und ein Ziel gefunden. Mächtiger als alle Vorsichtsmaßregeln seiner Mutter ist die Kraft der Natur, der Zug des Herzens. Der dunkle Drang seines Innern nach Ritterschaft und Gottesdienst läßt ihn den bittern Schmerz der Mutter nicht beachten.

---

[1] fürbaß = weiter.

Hin lief sogleich er voller Freude zu seiner Mutter Herzeleide,
Ausführlich ihr, was von den Helden er sah und hörte, zu vermelden.
Doch hatt' er kaum das Wort begonnen, warf sie der Schreck in Ohnmacht hin,
Und als die Kraft sie rückgewonnen, rief aus mit Gram die Königin:
„O wehe deiner Lippen Laute, weh mir nun, wehe! Wer vertraute
Mein Sohn, dir das?" — Doch unbefangen entgegnet er: „Lieb Mutter mein,
Als ich heut früh zum Wald gegangen, sah ich vier Männer, und ein Schein
Ging aus von ihnen hell und licht, so licht wie Gottes Angesicht.
Die sagten mir von Ritterschaft, und wie des Königs Artus Kraft
Mich kann mit Ritters Ehren zum Schildesamt bekehren."
Da hub sich neuer Jammerruf, wie einst des Gatten Tod ihn schuf.
Dennoch erbat der Knabe wert in Einfalt sich sogleich ein Pferd,
Schleunigst zu Artus hinzureiten. (Im Original V. **117⁷–126** ff.)

Parzival ist so voll heißer Begier, das Ritterleben kennen zu lernen, daß ihn die Bitten und Thränen seiner gramgebeugten Mutter unbewegt lassen. Da gedenkt sie, ihm durch eine List die Ausfahrt zu verleiden. Sie macht ihrem Sohne ein Narrenkleid aus Sacktuch und Kalbsfell und giebt ihm einen elenden Gaul. Sie glaubt, der Spott der Menschen werde ihn bald wieder in seinen stillen Wald zurücktreiben. Beim Scheiden giebt sie ihm noch folgende Lehren:

„Du sollst die dunklen Furten[1] meiden auf ungebahntem Pfad beim Reiten
Und immer guter Sitten pflegen, jedweden grüßen auf den Wegen.
Und giebt ein alter Mann dir Rat, so folg' ihm gerne mit der That.
Eins laß dir, Sohn, befohlen sein: Wo guter Frauen Ringelein
Du findest und ihr holdes Grüßen, da nimm's, es kann dir Leid versüßen."

Kaum graut der Morgen als der Knabe reisefertig steht. Seine Mutter küßt ihn und schaut ihm mit thränendem Auge nach, bis er entschwunden ist. Als sie ihr Kind nicht länger sieht, sinkt sie stumm zu Boden. Im Übermaß des Jammers bricht

[1] Furt, von germ. far = gehen, ziehen, bedeutet gangbare Stelle über Flüssen (engl. ford; Herford, Oxford (Furt der Ochsen) Schweinfurt, Erfurt).

ihr das Herz. Sie war „die Wurzel aller Güte, aus der das Reis der Demut blühte. Ihr liebetreuer Tod bewahrt sie vor der Höllennot.“ (B. 117⁷—129.)

3. Jeschute. Unbekannt mit der Bedeutung seiner Kleider reitet Parzival durch den Wald von Brezilian (der Artus' Hof umgiebt) an einem von Blattwerk beschatteten Bache entlang. Ein Hahn hätte ihn zu überschreiten vermocht, aber der Lehre seiner Mutter, die dunklen Furten zu meiden buchstäblich folgend, reitet der Knabe geduldig den ganzen Tag am Bach entlang, bis er endlich am nächsten Morgen eine klare Furt findet. Jenseits des Baches sieht er ein kostbares Zelt, in welchem Jeschute, die Gattin des Herzogs Orilus, wohnt. Ohne Scheu tritt Parzival in das Zelt, küßt die erschrockene Jeschute mit knabenhaftem Ungestüm und nimmt ihr, wiederum wörtlich die Ratschläge seiner Mutter befolgend, einen Ring und eine Spange. Treuherzig klagt er ihr seinen Hunger. „Mich sollt ihr nicht

---

Herzeleide repräsentiert das gefühlvoll gütige, überängstliche Weib, dem die vernünftige Einsicht in die realen Verhältnisse des Lebens mangelt, die deswegen den Kampf mit der Welt scheut und ihrem Knaben wohl eine Wärterin, aber keine Erzieherin sein kann. Sie liebt in dem Kinde vornehmlich sich selbst, denn sie möchte es, unbekümmert um sein wahres Wohl, immer ganz für sich behalten. Die Form, welche ihre Mutterliebe angenommen hat, ist — so rührend dieselbe auch scheinen mag — poetisch verklärte Selbstsucht.

Das Thorenkleid Parzivals repräsentiert die von der Mutter erhaltene Erziehung. Er befindet sich im Stadium der Einfalt, der Thorheit, in welchem er von den realen Verhältnissen dieser Welt keine Ahnung hat. (Vergl. 1 Chor. 1, 19, 27.) Er ist ein Gemisch von kindlicher Unschuld und natürlichem Egoismus, tumb = thöricht in den Dingen der Erfahrung, clâr = klar in den Impulsen des Herzens. Er hat noch nicht die Macht des Zweifels und des Leides erfahren. Ein sittliches Unterscheidungsvermögen ist ihm völlig fremd. Er steht durchaus im Banne des Autoritätsglaubens: „das lehrte mich die Mutter so“ führt er als Grund aller seiner Handlungen an, der enge Kreis der Heimat ist ihm Maßstab für alle Verhältnisse. Er ahnt nicht, daß er durch seine täppische Zärtlichkeit Jeschute in grenzenloses Unglück bringt. Ring und Spange betrachtet er als rechtmäßig erworben, ist er doch der Stärkere, auch hat seine Mutter ihm nie etwas Erreichbares zu erlangen untersagt. Ungeschliffen und bärenmäßig wie er äußerlich ist, gebricht es ihm nicht an innerer Zartheit der Empfindung: Sein Abschiedswort: „Doch kränkts euch an den Ehren, will ich von hinnen kehren,“ zeigt den echten Kern seines Wesens.

anfessen“ sagt die geängstigte Jeschute und bietet dem närrischen Knaben Speise und Trank. Heißhungrig verschlingt er zwei Rebhühner, Brot und Wein, ohne sich weiter um die Herzogin zu kümmern. Diese fleht ihn an, das Zelt zu verlassen, ehe ihr eifersüchtiger Gemahl nach Hause kommt und an beiden seinen Zorn ausläßt. Da spricht der Knabe: „Was fürcht' ich eures Mannes Zorn, doch kränkt's euch an den Ehren, will ich von hinnen kehren. Gott behüte dich! so zu grüßen befahl mir die Mutter!“ Dann nimmt er sich wie selbstverständlich den Abschiedskuß und reitet von dannen. Der von einem Zweikampfe heimkehrende Orilus sieht die Spuren eines Mannes im tauigen Grase und beschuldigt seine Gemahlin der Untreue. Trotzdem Jeschute ihm wahrheitsgetreu den Hergang erzählt, glaubt er ihr nicht, kündigt ihr in blindem Zorn seine Liebe auf und zwingt sie, in kläglichem Aufzuge auf elendem Gaul hinter ihm herzureiten. (V. 129⁵–138.)

4. Sigune. Parzival zieht seelenvergnügt und stolz auf seine vermeintliche Heldenthat weiter, grüßt jeden der ihm begegnet und vergißt nicht dabei zu sagen: „Das lehrte mich die Mutter so!“ Plötzlich schlagen Schmerzenslaute an sein Ohr: er findet eine Jungfrau, die einen erschlagenen Ritter im Schoße hält und sich in der Verzweiflung das Haar rauft. Es ist seiner Mutter Nichte, Sigune, welche sich über den toten Körper ihres Geliebten, Schionatulander beugt, der gerade in einem Zweikampfe mit Orilus gefallen ist. (Siehe Titurel, S. 142). Parzival grüßt sie liebevoll und erfährt von ihr die Ursache ihres Leides. Dann fragt sie den schönen Knaben nach seinem Namen. Er kennt denselben nicht, weiß nur, daß seine

---

Jeschute ist eine edle, aber willenlose Natur. In weiblicher Schwachheit duldet sie ungerechte Strafe und bestärkt dadurch noch die tyrannische Überhebungssucht ihres Gatten, der seinen grenzenlosen Egoismus mit Liebe verwechselt. Zärtliche Minne und häßliche Eifersucht, ritterliche Galanterie und herzlose Roheit liegen eben nahe beieinander.

Mutter und deren Leute ihn stets bon fils, cher fils, joli fils nannten. Da erkennt Sigune ihn und spricht: „Fürwahr, du heißest Parzival. Der Name sagt: Inmitten durch! Die Liebe schnitt wohl solche Furch' in deiner Mutter treues Herz.“ Nun enthüllt sie ihm seine königliche Abkunft und seine Erbansprüche an drei Reiche. Ritterlich gelobt er Sigune, den Tod ihres Geliebten zu rächen. Sie aber weist ihn auf einen falschen Weg, aus Furcht er könne von dem riesenstarken Orilus erschlagen werden. (V. **138–142.**)

5. **Der rote Ritter.** Am Abend kehrt der Knabe in eine Herberge ein und wird seines ärmlichen Aufzuges wegen vom Wirt sehr unhöflich empfangen. Als er diesem aber die goldene Spange der Jeschute giebt, fließt sein Mund über von Schmeicheleien. Gern zeigt er am andern Morgen dem Knaben den Weg nach Nantes zu Artus' Hof. Vor der Stadt trifft Parzival auf einen Ritter, dessen Schild und Harnisch so rot ist, daß der Glanz die Augen blendet. Es ist der gefürchtete Ither, der „rote Ritter,“ „die Blume der Ritterschaft“ genannt, ein Verwandter des Parzival. Ither harrt draußen vor der Stadt, da er eines Vergehens wegen in Unfrieden von der Tafelrunde geschieden und des Königs goldenen Becher mitgenommen hat, den die Artusritter ihm im Kampfe abgewinnen sollen. Ither schickt Parzival mit der Botschaft an Artus' Hof, daß er die Ritter zum Kampfe erwarte. (V. **142–147.**)

6. **An Artus' Hof.** Unbekannt mit dem höfischen Ceremoniell langt Parzival im Schlosse des Artus an und begrüßt die erhabenen Gäste der Tafelrunde mit kindlicher Vertraulichkeit.

In Sigune, die ihren toten Geliebten wie eine Reliquie verehrt, kommt die Einseitigkeit des Gefühlslebens zum schärfsten Ausdruck. In ihr vermischt sich das asketische Element mit der Treue, das innigste Liebesgefühl mit dem Paroxysmus der Sentimentalität. Das Mittelalter, welches viele krankhafte Zustände poetisch verklärte, sah in Sigune eine Märtyrerin der Treue, der man die höchste Ehrfurcht zu zollen schuldig war.

Trotz seines lächerlichen, etiquettewidrigen Aufzuges bewundern alle seine seltene Schönheit und sein sicheres Auftreten. Voll naiven Begehrens verlangt Parzival von Artus sofort zum Ritter geschlagen zu werden. Lächelnd bittet der König ihn, sich bis morgen zu gedulden. Vor Unmut bebend ruft Parzival: „Ich mag hier nicht um nichts verweilen! Zum roten Ritter laßt mich eilen; kann ich nicht dessen Harnisch haben, so frag' ich nichts nach Königs Gaben. Dann giebt meine Mutter sie mir, die — wißt — doch, mein' ich, auch eine Königin ist.“ Artus bedauert, ihm, dem närrischen Knaben, den Kampf mit dem gewaltigen roten Ritter nicht erlauben zu können. Der über Parzivals unhöfisches Benehmen erzürnte Seneschall Kei ruft boshaft: „Laßt ihn nur die Rüstung holen! Auf den Kopf des Ebers darf man die Hunde hetzen.“ Zögernd willigt Artus ein. (V. 147[11]—150[26].)

7. **Parzivals Kampf mit Ither.** Freudig als ginge es zum festlichen Schmause zieht Parzival zum ersten Kampf. Der König und die Königin nebst ihren Rittern und Frauen treten an das Fenster ihm nachzuschauen. Die Hofdame, Frau Kunneware, die Schwester des Orilus, hat das seltsame Gelübde gethan, nicht zu lachen, bis sie den Ritter gesehn, der den höchsten Preis auf Erden erworben hätte oder noch erwerben würde. Bei Parzivals Anblick bricht sie in lautes Lachen aus. Voller Zorn schlägt der Seneschall Kei in der rohsten Weise auf Kunneware ein. Empört über diese einer Frau um seinetwillen angethane

---

Als Artus ihn nicht sofort zum Ritter schlagen will, braust der erste Sturm des Unmutes durch Parzivals Seele. Was könnte es Wichtigeres für Artus auf der Welt geben als Parzival zum Ritter zu schlagen! Seine Mutter hat ihm immer alles sofort bewilligt. Nie hat er sich etwas erwerben, erkämpfen müssen. Trotzig verlangt er wenigstens eine Rüstung von Artus und zwar diejenige, welche ihm am besten gefällt: die Rüstung des roten Ritters. [Vergl. des Dichters Wort: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ (Schiller). „Beschränkt und unerfahren hält die Jugend sich für ein einzig auserwähltes Wesen und alles über alle sich erlaubt“ (Goethe)].

Schmach gelobt Parzival die feige That zu rächen. Keck fordert er den roten Ritter heraus, der ihn unter höhnischen Worten mit dem Speerschaft vom Pferde stößt. Schnell schwingt Parzival seinen Gabilot, trifft den Ritter ins Auge und streckt ihn tot zu Boden nieder. Vergeblich bemüht er sich, dem Erschlagenen die Rüstung abzuziehn. Ein Knappe leistet ihm Hülfe und mahnt ihn, nun doch seine Narrenkleider abzulegen. Tiefbewegt ruft Parzival: „Nimmermehr soll von mir kommen, was meine Mutter mir angelegt." Er zieht die rote Rüstung über sein Narrenkleid und schwingt sich auf Ithers Roß — „es hätte kein Künstler eine Kriegergestalt gemalt so schön, als der Knapp zu Roß war anzusehn." Unbekümmert läßt er den toten Held am Wege liegen und reitet wie das Roß ihn führt in stetem Galopp planlos in die Weite. (V. **150**[27]**–161.**)

8. **Parzivals ritterliche Erziehung bei Gurnemanz.** Am zweiten Tage sieht er am Horizont Türme aufsteigen; er hält sie für Gewächse und glaubt, der König Artus habe sie gesäet. Endlich sieht er die stattliche Burg des Fürsten G u r n e m a n z vor sich liegen, der in der ganzen Ritterwelt als ein Meister

Die Sprache des Spottes, welche K e i anhebt, ist ihm unverständlich, als aber Kei Frau K u n n e w a r e mißhandelt, da ist Parzival der einzige M a n n unter all den Höflingen, welcher furchtlos dem gefürchteten Ceremonienmeister Vergeltung schwört. Unter den glänzenden Formen höfischer Etiquette erwachsen nur zu leicht zwei häßliche Untugenden: Servilität gegen die Höheren, Roheit gegen die Schwächeren. Die durch die Roheit hervorgerufene Enttäuschung läßt ihm Artus' Hof ganz anders erscheinen als er sich denselben gedacht. Dem glänzenden Idealbilde der Phantasie entspricht die Wirklichkeit des Lebens nicht.

In I t h e r ist der selbstbewußte, weil nie bezwungene Ritter gezeichnet, der durch Haltung und Wort dem Jüngeren mit großem Behagen seine Überlegenheit fühlen läßt. Aber wie ein David streckt Parzival den prahlenden Goliath zu Boden. Parzival weiß nicht, daß er seinen Verwandten getötet, ahnt nicht, daß er Leichenraub[1] begeht, indem er Ithers Rüstung nimmt. Er hält seine rohe Kraftäußerung für Heldenthat. — [Vergl. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt (Goethe, Faust I)].

[1] Was einst dem Urmenschen h e i l i g e P f l i c h t des erwachenden und irrenden Religionsbewußtseins war, wird später b a r b a r i s c h e s R e c h t. Vom Rechte wandelt es sich zur S i t t e, von der Sitte zur U n s i t t e und endlich zum V e r b r e c h e n; z. B. Blutrache, Leichenberaubung, Strandrecht, Plünderung, Duell, Krieg.

seiner höfischer Zucht gilt. Gurnemanz, der im Ehrenschmuck des Silberhaars unter einer Linde sitzt, wird von Parzival zutraulich angeredet: „Meine Mutter hieß mich nehmen Rat, von dem der graue Locken hat, dafür will ich euch dankbar sein, da so mir riet die Mutter mein." Gurnemanz bewillkommt ihn herzlich und wirft einen Sperber mit goldenen Schellen aus der Hand, deren Klang die Edelknaben aus der Burg herbeiruft. Diese wollen den jugendlichen Helden in die Burg geleiten, allein er weigert sich vom Pferd zu steigen: „Ein König hieß mich Ritter sein, ich geh' nicht von dem Rosse mein." Mit vielen Bitten bewegen sie ihn dazu, abzusteigen und seine schwere Rüstung abzulegen. Als sie die Narrenkleider unter dem Harnisch entdecken, erschrecken sie und melden es Gurnemanz, der ihn dazu bewegt, das rauhe Kalbsfell gegen Kleider aus Seide und Hermelin umzutauschen. Gurnemanz nimmt sich mit herzlicher Teilnahme des unerfahrenen Jünglings an. Er lehrt ihn den Dienst der Messe, die Kunst der Waffenführung und vor allem die Regeln ritterlicher Zucht und Sitte:

— — — — — freundlich dann nahm seine Hand er und begann:
„Ihr redet, Junker, wie ein Kind! Führt nicht die Mutter stets im Munde,
Nehmt auch mit Fleiß verständig Kunde von andern Dingen, die da sind.
Haltet euch treu an meinen Rat, der euch bewahrt vor falscher That.
Vor allem leget nie das Kleid der Scham von euch und Sittsamkeit.
— — — Euer Wesen zeigt, daß ihr zum Volksherrn seid erlesen.
Seid ihr von hohem Stamm geboren, seid ihr zu Höherem noch erkoren.
So haltet fest doch im Gemüte, daß ihr Erbarmen stets und Güte
Der Not, dem Kummerhaften leiht.

Das Kleid der kindlichen Einfalt bildet noch bei ihm die Grundlage für das neue Gewand der Erfahrung und des aufkeimenden Selbstbewußtseins. Schön ist die jugendliche Sturm- und Drangzeit in dem rastlos und planlos dahinreitenden Parzival angedeutet. [Vergl. „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen." (Goethe, Faust I). „In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling" — (Schiller)].

Beachtet immer Maß und Ziel, und eins noch: Fraget nicht zu viel!
Doch seid auch mundfaul nicht und laßt, daß Red' und Gegenrede paßt,
Bedachtsamkeit die Worte wählen; denn in der Rede, im Erzählen
Giebt sich der Thor und Weise kund.
Mit eurer Kraft sei stets im Bund Barmherzigkeit. Wen ihr im Streit
Besiegt und fleht er Sicherheit (wie schwer er euch auch mochte kränken)
Ihr sollt mit Großmut sie ihm schenken,
Seid männlich, fest und wohlgemut, das ist zu wertem Preise gut,
Und seid den Frauen hold ergeben, denn das erhöht des Jünglings Leben.
Gebt nie dem Wankelmut euch hin, das ist der rechte Männersinn.
Denn gegen treue Liebe ist von kurzer Dauer falsche List.
Innig sind Mann und Weib vereint; so wie die Sonn', die heute scheint,
Man nicht vom Tage scheiden kann, so innig verbunden sind Weib und Mann.
Aus einem Kern entblühen sie, das, junger Mann, vergesset nie!"
Der Knab' verneigt ehrfürchtiglich vor seinem weisen Meister sich.
Nicht führt er mehr die Mutter nun
Stets auf der Zunge; desto treuer, wie 's treuem Mann geziemt zu thun,
Nährt er der Kindesliebe Feuer im Herzen still. (V. **161**[23]–**173**[10].)

9. Kondwiramur. Nachdem Parzival des Schildesamtes pflegen gelernt und „der Einfalt ledig ward," scheidet er dankbaren Herzens von seinem gütigen Lehrer, um sich nun durch Heldenthaten den Ritterpreis zu erringen. Durch eine That gewaltiger Tapferkeit befreit er die von Feinden hart bedrängte Nichte des Gurnemanz, die Königin Kondwiramur. Sie erscheint ihm in strahlender Schönheit „wie eine aus Lilienweiß

---

2. **Im Banne des Gelernten.** In der Schule des Ritters. In Gurnemanz verbindet sich väterliche Güte und pädagogische Einsicht mit reicher Welterfahrung. In seiner Schule ward Parzival der Einfalt ledig, er weiht ihn ein in die kirchliche Ordnung des Gottesdienstes, in die Kunst des Waffenhandwerks, in die Gesetze der höfischen Zucht. Wohl giebt er ihm sittliche Lebensregeln, aber dem unentwickelten Geiste des Parzival erklingen diese wie schöne Worte, wohingegen er alle Regeln der äußeren Etiquette begierig auffaßt und später buchstäblich ausführt. So gerät Parzival in den Bann des Gelernten. Adelte ihn im Kindheitsalter der Gehorsam gegen seine Mutter, so veredelt ihn jetzt die Ehrfurcht gegen seinen Lehrer. „Erst durch den Zwang äußerer Gesetze und Rücksichten führt der Weg zur freien Herrschaft über das Herz und den Willen."

und Rosenlicht gewebte junge Rose vom Morgentau umglänzt." Die Königin wählt Parzival zum Gemahl und feiert mit ihm eine glänzende Hochzeit. Der Lehre des Gurnemanz eingedenk, schenkt er großmütig den Feinden das Leben und sendet zwei der überwundenen Ritter (Kingrun und Klamide) zu der mißhandelten Kunneware, ihr Ehre zu bezeugen. Sobald Parzival die Krone trägt, wird das verheerte Land zur blühenden Flur, Glück und Reichtum herrscht überall. Kondwiramur „hatte was ihr Herz begehrt, ihre Minne blühte wonniglich, nicht Wank noch Wandel zeigte sich, er war ihr lieb, sie ihm noch mehr." (V. **173–223**.)

10. **In der Gralburg.**

Eines Morgens sprach er bittend: „Frau, vergönnt mir Urlaub, daß ich schau
Wie es um meine Mutter steht. Zu lange kam mir keine Kunde,
Ob wohl, ob weh es ihr ergeht; zu ihr eil' ich in kurzer Stunde.
Auch auf der Fahrt in Abenteuern wird, wie jetzt hier, mein Dienst euch feiern
Durch eure Liebe sei's gewährt." Die Königin, was er begehrt,
Bewilligt gern, wenn auch mit Sorgen. So reitet er am andern Morgen
Von keinem aller seiner Mannen begleitet, früh allein von dannen —
Er ritt denselben Tag so weit, ein Vogel hätte viel Arbeit
Wollt er's auf einmal überfliegen.

Parzival gelangt an einen See, wo er einen reichgekleideten F i s c h e r (d. i. den Gralkönig Anfortas) findet, der traurig in einem Kahn sitzt. Als Parzival ihn nach einer Herberge fragt, weist der gramvolle Mann ihn zu einem nahen Schloß mit vielen Türmen. Dorthin reitet der junge Held. Im Burghof wächst hohes Gras, Turnier und Festlichkeit scheinen hier etwas Seltenes

---

3. **Die Zeit weltlichen Ruhmes.** I n d e r S c h u l e d e s L e b e n s. Indem er die Königin K o n d w i r a m u r befreit, begeht er die erste wirkliche Heldenthat. Vereint mit seinem irdischen Ideal Kondwiramur schwelgt er in höchster Liebesseligkeit, — „da erweckt Gott in ihm das Heimweh nach seiner Mutter, um durch dieses das Heimweh nach dem himmlischen Glück in ihm zu entzünden."— Kondwiramur ist die Perle unter den Frauengestalten der höfischen Dichtung. Sie ist schön wie die Rose, rein wie die Lilie, treu wie das Veilchen, ein Typus der Frauen, die auf der Kulturstufe eines naiv-reizenden Naturdaseins stehen.

zu sein. Da er von dem traurigen Fischer gesandt ist, öffnet sich vor ihm das herrliche Schloß. Parzival aber weiß nicht, daß er in der Gralburg ist. Eine zahlreiche Ritterschar beut ihm höflichen Gruß und dient ihm freudig. Seine Anwesenheit scheint den tiefen Kummer der Ritter ein wenig zu verscheuchen. Sein Auge erblickt eine märchenhafte Pracht, wie ein Erdenauge sie selten schaut. Hundert Kronleuchter hängen von der Saaldecke und tausend Kerzen strahlen von den Wänden. Hundert Polsterbetten spenden Ruhesitze für die Ritter. Am Kamin in einem Lehnstuhl sitzt der todkranke König Anfortas; um ihn die trauernde Ritterschar. Der König bittet Parzival sich neben ihn zu setzen. Herein zur Thür tritt ein Knappe und trägt eine bluttriefende Lanze schweigend umher im Saale. Beim Anblick derselben weinen und schreien die Ritter laut und düsteres Leid überwältigt ihr Herz. Einst hatte Anfortas, dem Gral sein Gelübde brechend, in unheiliger Minne um Orgeluse geworben. Er ward darauf im Kampfe von einem Heiden mit einer vergifteten Lanze,[1] derselben, die der Knappe im Saale umherträgt, verwundet und leidet nun schon jahrelang unheilbare Qual. Sowie der Knappe verschwunden ist, bewegt sich ein Zug von herrlich geschmückten Jungfrauen nach dem Sitz des Königs hin. Einige tragen goldene Leuchter mit brennenden Kerzen, andere weiße Tücher und zwei scharfe silberne Messer. Endlich naht die Gralkönigin Repanse de Schoie.[2] Von ihrem Antlitz geht ein Licht aus, wie wenn bei des neuen Tages Beginn die Sonne durch die Wolken bricht. Auf einem Kissen von grüner Seide trägt sie mit reiner Hand und reinem Herzen

[1] Zur Linderung der Qual tauchte man zuweilen die Lanzenspitze in die Wunde. Alsdann bildete das Gift an dem Eisen einen glasigen Überzug, den man mit silbernen Messern wieder abschabte. Bei Chrestien (dessen Werk Li Contes del graal Wolfram als Quelle diente) wird ein silberner Teller = tailleor d'argent hereingetragen, d. i. der Deckel des Abendmahlskelches (Symbol des Grabsteines Christi). Wolfram hat tailleor d'argent mißverstanden, an frz. tailler = „schneiden“ gedacht und silberne Messer daraus gemacht, für welche er dann die merkwürdige Verwendung erdachte. [2] Freudengedanke; vergl. Lukas 1, 47.

einen köstlichen Stein,[1] den Gral genannt, „des Paradieses Fülle, des irdischen Segens vollster Strahl," und setzt das Kleinod vor dem König nieder. Hundert reich gedeckte Tische werden in den Saal getragen, der Gral spendet jedem die Speise, die er sich wünscht. Denn „der Gral ist allen Segens Born, weltlicher Süße volles Horn, er kommt an Seligkeit wohl gleich auf Erden schon dem Himmelreich." Parzival bemerkt wohl den Reichtum und das große Wunder, er sieht den Schmerz des kranken Königs, er wundert sich über die Trauer, welche auf der ganzen Versammlung liegt, aber er fragt nicht, was das alles bedeute! Er denkt: mir riet Gurnemanz, ich sollte nicht viel fragen, vielleicht höre ich auch wohl ohne Fragen, wie es um diese Leute steht. Der König schenkt ihm ein prächtiges Schwert und erwähnt dabei seiner Verwundung, aber Parzival fragt nicht. Er ahnt nicht, daß sein Fragen allein den König von seinem Elend zu erlösen vermag. Wie Parzival sich vom Mahl erhebt, sieht er durch eine geöffnete Thür auf einem Ruhebette einen schönen, schneeweißen Greis — es ist sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel — aber Parzival fragt nicht. Von Edelknappen wird er zu einer prachtvollen Ruhestätte geleitet. Als er am andern Morgen

---

In der Gralburg, unter den vielen Rittern, ist es Parzivals einziges Bemühen zu zeigen, daß er in der Ritterschule etwas gelernt hat und sich „höfisch", d. h. der ritterlichen Etiquette gemäß, zu benehmen weiß. Wörtlich den Rat des Gurnemanz befolgend, unterdrückt er jede Regung der natürlichen Wißbegierde und des natürlichen Mitgefühls und fragt nicht. Er achtet die Vorschrift der Etiquette höher als die Stimme des Herzens. Das Verlangen nach den ewigen Wahrheiten, das Mitgefühl für die Leiden anderer, ist noch nicht in ihm erwacht, und daher ist er nicht reif für die Frage der Liebe und des Glaubens. (Vergl. Offb. 3, 15, 16.) Wer auf solch unreifem Standpunkte steht, der „sieht in der Bibel ein Buch, aber keine göttliche Botschaft, in dem Tempel ein steinernes Haus, aber keine Wohnung Gottes, in den Schicksalen eine zufällige Verkettung von Umständen, aber nicht die erziehende Führerhand Gottes."

---

[1] Wolfram hielt den Gral für einen kostbaren Stein, (nicht der Sage gemäß für die Abendmahlsschüssel Christi), das Symbol der höchsten sittlichen Vollkommenheit, der höchsten irdischen Wonne.

nach schweren Träumen erwacht, scheint die ganze Burg wie ausgestorben, kein Ritter, keine Jungfrau ist zu sehn. Mißmutig schwingt sich Parzival auf sein Roß und reitet über die Zugbrücke. Zornig ruft ihm ein Knappe vom Turme zu: „Ihr sollt der Sonne Haß erfahren, ihr seid eine Gans! Hättet ihr den Mund gerührt und den König gefragt, ihr hättet der Erde höchsten Wunsch errungen!" (V. 223–247.)

11. Sigunens Fluch. Bang regt sich in Parzivals Brust der bittere Gedanke, daß ihm Kummer und Trübsal bevorstehen. Unterwegs trifft er wiederum auf Sigune, die unter einer Linde sitzend den balsamierten Leichnam ihres Geliebten bewacht und beklagt. Als Parzival ihr beschreibt, wo er gewesen ist, ruft sie aus: „Du warst bei Anfortas im Graltempel!

O rede mir, sahst du den Gral?
Sprachst du den Wirt, den freudeleeren? O laß mich liebe Kunde hören,
Daß sich sein Leid geendet, sein Jammer hat gewendet.
Heil dir zu dieser sel'gen Fahrt,
Da, gleich was hoch in Lüften schwebt, wie auf der Erde lebt und webt,
Dir Hohem unterthänig ward! So rede lieber, junger Mann:
Hast du der Frag' ihr Recht gethan?"
„Ich fragte nichts" entgegnet er. „Weh euch und Wehe, immermehr"
Rief nun die jammersreiche Magd. „Weh, daß zu fragen ihr gezagt!
Ihr sahet doch den hehren Gral, saht edler Frauen reiche Zahl,
Schneidendes Silber, blutigen Speer. O weh, was kommt ihr zu mir her?
Unseliger, verfluchter Mann!
Euch hätt' euer Wirt erbarmen sollen, an dem Gott Wunder wirken wollen:
So fragtet ihr nach seiner Not. Ihr lebt und seid am Heile tot!"

Niedergeschmettert verspricht Parzival: „Ich büß' es, wenn ich was verbrach." Sie aber erwidert schmerzlich: „Das könnt ihr nicht wieder gut machen. Ritterpreis und Ehre erringt nun nimmer eure Hand." (V. 248–255.)

12. Versöhnung von Orilus und Jeschute. Traurig reitet Parzival von ihr. Gedanken, die ihn abwechselnd anklagen und entschuldigen jagen durch sein Hirn. Von Schmerz und Sonnenhitze durchglüht nimmt er seinen Helm vom Haupte. Unterwegs trifft er die jammersreiche Jeschute, die ihn wiedererkennt und ihm ihre Leidensgeschichte erzählt. Zornig sprengt Orilus heran und fordert Parzival zum Kampf. Dieser, entrüstet über die der unschuldigen Jeschute angethane Schmach, ringt löwenkühn mit dem gewaltigen Orilus, packt ihn endlich wie eine Hafergarbe, schwingt ihn hin und her und preßt ihn über einen Baumstamm hin, bis das Blut durch den Helm schießt. Um sein Leben zu retten muß Orilus geloben, sich an Artus' Hof zu begeben, und Kunneware Ehre zu erweisen. Dann schwört Parzival in der Klause eines Einsiedlers, die Hand auf eine Reliquie gelegt, daß Jeschute rein und unschuldig ist und giebt ihr den geraubten Ring zurück: „Ich war ein Thor und noch kein Mann, als arglos ich so Arges trieb!" Voller Scham und Reue küßt Orilus sein mißhandeltes Weib und spricht: „Wehe mir! wie schweres Unrecht that ich ihr. Ohn' Überlegung tappt' ich zu mit Strafe, wie mit Kosen du. Gott lohn dir! sie ist Falsches frei! ich wähnte nur sie sei nicht treu." Die versöhnten Ehegatten ziehen an Artus' Hof. Als Orilus in Kunneware die eigene Schwester erkennt, beginnt der Boden für Kei sehr heiß zu werden. (**V. 256–279.**)

13. Die drei Blutstropfen. Parzivals ganzes Sinnen ist von jetzt an auf zwei Dinge gerichtet: den Gral wiederzufinden und sich wieder mit seiner über alles geliebten Kondwiramur zu vereinigen. Als er in der Nähe von Artus' Hof durch einen

---

Mit Schande aus der Gralburg gestoßen, von Sigune verflucht, dämmert in Parzival die Ahnung auf, daß er möglicherweise eine Schuld auf sich geladen. Die Erlösung der Jeschute, der Anblick der „drei Blutstropfen" leitet ihn aber auf ganz andere Gedanken. Dem Leser des Mittelalters war diese mythisch-mystische Scene (Siehe Grimm, Altdeutsche Wälder 1, 5 und Grimms

schneebedeckten Wald reitet, stößt über seinem Haupte ein Falke auf eine wilde Gans und drei Blutstropfen fallen auf den Schnee. Parzival beugt sich über dieselben und versinkt in träumerisches Sinnen. Die Blutstropfen erinnern ihn an die blühende Farbe der Gemahlin, — sie ist so weiß wie Schnee, so rot wie Blut — an die Thränen, die bei seinem Abschiede auf ihrem Antlitze glänzten: zwei auf ihren Wangen, die dritte an ihrem Kinn. Ihn zwingt der starken Minne Bann, so daß er schwärmend in der Liebe Lust und Leid alles um sich her vergißt. So finden ihn die Artusritter, welche sich vergeblich bemühn, Parzival aus seiner Verzückung aufzuwecken. Als aber Kei ihn höhnt und ihn mit dem Speer auf den Helm schlägt, springt Parzival zum Zweikampf auf, schmettert Kei nieder, also daß dieser im Fallen Arm und Bein bricht.

Dann wandte die Treue seinen Blick zu den Blutstropfen im Schnee zurück,
Die seine Gedanken wie zuvor wieder umhüllten mit dichtem Flor.
Sie entführten sie zu dem Gral, und zu dem geliebten Ehegemahl,
Und beide fügten ihm harte Not, deren größre doch die Lieb' ihm bot.
Ja, Trauer und Minne schmilzt harte Sinne,
Und nennt man beide Pein, kann das ein Wunder sein?

Endlich bedeckt der Neffe des Artus, Gawan, der die Macht der Minne kennt, die Blutstropfen mit einem Tuche und der Verstand kehrt dem Helden wieder. (V. **280–302**.)

14. Parzivals Aufnahme in die Tafelrunde. Gawan führt Parzival dem König Artus entgegen, der ihn mit den höchsten Ehrenbezeugungen unter die Ritter der Tafelrunde aufnimmt. Besonders herzlich begrüßt ihn die dankbare Kunneware, deren Ehre er so glänzend wiederhergestellt. Im Blütengrunde

---

Märchen von Schneewittchen und von dem Machandelbaum) besonders sympathisch, für uns hat sie kulturhistorisches Interesse. Sie zeigt den Paroxismus der Gefühlsschwelgerei. Hier berührt Parzival sich mit Sigune; die Liebesschwärmerei macht ihn sinnlos und läßt ihn die ganze Welt um sich her vergessen. Es ist der ersten Liebe Zaubermacht, Blindheit und Thorheit darin geschildert.

des Waldes wird die Festtafel gedeckt und als die erlesenen Gäste sich um Parzival scharen:

Da kamen alle überein, daß er vor allen Männern blühe
In Schönheit, und sein Angesicht an Farbenglanz so klar und licht
Wie Engelsantlitz glühe. So überall geliebt, geehrt saß Parzival —
Da schleudert seufzervolles Wehe herab ihn von des Glückes Höhe.

15. Kundries Fluch. In den jubelnden Kreis reitet plötzlich eine kostbar gekleidete aber häßliche, mißgestaltete Jungfrau. Sie hat Ohren wie ein Bär, Hände wie der Affen Pfoten, Nägel wie des Löwen Krallen. In der Hand trägt sie eine Geißel mit rubinenem Stiel und seidenen Schnüren. Es ist Kundrie, la sorcière, die schreckliche Fluchbotin des Grals. Sie ruft dem König Artus mit schriller Stimme zu:

„Die Tafelrunde ist entehrt! seit Parzival ihr angehört!

Dann wendet sie sich an den entsetzten Parzival und spricht ernst und schauerlich: „Verflucht sei euer lichter Schein und eures Wuchses Männlichkeit! Nie wird euch Sühne und Frieden, ehe ihr eure Schuld nicht bezahlt. Ich dünke euch ungeheuer und bin doch geheurer als ihr. Steht Rede mir:

Herr Parzival, wie das geschehn, als jenen Fischer ihr gesehn
So freudelos und ungetröstet, daß ihr vom Leid ihn nicht erlöstet?
Er trug euch, ungetreuer Gast, vor seines Jammers ganze Last;
Da sollt' sich euer Herz erbarmen der Not des schmerzbeladnen Armen.
O daß die Zung' euch schwinde hin! ein Herz so leer an rechtem Sinn!
Hinab stößt von des Himmels Schwelle die Gotteshand euch zu der Hölle.
Verachtung wird, so lang auf Erden ihr wandelt, euch von Guten werden.
Ehrloser Mann, Herr Parzival, trug man nicht vor euch auch den Gral,

---

Zu dem Liebesrausch tritt der Ehrenrausch. Parzival wird Artusritter und die Genossen der Tafelrunde beugen sich vor ihm als dem Überlegenen. Von dieser höchsten irdischen Höhe stürzt ihn der Fluch Kundries, (das verkörperte Gewissen). Häßlich erscheint dem in Selbstgenügsamkeit und Selbstüberschätzung lebenden Artusritter die Bußpredigerin, furchtbar klingt dem an weltlicher Ehre Reichen die schonungslose Enthüllung seiner geistigen Armut.

Das schneidende Silber, den blutigen Speer? O, Freudenschenk und Trauerns Wel[t]
Wärt ihr geworden zu Montsalvas wenn ihr gefragt: warum all das?"
Kundrie selbst, den Schmerz nicht zwingend, zerfloß in Thränen händeringend.
Daß sie so hart mit bittrem Hohn anklagte Herzeleidens Sohn.

Dann fordert Kundrie die Artusritter auf, vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen von ihrer Gefangenschaft in Schatelmerveil (chateau merveil), dem Wunderschlosse des Zauberers Klinschor, zu befreien. Darauf reitet sie von dannen, wendet sich noch einmal mit Thränen zurück und ruft aus: „Weh Montsalvas, du Jammers Ziel, weh, daß dich niemand trösten will!" (V. 302–318.)

16. Parzivals Verzweiflung. Betäubt und schweigend starrt Parzival, den die vor Mitleid weinenden Frauen zu trösten versuchen, vor sich hin. Er ist beschimpft und vernichtet. Bitter ruft er aus:

In Frieden sieht mich niemand mehr, ersah ich nicht den Gral vorher,
Es wäre kurz oder lang, mich jagt dahin der Seele Drang;
Auch wendet nichts mir den Entschluß, so lang ich bin und leben muß.
Trug Bescheidenheit und Zucht mir den Spott der Welt als Frucht
So traf es wohl sein Rat nicht ganz: mir riet der werte Gurnemanz
Unbescheid'ne Frage zu meiden — — —

Das habe ich gethan und bin nun doch einer schweren Schuld angeklagt. Gram ist mein Genoß, Schmerzensthränen entströmen meinem Auge, daß ich Anfortas nicht erlöste." Dann nimmt er traurigen Abschied von den Freunden und insbesondere von Gawan, der ihm Gottes Schutz bei seinen ferneren Abenteuern

---

4. **Die Zeit des Zweifels.** In der Schule des Leides. Wie Parzival das Reich Gottes nicht in sich suchte, so sucht er auch die Schuld nicht in sich. In Hoffahrt und Selbstgerechtigkeit klagt er Gurnemanz, klagt er Gott an (Vergl. Hiob 34, 5, 35). Gott ist ihm, dem berühmten Artusritter, Glück schuldig, folgert Parzival. Seine Mutter, Gurnemanz, Kondwiramur, König Artus haben stets ein Vergnügen, ja eine Ehre darin gesucht, ihn glücklich zu machen. Gott, dem das Geben und das Helfen so leicht wird, kann ihn, den ersten an der Tafelrunde, doch nicht einer Schuld zeihen und ihn in Leid und

wünscht. Da steigert sich in Parzival der Groll über sein Geschick aufs höchste und qualvoll schreit er auf:

Weh! was ist Gott? Wär' der gewaltig, solchen Spott
Gäb er uns beiden nicht, fürwahr, wär' er nicht aller Kräfte bar!
Ich war mit Dienst ihm unterthan, so lang ich bin und beten kann.
Ich will ihm künftig Dienst versagen: hat er Haß, den will ich tragen!
Und hin auf unbekannten Wegen, trabt er mühvollem Ziel entgegen.
Dein nur gedenkt er, Kondwiramur! Wie dich er fei're durch Abenteuer,
Und unauslöschlich glüht das Feuer in seiner Brust, dem Gral zu dienen,
Bis ihm sein Anblick neu erschienen.[1] (V. **319–333**.)

17. Parzivals Irrfahrten. Vier Jahre lang irrt Parzival, mit Gott, den Menschen und sich selbst zerfallen, in der Welt umher, von Abenteuer zu Abenteuer eilend. Wiederum trifft er Sigune, die nun eine Klausnerin geworden und am Sarge ihres Geliebten ein strenges Büßerleben führt um die Gottesminne zu erwerben. Da Sigune seinen Schmerz, seine Sehnsucht nach dem Gral sieht, fühlt sie Mitleid mit ihm. Sie rät ihm Kundrie nachzureiten, die ihr jede Samstagnacht Speise vom Gral bringt und gerade eben fortgeritten ist. Schnell trabt er ihr nach, allein im dicht verwachsenen Walde verliert er die Spur. Ruhelos irrt er weiter, er weiß nicht der Wochen noch der Jahre Zahl, scheidet nicht den Werktag von dem Sonntag, setzt nie den Fuß in ein Gotteshaus. Eines Morgens trifft er auf einen greisenalten Ritter, der wie die ihn begleitenden Seinen

---

Schande bringen wollen! Und da er es doch thut, ruft Parzival wie einst in der Kindheit erschüttert aus: Weh! was ist Gott? — jetzt aber nicht um Gott zu erfassen, sondern um ihm den Dienst zu versagen. (Vergl. folgende Kapitel in Hiob: 3, 6, 9, 16, 29, 30, 31.) Der kindliche Buchstabenglaube ist vernichtet. Er zweifelt an der Gerechtigkeit Gottes (nicht an Gottes Existenz). Das himmlische Ideal sinkt in Trümmer, aber das irdische Ideal: die Liebe zu Kondwiramur und der unverzagte Mannesmut, der sich in der Ritterthat offenbart und den Gral finden will, — bleiben sein Leitstern.

---

[1] Hier berichtet Wolfram von den Heldenthaten Gawans und entfaltet dabei ein glänzendes Bild des weltlichen Rittertumes. Auch Gawan macht sich auf, den Gral zu suchen, findet ihn jedoch nicht. (V. 338–432.)

im groben Gewande und barfuß eine Bußfahrt hält. Parzivals prächtige Rüstung erscheint gar hoffärtig dem ärmlichen Bußgewand gegenüber. Der fromme Greis mahnt Parzival den heiligen Karfreitag nicht durch weltliches Kleid und Waffentragen zu verunehren, sondern den Todestag Christi mit Beten und Büßen zu heiligen. Schmerzlich entgegnet Parzival:

„Ich diente einem, der heißt Gott, eh seine Ungunst solchen Spott
Mir gab und solchen Ungewinn, da doch nie von ihm gewankt mein Sinn.
Man sagte mir, er helfe gern, doch bleibt mir seine Hülfe fern."

Mit herzlichen Worten preist der Alte die Treue und Güte Gottes und rät ihm die nahe Klause des heiligen Einsiedlers Trevrezent aufzusuchen. Rührung über die fromme Demut der Wallfahrer bewegt Parzivals Gemüt:

Jetzt zuerst gedacht er Seiner Macht, der die Welt aus nichts gemacht,
Der ihn erschaffen und erhalten, wie der gewaltig müßte walten:
„Wie, wenn Gott doch sendete, was meinen Jammer wendete?
Ward er jemals einem Ritter hold, erwarb ein Ritter seinen Sold?
Hält er seiner Hülfe wert, die da führen Schild und Schwert
Unverzagt und mannhaft, so lös' er mich aus Sorgenhaft!
Ist heute seiner Hülfe Tag, so hilf er, wenn er helfen mag!" (V. 133—151.)

18. **Parzival bei Trevrezent.** Um von Gott für seinen Bruder Anfortas Erlösung zu erflehen, weilt der ehemalige Ritter Trevrezent als Büßer in einsamer Klause. Parzival erkennt diese als diejenige, in welcher er vor Jahren Jeschutens Unschuld beschworen hat. Mit ehrfurchtsvollem Gruß spricht Parzival zu dem Einsiedler:

In Trotz und Verblendung irrt er fünf Jahre lang, bald in Abenteuern verstrickt, bald in Grübeleien versunken, umher. An einem Karfreitag (got. kara = Sorge; engl. care; ahd. chara, mhd. kar = Wehklage) erreicht Parzival den Wendepunkt seiner inneren Entwicklung. Der innige Gottesglaube der Wallfahrer, die Mahnung des frommen Greises erweicht das harte Ich, den finsteren Despoten im Herzen des Ritters, und zeigt ihm den Weg zum Heile.

— — „Herr, nun gebt mir Rat! Ich bin ein Mann, der Sünde that!
Zu Gott auch trag' ich Haß und Zorn, denn er ist meiner Sorgen Born,
Mein Leid hat er zu hoch erhoben; lebendig ist mein Glück begraben.
Wollte Gott mir Hülfe leihn, so ankerte die Freude mein
So tief nicht in des Kummers Grund. Mir ist mein männlich Herz so wund!
Wie wär' es auch wohl heil und ganz, da Trübsal ihren Dornenkranz
Mir drückt auf alle Würdigkeit, die mir Schildesamt erstritt im Streit
Gegen wehrliche Degen. Das darf ich dem zu Last wohl legen,
Der aller Hülfe mächtig ist und hülfreich Hülfe nie vergißt;
Mir alleine half er nicht, was man von seiner Hülf' auch spricht."
Mit Seufzen sah der Wirt ihn an. „Herr," sprach er, „laßt von eurem Wahn!
Lernt besser Gott vertrauen! Ihr sollt noch Hülfe schauen.
Gott mög' uns helfen beiden! Herr, wollet mich bescheiden, —
Aber setzt euch doch dabei! — und sagt mir unumwunden frei,
Wie dieser Zwiespalt sich entspann, da Gott euern Haß gewann.
Bei eurer Zucht, hört mit Geduld von mir erst seine Unschuld,
Eh' ihr über ihn mir klagt. Seine Hülf' ist allen unversagt.
Ob ich gleich ein Laie bin, blieb mir wahrhafter Bücher Sinn
Nicht fremd, die alle schreiben, wie der Mensch getreu soll bleiben
In dessen Dienst, des Hülfe groß, und den zu helfen nie verdroß
Wenn tief die Seel' in Leid versank. Seid getreu ohn' allen Wank,
Da Gott selbst die Treue ist. Verhaßt war stets ihm falsche List.
In Ewigkeit sei er gepriesen, der sich so gnadenreich erwiesen,
Daß der Allerhöchste mild uns zu Liebe ward zum Menschenbild.
Gott heißt und ist die Wahrheit, drum bleibt ihm Falschheit ewig leid.
Das bedenket immerdar! Er verläßt uns nicht fürwahr.
Lehrt ihr auch die Gedanken, nicht mehr von ihm zu wanken!
Ihr nötigt Gott nichts ab durch Zorn.
Wer sieht, ihr habt ihm Haß geschwor'n, wähnt euch gewiß am Hirne krank."

Nun erzählt Trevrezent dem andächtig lauschenden Parzival vom Sündenfall, vom Hochmut, der Lucifers Sturz bewirkte, von Jesu Erlösungstod, von Gottes unermeßlicher Liebe zu den Menschen und fährt dann fort:

„Ihr sollt den Zorn vergessen! Ihr verwirkt das Heil vermessen!
Für Sünde sollt ihr Buße thun, und laßt verwegne Rede ruhn!
Wer sein Leid will rächen mit ungezähmtem Sprechen,
Von dessen Lohne sei euch kund: Ihn richtet der eigene Mund!
Gottes Haß und Gottes Minne, welches wählt ihr zum Gewinne?
Der Sündige ohne Reue flieht die göttliche Treue;
Wer aber büßet seine Schuld, der verdient des Höchsten Huld.
Da Gott Gedanken selbst durchspäht, weh dem, der sünd'ge That begeht!
Wer mit Werken seinen Gruß verwirkt, daß Gott sich schämen muß,
Was hilft dem weltliche Zucht? Wo ist seiner Seelen Zuflucht?
Wenn ihr Gott entgegen seid, der zu beidem ist bereit,
Zur Minne wie zum Zorne, seid ihr der Verlorne.
Nun wendet eu'r Gemüte, daß er euch dankt, zur Güte!"
Parzival versetzte so: „Herr, von Herzen bin ich froh,
Daß ihr mich über den beschieden, der nichts läßt ungelohnt hienieden,
Das Laster und die Tugend. Mit Sorgen meine Jugend
Hab' ich bis diesen Tag durchlebt, mit Treue Jammer nur erstrebt.
Meine größte Sorg' ist um den Gral und um mein liebes Ehgemahl,
Nach beiden treibt mich Herz und Sinn mit unnennbarer Sehnsucht hin."

„Wohl dürft ihr euch sehnen nach eurer Gattin, spricht Trevrezent, aber den Gral kann niemand erringen, der nicht vom Himmel selbst zu seinem Dienst erkoren ist. Die Wahrheit habe ich selber erfahren. Wart ihr beim Gral? fragt Parzival erregt. Und als der Klausner es bejaht, verschweigt ihm Parzival, daß auch er einst dort weilte, bittet aber Trevrezent ihm die Bedeutung des Grals zu erklären. „Auf dem Berge Munsalväsche,"[1] beginnt Trevrezent, „hüten die Templeisen[2] den herrlichen Stein, Gral genannt. Durch seine Kraft verbrennt sich der Vögel Phönix, um schöner wiedergeboren zu werden. Wer den Gral anschaut, dem blüht ewige Jugend. Jeden Karfreitag

[1] Munsalväsche oder Montsalvas bedeutet entweder mons salvationis = Berg der Erlösung, oder mons sauvage = wilder Berg, oder mons silvaticus = Waldberg. Er war in Spanien liegend gedacht. [2] Templeisen = Tempelhüter, eine Bezeichnung der Gralsritter.

bringt eine weiße Taube eine Hostie vom Himmel, legt sie in den Stein und erneuert damit seine Wunderkraft. Niemand kann den Gral aus eigener Macht finden. Eine Schrift, die am Gral selbst erscheint, beruft Männer wie Jungfrauen zu seinem Dienst. Der Erde höchstes Glück, des Himmels Seligkeit erblüht der ritterlichen Brüderschaft." Erfreut ruft Parzival: „Falls Ritterschaft des Leibes Preis und der Seele Heil verdienen kann, dann habe ich solchen Lohn bereits durch meine Ritterthaten errungen. Wenn nun Gott ritterlichen Kampf zu würdigen weiß, dann muß er mich zum Graldienst berufen." „Ihr irrt, junger Mann, ihr irrt", versetzt Trevrezent bedeutungsvoll, erst müßt ihr euch von der Hoffart befreien, denn nicht des Speeres Kraft, sondern der demütige Sinn erwirbt den Gral. Einst erschien eine Inschrift am Gral, ein Ritter werde zum Gral kommen; wenn der am ersten Abend, ohne von jemand gemahnt zu sein, den König um sein Leid frage, dann solle Anfortas genesen, der Ritter aber Gralkönig werden. Da zog ich als Büßer hierher, um von Gott die Sendung des Retters zu erflehen. Der Ritter kam — einfältig stumpfen Sinnes sah er die Pracht des Grals, das Leid des Königs — und fragte nicht und ging in Sünden von hinnen. „Der unselige Mann war ich", schreit Parzival und ein Thränenstrom bricht aus seinen Augen. Dann enthüllt er dem erschütterten Einsiedler seinen Namen, lernt in ihm seinen Oheim kennen, beichtet ihm, daß er einst Ither erschlagen und dessen Rüstung als Kampfgewinn genommen habe. „Wehe dir," ruft der Klausner, „du hast dein eigenes Fleisch erschlagen, denn der herrliche Ither war deines Vaters Neffe.

„O daß sich Gott erbarme des Leids, das du gethan! Denn mehr noch hör' von Harme:
Meiner Schwester gabst du auch den Tod, Herzeleide, der Mutter dein!"
„O nein, schrie Parzival, nein Herr, nein! Was spracht ihr jetzt? O weh der Not!
Hätt' ich des Grales Königtum, hin gäb' ich es mit Freuden drum,

Widerrieft ihr, was ihr jetzt gesagt. Ist's wahr auch? Wirklich? Saget an!"
Da sprach zu ihm der gute Mann: „Ich bin nicht der da lügen kann.
Ja, deine Mutter ist gestorben; ihre Lieb' hat ihr den Tod erworben,
Es brach ihr treues Mutterherz, indem du von ihr schiedst, der Schmerz.
Doch will ich Rat dir nicht versagen: auch zu tiefes Leid sollst du nicht tragen.
Du sollst in rechten Maßen klagen und Klage lassen.
In der Menschheit ist ein wilder Zug: oft wird zu früh die Jugend klug;
Will dann das Alter Thorheit üben und seine lautre Sitte trüben,
So wird das Weiße schwarz zumal, wird die grüne Jugend fahl,
Und weder hier noch dort gedeiht rechter Sinn und Würdigkeit.
Könnt' ich dich doch ergrünen, und das Herz dir so erkühnen,
Daß du den Preis erjagtest, an Gott nicht mehr verzagtest,
So möcht' es dir gelingen, solche Würde zu erschwingen,
Daß du der Leiden ganz vergißt, Gott verläßt dich sicher nicht."

Durch solch innige Teilnahme in seinem bitteren Schmerze aufgerichtet, durch Gebet, Reue und den festen Willen zur Besserung von der Sündenschuld befreit, scheidet Parzival mit neuem Gottesglauben dankbaren Herzens von dem getreuen Oheim, der ihm so ritterlich geraten. (V. **455** 25—**489** 20.)

Das war der beiden Scheidetag. Ihn küßte Trevrezent und sprach:
„Deine Sünden laß mir hier: Gottes Huld erfleh ich dir.

---

5. **Die Zeit der Läuterung.** In der Schule der Erkenntnis. Trevrezents Belehrung über Gott und den Gral fällt jetzt auf einen vorbereiteten, fruchtbaren Boden. (Vergl. folgende Kapitel in Hiob: 8, 11, 23, 33, 36, 37, 42.) Erkenntnis der Schuld führt Parzival zur Reue. Erwacht aus der Selbstsucht erscheint ihm sein Leben in einem ganz anderen Lichte. Sein liebloses Fortgehn verschuldete seiner Mutter Tod, sein kindlicher Unverstand brachte Jeschute ins Elend, seine Rauflust und Habgier veranlaßten Ithers Tod, sein teilnahmloses Schweigen verlängerte Anfortas' Qual, sein eitler Heldenruhm vergrößerte seine Hoffahrt und Selbstgerechtigkeit, sein Haß gegen Gott verfinsterte sein Gemüt und führte ihn in die Irre. Parzival sieht ein, 1) daß er sich im ritterlichen Hochmut, im stolzen Pochen auf seine hervorragende Lebensstellung über die Gesetze der Sittlichkeit bislang erhaben gewähnt, 2) daß der Mannesmut und die Thatkraft nicht nur zum Kampf gegen äußere Feinde, zur Mehrung des Ruhmes, sondern vor allem zur Besiegung der eigenen Leidenschaften und Untugenden angewendet werden müssen, 3) daß das Leben nicht in erster Linie zum Vergnügen, sondern zum Rechthandeln da ist. Die Wendung zu Gott erfolgt bei Parzival daher nicht durch äußere Werke, noch durch Absolution des Priesters, sondern durch eine Änderung der Gesinnung, eine innere Seelenreinigung.

Leiste, was ich dir gesagt, und halte fest dran unverzagt!"
Von einander schieden sie; ihr mögt euch selber denken wie.

19. Gawan im Wunderschloß. Parzival forscht wieder unermüdlich nach dem Gral. Unterwegs entflieht er der Versuchung, im Wunderschloß den Gefahren nichtiger Liebeständelei, insbesondere den Nachstellungen der Orgeluse zu erliegen. Gawan hingegen wird zum willenlosen Sklaven dieser stolzen und spottsüchtigen Frau und versucht ihre Gunst durch allerlei tolle Abenteuer zu gewinnen. Unter anderm dringt er in Klinschors Wunderschloß ein, um die gefangenen Frauen zu befreien. Dort hat er mancherlei furchtbare Kämpfe zu bestehn, besonders mit dem Wunderbette, das auf Rädern in einem Zimmer mit eisglattem Boden wie toll herumfährt. Er springt hinein und wird nun unter Donnergetöse schnell wie der Blitz im Zimmer hin und her gefahren. Aber er überwindet diesen und andere Zauber, erlöst die Gefangenen und erhält als Lohn die Hand der Orgeluse. Ohne sich gegenseitig zu kennen, kämpfen Parzival und Gawan miteinander, doch besiegt ersterer den lebenslustigen Weltritter. Auch mit seinem Halbbruder Feirefiß besteht Parzival einen Kampf, versöhnt sich aber mit ihm, da er ihn als seinen Verwandten erkennt. (V. **503–754** 28.)

20. Parzival wird Gralkönig. Mit Freuden und Ehren werden beide Brüder an Artus' Hofe empfangen. Und als sie

---

In Gawan ist das weltliche Rittertum mit all seinem Glanz aber auch mit all seiner Nichtigkeit gezeichnet. Der Weltritter vermag wohl ein unheiliges Zauberreich zu überwinden, nimmermehr aber den Graltempel aufzufinden. Gawan, der die ungeheuerlichsten Abenteuer besteht, ist gegen „Frau Minne" ein hülfloses Kind. Dies Weltbild giebt Zeugnis, wie sehr das Rittertum des tieferen geistigen Inhaltes, den Wolfram durch den Graldienst hineinlegte, bedurfte. — Orgeluse ist die gefallsüchtige, herzlose Frau, welche im Dienste der Minne ebensoviele Herzen bricht wie Gawan Lanzen. Sie und ihres Gleichen sind der häßlichste Auswuchs des Minnesportes. Orgeluse erscheint als Gegenpol von Sigune; zwischen der Gefühlssphäre beider liegt die ganze lange Skala der Minne-Empfindung ausgebreitet.

6. Das neue Leben. Parzival bethätigt die gewonnene Einsicht auf seiner neuen Ausfahrt in die Welt. Durch Meidung des Wunderschlosses und

wiederum mit den Helden und Frauen allen beim Festmahle sitzen, erschallt die Kunde, daß eine dicht verschleierte Jungfrau, welche goldene Turteltauben — das Wappenzeichen des Grals — auf dem Mantel trägt, gekommen sei: es ist Kundrie, la sorcière. Weinend fällt sie Parzival zu Füßen und fleht um Verzeihung, daß sie ihn einst so hart gescholten habe. Willig verzeiht ihr der Held.

Zu Parzival dann sprach sie so: „Nun sei in Demut herzlich froh,
Wohl dir, dir ward ein hohes Teil, du Krone alles Menschenheils:
Des Grales Inschrift ist gelesen:
Du bist zum Herrn des Grals erlesen!
Den König Anfortas erlöst die Frage deines Munds und flößt
Ihm Freud' ins Herz, dem Jammerreichen: Wer mag an Seligkeit dir gleichen!

Weinend vor Freude hört Parzival die Botschaft. Er eilt mit Feirefiß, von Kundrie geführt, zum Gral, fällt nieder vor Gott und erfleht im brünstigen Gebete Heilung für den kranken König. Dann fragt er mit starker Stimme: Oheim, was fehlet dir? Und Christus, der Lazarus aus dem Grabe rief, heißt auch Anfortas verjüngt und verschönt von seinem Schmerzenslager auferstehn. Von seinem Leib geht ein Glorienschein aus und segnend legt er die Krone des Grals in Parzivals Hände. (B. **778** 13—**796** 25.)

21. Das Wiedersehn mit Kondwiramur. Die treue Gattin, welche von den hohen Ehren ihres Gemahls hört, zieht ihm mit ihren Zwillingssöhnen Lohengrin und Kardeiß, die sie

---

Verschmähung der ihn mit Liebe umgarnenden Orgeluse entgeht er siegreich der Versuchung, welcher Anfortas einst zum Opfer fiel. Durch die Überwindung des Gawan und des Feirefiß wird er in seiner Ritterehre wieder hergestellt. Allegorisch deuten diese Kämpfe an, daß Parzival den „alten Adam“ in sich überwunden hat. Durch Berufung zum Gralkönigtum erhält er die höchste geistige Weihe. Wer ein hohes geistiges Amt im rechten Sinne zu verwalten vermag, der ist auch zu irdischer Arbeit geschickt, der ist auch weltlich untadelhaft (Matth. 6, 33). Jetzt, da er durch eigenes Leiden für Mitleid empfänglich geworden, jetzt, da er sich von den Banden der Unwissenheit, Leidenschaft, Selbstsucht befreit hat, vermag er andere zu erlösen. Lebenserfahrung, Belehrung, Leid und

kurz nach Parzivals Abschied geboren, entgegen. An derselben Stelle, wo einst die drei Blutstropfen Parzivals Sinne gefangen nahmen, findet er in der Morgendämmerung das Zelt seiner Gattin und tritt von seliger Wonne bewegt hinein:

— — — — — Da mußte siegen
Die Freude über alles Weh. — So in der Betten weißem Schnee
Sah er drei rosige Gesichte verkläret in des Morgens Lichte
Nun vor sich ruhen, lächelnd mild, wie hier er einst gemalt entzückt
Von dreien Tropfen Bluts das Bild Kondwiramurs im Schnee erblickt.

Er weckt sie sanft und jubelnd geben beide der Freude des Wiedersehens sich hin.

Sie sprach: „Dank sei des Himmels Gnad' die endlich dich gesendet hat!
O du Herzensfreude mein, sollst mir froh willkommen sein!
Nun sollt' ich zürnen, kann nicht, ach! Heil sei der Stunde, sei dem Tag,
Die mir brachten diesen Kuß, davon mein Trauern schwinden muß,
Nun hab' ich, was mein Herz begehrt und jede Sorge von mir wehrt.
Die süßen Kindlein schlugen drauf erwachend auch die Augen auf.
Nackt, wie sie in den Kissen lagen, hob mit erhöhtem Herzensschlagen
Zu sich empor sie Parzival und küßte ein= ums andremal
Kardeiß und Loherangrin, beide, liebreich mit reinster Vaterfreude.

---

geistiger Kampf haben ihm 1) die Vertiefung gebracht, welche zur Erkenntnis der Heilswahrheiten, der Weltverhältnisse und des wahren Glückes unerläßlich ist; haben ihn 2) dem Entwicklungsproceß unterworfen, der durch Zweifel, Irrtum, Schuld, Reue und Buße hindurchgehend den natürlich-einfältigen, willkürlich handelnden Menschen in einen sittlich-wissenden, rechtlich-wollenden umwandelt. Sein Weg ging von kindlicher Thorheit zu gottkindlicher Einfalt, von wilder Kraftbethätigung zu sittlicher Willensäußerung, vom Übermut zur Demut, von buchstäblichem Gottesglauben zu lebendiger Gotteserfassung. Und da der Beruf eines Gralkönigs ihm die Pflege des Heiligsten und die Liebesthat an Leidenden und Bedrängten zur Lebensaufgabe macht, ist ihm die Möglichkeit gegeben, die höchste sittliche Vollkommenheit zu erreichen. „Wer mag an Seligkeit (saelde) dir gleichen?" fragt Kundrie. Die Faktoren dieser höchsten irdischen Glückseligkeit aber sind: ein reines, inniges Familienleben, ein ideales Arbeitsfeld, ein selbsterkämpfter und daher unerschütterlicher Gottesglaube. Parzival erreicht durch Ausgleich der zwei Seelen in seiner Brust den höchsten Grad vielseitiger und harmonischer Entwicklung, der im Rahmen mittelalterlichen Kulturlebens möglich war.

Dem jüngeren Sohne Kardeiß übergiebt Parzival seine weltlichen Reiche, Lohengrin soll ihm als König des Grals nachfolgen. Nachdem Parzival den wackeren Trevrezent begrüßt hat, geht er mit den Seinen zu Sigunens Klause, die er verschlossen findet.

Sie brachen drauf die Pforte ein; da lag Sigune auf dem Stein
Des Sarges betend hingegossen, gefaltet noch sind ihre Hände
Jedoch ihr Auge ist geschlossen, der Thränen Quell versiegt. Ein Ende
Hat ihre Klag' und lange Not; die treue Maid Sigun ist tot.
Vom Grab Schionatulanders ließ abnehmen Parzival den Stein:
Und sieh, schön wie im Leben ließ, einbalsamiert mit Spezerein,
Ganz unverwest des Toten Leib sich sehn. Sie, treu ihm wie sein Weib,
Die ihm mit jungfräulichem Lieben durch ihre ganze Lebenszeit
Bis in den Tod selbst hold geblieben, der sie erlöste von dem Leid —
Sie ließ nun Parzival, der Degen, ins Grab zu dem Verlobten legen.
So fanden nun ein Ruhebette die Liebenden in Grabesstätte.

22. Feirefiß' Taufe und Vermählung. Der Heide Feirefiß wird herzlich von den Verwandten Parzivals als einer der ihrigen begrüßt. Als aber dem Knäblein Lohengrin gesagt wird, auch er solle seinen Oheim küssen, da „wendet mit Schreck er von dem bunten Mann sich hinweg, daß herzlich lachen mußt' der Heide." Aus inniger Liebe zu der holdseligen Repanse de Schoie läßt Feirefiß sich taufen. Während der Priester ihn mit dem Taufwasser besprengt, spricht er:

„Das Wasser nimmt euch durch die Kraft der Trinität die Heidenschaft.
Vom Wasser kommt der Bäume Saft; befruchtend giebt das Wasser Kraft
Aller Kreatur der Welt; vom Wasser wird das Aug' erhellt;
Wasser giebt mancher Seele Schein, daß kein Engel lichter möge sein."

Die Trägerin des Grals vermählt sich mit Feirefiß und folgt ihm nach Indien, wo beide das Christentum verbreiten. Repanse schenkt einem Sohn das Leben, der später der Priester

Johannes genannt ward. — Eine neue Schrift am Gral gebietet, daß kein Gralsritter, der in ein fremdes Land zieht, eine Frage nach seinem Namen und Geschlecht gestatten solle. Wird die Frage doch gethan, so muß der Ritter sofort zum Gral zurückkehren. Weil die Frage der Teilnahme nach Anfortas' Leiden so lange ausblieb, darf die Frage der Neugier nicht gestellt werden. (V. **800** 15 — **822** 30.)

23. Lohengrin. Als die schöne Fürstin von Brabant von Feinden hart bedrängt wird, eilt Lohengrin in einem vom Schwan gezogenen Nachen nach Antwerpen und befreit die Fürstin. Er gewinnt ihre Liebe und ihre Hand, warnt sie aber, ihn je nach Namen und Herkunft zu fragen, denn dann müsse sie ihn verlieren. Lange Zeit leben beide in ungetrübtem Glück bis die Fürstin die verhängnisvolle Frage thut. Da kommt der Schwan mit dem Nachen wieder und entreißt der Jammersreichen für immer den geliebten Mann. (V. **824**—**826** 24.)

Die sich auf Parzival beziehenden Schlußworte des Epos lauten:

Wes Leben so sich endet, daß Gott nicht wird entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld und der zugleich doch auch die Huld
Der Welt mit Würdigkeit erstrebt, der hat vergebens nicht gelebt.[1]
— — — — Daß ich dies Werk zum Schluß gebracht,
Geschah das einer Frau zu Ehren, die soll mir süßen Dank gewähren.

Literatur: K. Lachmann, Wolfram von Eschenbach herausgegeben; 1891. — K. Bartsch, Wolfr. v. Esch. Parzival und Titurel; 1877. — Übersetzungen des Parzival von San Marte, 1841; von Simrock, 1876; von Bötticher, 1885. — San Marte, Parzivalstudien, 1862. — K. Domanig, Parzivalstudien, 1878–80. — G. Gietmann, Ein Gralbuch, 1889.

---

[1] Der Grundgedanke des Parzival stimmt mit dem des Goetheschen Faust überein: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen" (Faust II).

7. Titurel

um 1210.

von **Wolfram von Eschenbach.**

Inhaltserzählung und Proben nach Simrocks Übersetzung.

> Das Wort Minne ist ein Kronedelstein der deutschen Sprache. Aus einer Wurzel entsprossen, welche geistige Thätigkeit bezeichnet, drückt es das Denken an das Geliebte aus. Das Wort bezeugt hiermit das Reine und Geistige der deutschen Liebe, die vor allem in der Seele ruht.
>
> Karl Weinhold.

Der alte Gralkönig Titurel übergiebt die Pflege des Grals seinem Sohn Frimutel, von dessen fünf Kindern Anfortas und Trevrezent sich schon Waffenruhm erwarben. Seine Töchter heißen Schoisiane, Herzeleide und Repanse de Schoie. Schoisiane vermählt sich mit dem Herzog Kiot von Katelangen (Katalonien), stirbt aber bei der Geburt Sigunens. Diese wird zusammen mit Schionatulander, dem Enkel des Gurnemanz, von Herzeleide und Gachmuret erzogen. Die „Minnenot" ergreift beide Kinder und ein reizendes Gespräch über die Minne entspinnt sich zwischen ihnen.

1. Der stolze Gachmuret erzog sie mit einander. 47
In seiner Kemenate war der junge Schionatulander
Nur zu schwachem Sinne noch gediehen,
Er konnte doch der Herzensnot von Sigunens Minne nicht entfliehen.

2. O wehe! sie sind noch zu jung zu solchen Ängsten. 48
Wo die Jugend von der Minne ergriffen wird, da währt sie am längsten.
Das Alter mag der Minne leicht entsagen;
Gewohnheit von Jugend auf verleiht ihr Kraft, wer mag sich der entschlagen.

3. Weh, Minne, was verschont nicht deine Kraft die Kinder! 49
Einer, der nicht Augen hat würde dich doch spüren, ein Blinder.
Zu vielfach, Minne, bist du stets gewesen;
Alle Dichter schrieben deine Art nicht aus noch dein Wesen.

4. Auch den Mönch im Kloster überwindet Minne, 50
Sie zwingt den Einsiedler selbst zu gehorsamem Sinne,
Keine Regel hält sie dann im Zaume;
Sie zwingt die Ritter unterm Helm: ihr genüget an dem engsten Raume.

5. Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Weite; 51
Minne hat auf Erden Haus; in den Himmel giebt sie gut Geleite.
Überall ist Minne, nur nicht in der Hölle.
Die Kraft der stärksten Minn' erlahmt, wird Wankelmut und Zweifel ihr Geselle.

6. Ohne Wank und Zweifel sah man die beiden, 52
Schionatulander und Sigunen, in der Liebe Leiden;
Große Wonne mischte sich darunter.
Von ihrer kindlichen Liebe hört ihr noch lange viel Wunders aus meinem Munde.

7. Der süße Schionatulander entbrannte, 57
Als seiner Gespielin Huld sein leidend Herz übermannte.
Da sprach er: „Sigune, hülfereiche,
Hilf, süße Magd, daß deine Hand mir aus diesen Sorgen Hülfe reiche.

8. Duchesse von Katelangen, laß mich des genießen; 58
Man sagt, du seist der Art entstammt, die nimmer verdrießen
Es mochte mit Minnelohn ihm Hülfe zu gewähren,
Der Minnenot durch sie empfing: die Sitte solltest du an mir bewähren."

9. „Doux ami, nun sprich, süßer Freund, was du meinest. 59
Laß hören, ob du solche Gesinnung gegen mich nur bescheinest,
Daß ich Gehör der Klage muß erteilen:
Bist du des Schadens nicht gewiß, so solltest du dich nicht übereilen."

10. „Gnade soll man suchen, da, wo sie wohnet: 60
Herrin, ich suche Gnade: nun sieh, daß deine Güte mir lohnet.

Freundschaft halten ziemt verständigen Kindern;
Aber wo sich Gnade nie gezeigt, da kann sie Schmerz nicht lindern."

11. Sie sprach: „Du sollst um Linderung deinen Schmerz da künden, 61
Wo man dir besser helfen mag als ich, du möchtest sonst dich versündigen,
Wenn du begehrst, daß ich den Schmerz dir heile.
Denn ich bin eine Waise, Land und Leuten fern, ach, manche Meile!"

12. „Ich weiß wohl, daß dir Leut' und Land gehorchen, ihrer Fraue; 62
Das begehr ich alles nicht: nur daß dein Herz durch deine Augen schaue,
So daß es meinen Kummer sieht und richtet.
O, hilf mir schnell, bevor noch deine Minne mein Herz und alle Freud' vernichtet."

13. „Wer solche Minne hat, daß er durch Minne gefährde 63
So lieben Freund wie du mir bist, mir der liebste Freund auf der Erde,
Solch gefährlich Ding ist mir nicht Minne.
Gott weiß wohl, ich wußte nie von der Minne Verlust noch Gewinne.

14. Minne, ist das ein Er? Kannst du Minne beschreiben? 64
Ist es eine Sie? Und kommt mir Minne, wo soll ich mit ihr bleiben?
Darf ich sie verwahren bei den Docken (Puppen)?
Fliegt sie uns auf die Hand oder ist sie wild? Ich weiß sie wohl zu locken."[1]

15. „Herrin, ich hörte sagen von Frauen und von Mannen, 65
Minne kann auf alt und jung den Bogen so meisterlich spannen,
Daß sie mit Gedanken tötlich schießet:
Sie trifft ohne Fehlen, was da läuft, kriecht, fliegt oder fließet.

---

[1] Obiges fragt Sigune ihren jungen Freund. Darf ich sie bei den Puppen aufbewahren, wenn Minne zu mir kommt? Ist Minne wie ein Falke, der mir zahm auf die Hand fliegt? Wie ich die Falken zu locken weiß, werde ich auch die Minne zu locken verstehen.

16. Ich kannte, süße Maid, bisher Minne nur aus Mären: 66
In Gedanken wohnt die Minne, nun erfahr' an mir selbst ich ihr Quälen;
Dazu treibt sie wandellose Liebe.
Minne stiehlt mir Freude aus dem Herzen gleich einem Diebe."

17. „Schionatulander, mich quält der Gedanke 67
Falls du mir aus den Augen kommst, daß all mein' Freud' erkranke,
Bis heimlich wieder dich mein Aug' gesehn.
Drum traur' ich in der Woche nicht einmal, zu oft ist mir's geschehn."

18. „So brauchst du, süße Maid, nicht zu fragen über Minne, 68
Du erfährst wohl ohne Fragen von der Minne Verlust und Gewinne.
Sieh, wie die Minne Freude kehrt in Schmerzen;
Thu' der Minn' ihr Recht, daß uns die Minne nicht ersterbe in den Herzen."

19. Sie sprach: „Kann die Minne die Herzen so beschleichen, 69
Daß ihr nicht Mann, nicht Weib noch Magd mit Behendigkeit mög' entweichen:
Weiß denn jemand, was die Minne rächen
Will an Leuten, die ihr nie geschadet, ihre Freuden so zu brechen?"

20. „Ja, sie ist gewaltig der Jungen wie der Greisen: 70
Kein Meister lebt auf Erden, der ihre Wunder alle möge preisen.
Laß uns um ihre Hülfe beide werben
Mit wandelloser Freundschaft; so kann mit Wank uns Minne nicht verderben."

21. „O weh, könnte Minne doch andere Hülf' erzeigen, 71
Als daß ich meinen freien Leib in dein Gebot dir gäbe zu eigen!
Deine Jugend war zu Dienst mir nie beflissen:
Du mußt mich unter Schildesdach erst verdienen,[1] das sollst du wissen!"

22. „Herrin, wenn ich erstarke, die Waffen zu führen, 72
In süßer, saurer Arbeit will ich heut und immer mich rühren,
Daß mein Dienst nach deiner Hülfe ringe;
Deine Hülfe thut mir Not: hilf denn, daß es an dir mir gelinge."

[1] Sigune verlangt von Schionatulander, daß er sich ihre Hand erst durch eine That ritterlicher Tapferkeit, d. i. unterm „Schildesdach" verdiene.

Da Gachmuret in den Krieg gegen die Heiden[1] zieht, muß Schionatulander ihn als Knappe begleiten.

23. Der junge Fürst nahm Abschied von der Maid im Stillen; 76
Er sprach: „Möcht' ich's noch erleben, daß mich die Freuden der Minne erfüllen,
Und daß sie nicht den Tod mich läßt erleiden.
Wünsche Glück mir, süße Maid: ich muß von dir hinaus zu den Heiden."

24. „Ich bin dir hold, getreuer Freund: nun sprich, ist das Minne?
So soll sich immer mir erneu'n der Wunsch nach dem Gewinne,
Der uns beiden hohe Freud erwerbe:
Eh' brennen alle Wasser, als daß die Minne meinerseits verderbe."

25. Viel Lieb blieb allda, viel Lieb schied von dannen. 78
Nie hört' ich sagen von Maiden, Fraun noch mannlichen Mannen,
Die sich herzlicher mochten minnen:
Das ward an Sigunen bei der Linden Parzival wohl innen.

Auf der Kriegsfahrt wird Schionatulander so heftig von Herzweh ergriffen, daß Gachmuret seinen Kummer bemerkt und ihn darüber zur Rede stellt. Nachdem Schionatulander dem teilnehmenden Pflegevater sein Herz ausgeschüttet, verspricht dieser ihm Beistand und Fürsprache in seiner Werbung um Sigune. Diese gesteht während dessen Herzeleide ihre Liebe zu Schionatulander und verbringt ihre Tage in schmerzlicher Sehnsucht. Sie klagt:

26. „Nach dem lieben Freunde ist all mein Schauen 117
Aus den Fenstern auf die Straße, über Heid' und nach den lichten Auen
Verloren: ich erspäh ihn allzuselten.
Drum müssen meine Augen des Freundes Minne weinend schwer entgelten.

27. So geh ich von dem Fenster hinauf an die Zinnen 118
Und schaue ostwärts, westwärts, ob ich sein nicht Kunde mag gewinnen,
Der schon lange hat mein ganzes Herz bezwungen;
Man mag mich zu den alten Liebenden zählen, nicht zu den jungen.

[1] Heiden = Muhamedaner.

28. Wenn so ich wie auf wilder Flut gehoben gleite, 119
So spähen meine Blicke wohl über dreißig Meilen in die Weite,
Ob ich solche Kunde möchte finden,
Die des Leids um meinen jungen klaren Freund mich könnt' entbinden.

29. Wo blieb meine Freude? warum ist geschieden 120
Aus meinem Herzen hoher Mut? Ach und Weh vertrieb unsern Frieden.
Ich wollt' es gern alleine für ihn leiden;
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir Verlangen zieht, muß er gleich mich meiden."

Nach Schionatulanders Rückkehr gehen die beiden Liebenden in einen Wald, wo ein Jagdhund (Bracken), der ein kostbar verziertes Leitseil trägt, ihren Pfad kreuzt. Des Schmuckes halber fängt ihn Schionatulander und bringt ihn Sigune. Auf dem zwölf Klafter langen Brackenseil ist mit Perlen und Edelsteinen eine Liebesgeschichte eingestickt, die Sigune eifrig zu entziffern beginnt — da entläuft ihr der Hund. Auf die Wiedererlangung des Brackenseiles durch Schionatulander setzt sie als Preis ihre Hand. Dieser verfolgt den Hund und verspricht, nicht zu rasten, bis er das Brackenseil wiedererworben hat.— Hiermit bricht Wolframs Titurel ab. Aus dem Parzival und aus dem jüngeren Titurel des Albrecht von Scharffenberg ist der Fortgang des Abenteuers ersichtlich. Der Hund wird von dem Herzog Orilus eingefangen, der sich den schönen Bracken sofort aneignet. Schionatulander fordert Orilus zum Zweikampf um das Brackenseil. Nach verzweifelter Gegenwehr erliegt der jugendliche Schionatulander dem starken Orilus. Die gramgebeugte Sigune nimmt das Haupt des toten Geliebten in den Schoß und weint unter den Zweigen einer Linde fünf Jahre lang um seinen Tod. Die Gralbotin Kundrie versorgt sie mit Speise und Trank. Endlich baut sie eine Klause und lebt darin am Sarge des Geliebten als Büßerin bis an ihren Tod. (Siehe „Parzival" No. 4, 11, 21.)

Literatur: Ausgaben vom Titurel von Lachmann, 1891, von Bartsch, 1877. Übersetzungen von San Marte, 1858; von Simrock, 1876. — E. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

8. Tristan und Isolde [um 1212]

von **Gottfried von Straßburg.**

Inhaltserzählung nebst Proben aus Wilhelm Hertz' Übersetzung.

Kennst du das alte Lied?
Es klingt so süß, es klingt so trüb.
Sie mußten beide sterben
Sie hatten sich viel zu lieb.
Heinrich Heine.

Die Eingangsworte.

Ich hab' ein Werk mir auserseh'n, der Welt zu Liebe soll's geschehn
Und edlen Herzen zum Behagen, den Herzen, die wie meines schlagen;
Der Welt, wie sie ins Herz mir scheint. Hier ist nicht alle Welt gemeint,
Nicht die, von der ich höre sagen, daß sie den Schmerz nicht könne tragen
Und nur in Freuden wolle schweben: die lass' auch Gott mit Freuden leben!
Nein, dieser Welt und ihrem Drang hat meine Rede fremden Klang;
Ihr Weg und meiner scheiden sich: zu einer andern wend' ich mich,
Die willig trägt in einem Herzen die süße Qual, die lieben Schmerzen,
Die Herzenslust und Sehnensnot, liebes Leben, leiden Tod,
Lieben Tod und leides Leben; dem Leben will ich meins ergeben,
Der Welt mich als ein Weltkind weihn, mit ihr verderben und gedeihn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich weiß es sicher wie den Tod und hab's erkannt in eigner Not:
Wer minnt mit edlem Sinne, liebt Mären von der Minne.
Drum wer nach solchen trägt Begier, der hat nicht weiter als zu mir.
Ich künd' ihm süße Schmerzen von zweien edlen Herzen,
Die Liebe trugen echt und wahr, ein sehnend junges Menschenpaar,
Ein Mann, ein Weib, ein Weib, ein Mann, Tristan Isold, Isold Tristan.
Treu wie ich las die Kunde von ihrem Liebesbunde

So leg ich sie mit willigem Sinn allen edlen Herzen hin,
Daß sie durch Kurzweil dran genesen; das ist sehr gut für sie zu lesen.
Gut? fraget ihr. Ja, innig gut, macht lieb die Liebe, rein den Mut,
Stählt die Treue, ziert das Leben, wohl kann's dem Leben Zierden geben.
Lieb' ist selig allezeit, ein Ringen so voll Seligkeit,
Daß ohne ihre Lehre nicht Tugend ist noch Ehre.
Wie litte nicht ein edler Mut ein Weh für tausendfaches Gut.
Für große Freude kleinen Gram? Wem niemals Leid von Liebe kam,
Dem kam auch Lust von Liebe nie: Lust und Leid, wann ließen die
Im Lieben je sich scheiden? Man muß mit diesen beiden
Lob und Ehre sich erwerben oder ohne sie verderben.

1. Die Eltern Tristans: Riwalin,[1] Fürst im Parmenierlande (in der Bretagne), begiebt sich an den Hof des Königs Marke[2] von Kornwall und lernt dort dessen Schwester, die schöne Blancheflur,[3] kennen, die er nach kurzem Liebeswerben heimlich in sein Heimatland entführt. Dort vermählt er sich mit ihr, findet jedoch nicht lange darauf in einer Schlacht den Tod. Vor Schrecken über diese Trauerbotschaft, die mit der Geburt eines Sohnes zusammentrifft, stirbt die Königin. (Im Original V. 243–1788.)

2. Tristans Kinderjahre: Riwalins Marschall, Rual[4] und dessen Frau Florete,[5] erziehen das Knäblein wie ihren eigenen Sohn und geben ihm im Hinblick auf die trüben Umstände, die seinen Eintritt ins Leben begleiteten, den Namen Tristan.[6] Nicht für die Einsamkeit wird er erzogen, sondern für die Welt, für den Glanz und den Hochgenuß des Lebens. Von weisen Meistern lernt er fremde Sprachen und Saitenspiel, Waffenkunst und Waidwerk. Er ist ein Wunderkind, schön, klug, geschickt, der Liebling seiner Pflegeeltern und seiner Gespielen. Einst landen fremde Kaufherren in Parmenien und bieten schöne Falken, Waffen und Kleinodien feil. Auch Tristan geht zum Schiffe um einzukaufen und erregt durch seine Schönheit das Erstaunen der fremden Seefahrer, so daß diese beschließen, ihn zu

[1] Riwalin vielleicht abzuleiten von vellaunus = Held und rix = König. [2] Marke ist ein keltisch-germ. Wort, das Pferd bedeutet; gallisch marka. [3] Blancheflur, altfr. blanche flour = Weißblume, Lilie. [4] Rual li foitenant = der Treue Haltende. [5] Florete, lat. florare = blühen, die Blühende. [6] Tristan, von kelt. trystio = schallen, donnern, der Schallende, Donnernde; oder von triste = traurig, der Traurige.

rauben und als Sklaven zu verkaufen. Tristan wird trotz Bitten und Jammern auf das hohe Meer entführt. Da aber ein schrecklicher Sturm losbricht und die Räuber darin ein Strafgericht Gottes sehen, setzen sie den Knaben an der Küste von Kornwall aus. (V. 1790–2756.)

3. Tristan bei König Marke: Dort wird er von Jägern des Königs Marke gefunden und an den Hof von Tintajol[1] geführt:

Entgegen lief dem Kinde das junge Hofgesinde,
Und zierlich führten sie den Jungen zum König Arm in Arm verschlungen.
Auch konnt' er selber zierlich gehn und war so reizend anzusehn
Wie es die Minne nur gebot: sein Mund, der war recht rosenrot,
Licht seine Haut, die Augen klar, glänzend braun sein glattes Haar,
Geringelt an dem Ende; seine Arm' und Hände
Die waren wohlgestalt und blank, sein Leib im rechten Maße schlank,
Füß' und Beine schön gebaut, wie man sie schöner nie geschaut.

Sein vielseitiges Wissen, seine Meisterschaft auf der Harfe, sein herrlicher Gesang und vor allem der Zauber seiner Persönlichkeit gewinnen ihm des Königs Herz, so daß dieser ihn für immer an seinem Hofe weilen heißt. Der treue Rual ist unterdessen von Land zu Land gewandert, um den geraubten Pflegesohn zu suchen. Endlich findet er ihn an Markes Hof. Nach der freudigen Begrüßung enthüllt er Tristan das Geheimnis seiner königlichen Abkunft, tiefbewegt heißt Marke ihn als seinen Neffen willkommen und erklärt ihn, da er selbst kinderlos ist, zum Erben seiner Krone. (V. 2757–4544.)

4. Tristans Schwertleite: Unter großen Festlichkeiten wird Tristans Schwertleite begangen. Umgeben von dreißig Schwertgenossen kommt Tristan im Festgewande, die höchsten Ritterehren zu empfangen.

So prächtig ausgerüstet war Tristan mit seiner jungen Schar
Zum Münster, wie es Brauch, gekommen, und als das Hochamt er vernommen,
Den Segen drauf empfangen, da kam sein Ohm gegangen
Und schnallt' ihm Schwert und Sporen an. „Sieh', Neffe," sprach der edle Mann,

[1] Tintajol ist das alte Tindagium, heute Tindagel Castle, an der Westküste von Kornwall. Es ist König Artus Geburtsort.

„Da nun dein Schwert gesegnet ist und Ritter du geworden bist,
So denk', was man am Ritter preist, denk' an dich selber, wer du seist!
Hab vor Augen unverwandt deines Hauses hohen Stand!
Doch bleib von Hochmut unbetrogen, sei wahrhaft und sei wohlgezogen!
Zeig dich dem Armen immer gut, dem Reichen zeige stolzen Mut!
Laß dich voll Huld und Hoheit schauen! Ehr' und minne alle Frauen!
Sieh zu, daß täglich sich erneue deine Milde, deine Treue!
Denn glaub, mein Wort verpfänd' ich dir: Nicht Gold noch Zobel bringt die Zier
Dem Speere und dem Schilde, die Treue bringt und Milde." —
Er bot den Schild ihm dar zum Schluß und sprach mit väterlichem Kuß:
„Zieh hin und gebe Gottes Kraft dir Heil zu deiner Ritterschaft!
Sei immer hohen Sinns und froh!" — Dann schmückte Tristan ebenso,
Wie Marke hier mit ihm begann, auch die Gesellen Mann für Mann
Mit Schwert und Sporn und Schilde; Demut, Treue, Milde
Schärft' er auch ihnen insgemein mit schönen weisen Lehren ein.
Dann eilten in der neuen Zier die jungen Ritter zum Turnier.
Da wurde sicher brav gestritten: doch wie sie aufeinander ritten,
Wie sie mit Speeren stachen, wieviel sie Schäfte brachen,
Das laßt euch von den Knappen sagen: die halfen es zusammentragen.[1]

(V. 4545–5058.)

5. **Tristans und Morolds Zweikampf:** Schon seit langer Zeit hat Kornwall alljährlich einen drückenden Zins an Irland zu bezahlen: dreißig edle Jünglinge sollen gerade wieder in die Knechtschaft hinüber geführt werden, da beschließt Tristan, dieser Schmach ein Ende zu machen. Er fordert Morold, den Abgesandten und Bruder des Irenkönigs, zum Zweikampf, der das Geschick des Landes entscheiden soll. Tristan besiegt seinen Gegner, erhält aber eine furchtbare Wunde von Morolds vergiftetem Schwerte. Sterbend ruft Morold ihm zu: „Keines Arztes Kunst errettet dich aus dieser Not, nur meine Schwester Isolde, die Königin von Irland, vermag dich zu heilen."

(V. 5871–7234.)

6. **Tristan bei der Königin Isolde:** Als Harfenspieler verkleidet fährt Tristan — der sich nunmehr Tantris nennt — nach Irland und weiß durch List zu erreichen, daß er in die Pflege der

[1] Was für Wolfram und andere Ritter-Dichter eine Hauptsache war — die bis ins kleinste gehende Beschreibung der Turniere — behandelt Gottfried nicht ohne Ironie als etwas Nebensächliches: „Schildesamt war nicht sein Beruf."

heilkundigen alten Königin Isolde kommt. Als Gegengabe unterrichtet er die junge Königstochter Isolde[1] in Sprachen und Saitenspiel. Beide fühlen eine innige Zuneigung zu einander, ohne sich dieselbe zu gestehn. Geheilt von seinem Leiden eilt Tristan nach Kornwall zurück und schildert seinem Oheim Marke die Schönheit der jungen Isolde in den glühendsten Farben.

„Die Maid Isot!“ so rief der Held, „was Schönheit heißt in aller Welt
Ist gegen sie nur eitel Wind. So lieblich ist das lichte Kind
Von Leib und von Gebärden, daß nie ein Kind auf Erden
So wonnig und so auserkoren je war, noch jemals wird geboren.
Die lichte lautere Isold ist lauter wie arabisch Gold.
Was ich zum Ruhme Helenas leichtgläubig in den Büchern las,
Daß sie die Schönheit aller Fraun ließ in einer Blume schaun,
Von diesem Wahn bin ich gekommen: den hat Isolde mir benommen,
So daß ich fortan nimmer wähne, die Sonne komme von Mycene.
Solch reiner Glanz ertagte nie in Griechenland, er tagt uns hie.
Drum schaue aller Männer Sinn nur nach dem Irenstrande hin;
Dort such' er seiner Augen Wonne und sehe, wie die neue Sonne
Aufgeht nach ihrem Morgenrot, Isot die Junge nach Isot,
Und wie von dort ihr Morgenlicht mit Macht in alle Herzen bricht.
Die Klare, Wonnenreiche erleuchtet alle Reiche.
Was sie da Lob von Frauen sagen, in Sagen durch die Lande tragen
Gilt alles vor Isolde nicht. Wer ihr nur schaut ins Angesicht
Dem wird geläutert Herz und Mut recht wie das Gold in Feuersglut,
Und lieber wird ihm Leib und Leben. Doch wird kein andres Weib daneben
Durch sie verdunkelt und beschämt, wie ihr dergleichen sonst vernehmt:
Nein, ihre Schöne schönet, sie zieret nur und krönet
Fraun und Frauenruhm auf Erden; drum braucht ihr keine gram zu werden.“ **(V. 7235–8304.)**

7. Die Brautwerbung: Obgleich Marke längst über das Jugendalter hinaus ist, so beschließt er doch, um Isolde zu werben und schlägt Tristan als seinen Brautwerber vor, trotzdem er Tristans Liebe zu Isolde ahnen konnte.[2] Tristan unterdrückt sein Gefühl[3] und

[1] Isolde, Isolt, Isôt bei Gottfried; Isalde bei Eilhart; Ysalt bei Chrestien. Die Bedeutung des Namens ist ungewiß. Der keltische Name Essylt heißt = Schauspiel, schöner Anblick. [2] In dieser selbstsüchtigen Verblendung liegt Markes Schuld an der folgenden Tragödie. [3] Durch Unterdrückung seiner leidenschaftlichen Gefühle zu Isolde aus Höflichkeit und Loyalität gegen seinen Onkel, begeht Tristan das erste schwerwiegende Unrecht.

reist in fürstlicher Pracht nach Irland. Er wird von den Königinnen als Tantris erkannt und wegen der Erschlagung Morolds zur Rechenschaft gezogen. Besonders aber haßt ihn die junge Isolde, weil er, der einst ihre Liebe gewonnen, als Werber für einen anderen bei ihr auftritt. Dadurch aber, daß Tristan einen Drachen, der das ganze Land verwüstet, erschlägt, weiß er die alte Königin und ihre Ritter zu versöhnen. Ein Schiff wird ausgerüstet und Tristan ist bereit, die ihm immer noch grollende Isolde nach Kornwall zu führen.

(V. 8354–11370.)

8. Der Minnetrank:

Doch während er und sein Geleit sich fertig machten und bereit,
Braute Frau Isot indes in einem kleinen Glasgefäß
Einen Trank der Minne, den sie mit weisem Sinne,
Mit feiner Wissenschaft erdacht und dann mit Zauberkunst vollbracht:
Es mußten, die ihn tranken, in Herzen und Gedanken
Sich lieben wider Willen in Sehnsucht, nicht zu stillen,
Eins fortan in Glück und Not, eins im Leben und im Tod.

Diesen Minnetrank übergiebt die alte Königin Isolde an *Brangäne*,[1] welche die junge Isolde begleiten wird und bittet sie, den zauberhaften Trank Isolden und ihrem Gemahl Marke am Hochzeitstage einzuschenken, dann würden sie ihr Lebtag in inniger Liebe vereint bleiben. Nach thränenreichem Abschiede ziehen die Reisenden aufs hohe Meer hinaus. Tristan ist unablässig bemüht, die junge Königin zu unterhalten und zu erheitern, so sehr sie ihm auch ihren Abscheu zu bezeigen trachtet. Einst tritt er wieder in ihr Kämmerlein —

Und als er bei der Lichten saß und plauderte bald dies, bald das
Von ihrer beider Dingen, hieß er zu trinken bringen.
Nun war da bei der Königin niemand in der Kammer drin
Als ein'ge kleine Mägdelein; von denen rief eins: „Hier steht Wein,
Ein Glas voll, seht, in diesem Schrank." — Wohl glich dem Weine dieser Trank:
Ach, leider nein, es war kein Wein, es war die ungestillte Pein,
Die endlos heiße Herzensnot, von der einst beide lagen tot.
Doch arglos sprang das Kind empor, zog den verborg'nen Trank hervor

[1] *Brangäne*, kelt. Brangwen = Schönhals.

Und reicht' ihn seinem Meister hin; der bot ihn erst der Königin.
Ungern und nur auf sein Begehr trank sie, und darnach trank auch er,
Und beide wähnten, es sei Wein. Inzwischen trat Brangäne ein;
Die hatte kaum das Glas gesehn, so wußte sie, was hier geschehn.
Da fuhr ihr durch die Glieder der Schrecken lähmend nieder,
Und ihr Gesicht war totenbleich. Mit totem Herzen ging sie gleich,
Nahm das unsel'ge Glas zur Hand und warf es von des Schiffes Rand
Ins Toben der empörten See. „O weh mir Armen!" rief sie, „weh,
Daß ich zur Welt je ward geboren! Wie hab' ich Ehr' und Treu' verloren!
Weh immerdar mir Armen! Das möge Gott erbarmen,
Daß ich zu dieser Reise kam, daß mich der Tod nicht mit sich nahm,
Als ich zu dieser Unglücksfahrt hier mit Isot beschieden ward!
O weh Tristan, o weh Isot, der Trank ist euer beider Tod!" —
Doch als die Jungfrau und der Mann, als nun Isolde und Tristan
Den Trank getrunken, was geschah? Gleich war der Welt Unruhe da,
Minne, die Herzensjägerin, und schlich zu ihren Herzen hin.
Sie ließ, eh' beide sich's versehn, ihr Siegspanier darüber wehn
Und unterwarf sie mit Gewalt. Eins und einig wurden bald,
Die zwei gewesen und entzweit. Nun hatten sie nach langem Streit
In raschem Frieden sich gefunden. Der Haß Isoldens war entschwunden:
Minne, die Versöhnerin, sie hatte ihrer beider Sinn
Von Hasse so gereinigt, in Liebe so vereinigt,
Das eins dem andern hell und klar und lauter wie ein Spiegel war.
Sie hatten nur ein einz'ges Herz: Isoldens Leid war Tristans Schmerz
Und Tristans Schmerz Isoldens Leid. Sie einten sich für alle Zeit.[1]

Die Leidenschaft der Liebenden wächst von Tag zu Tage und als die Küste von Kornwall am Horizont erscheint, erschrecken die Schuldbeladenen vor der nächsten Zukunft. Sie beschließen aber, den geschlossenen Liebesbund aufrecht zu erhalten und durch List und Betrug jeder Gefahr zu trotzen. **(V. 11371–12438.)**

9. Isoldens Vermählung mit Marke: Der ahnungslose Marke bereitet seiner Braut einen festlichen Empfang. Alle Welt ist von Isoldens strahlender Schönheit hingerissen:

[1] Der Zaubertrank bewirkte in der deutschen Sage Untreue, in der keltischen Sage Treue. Um die Leidenschaft der Liebenden zu erklären und ihre Schuld zu verschleiern bediente sich die Sage des Minnetrankes. Der Leser des Mittelalters war geneigt die Macht der Minne für etwas Unüberwindliches zu halten und die Liebenden von Schuld frei zu sprechen. Tiefere Naturen erkannten schon damals das Unsittliche eines solchen Verfahrens.

Da kam manch wonnigliches Heer
Von Rittern und von Frauen um ihre Lust zu schauen,
Die lichte Frau Isolde. Es wurde da die Holde
Entzückt beschaut von groß und klein, und alle stimmten freudig ein:
Isot, Isot la blonde marveil de tout le monde!
Der Erde Wunder ist Isold, Isold in ihrer Locken Gold,
Und wahr ist, was man uns gesagt von dieser süßen, sel'gen Magd:
Sie spendet wie die Sonne den Augen Licht und Wonne,
Und über alle Reiche lebt keine, die ihr gleiche. —

Die Vermählung mit Marke findet sofort statt und Tristan wird von dem arglosen König zum Kämmerer Isoldens ernannt. Der heimliche Liebesbund der beiden bleibt jedoch den Hofleuten nicht lange verborgen; auch zu des Königs Ohren dringen endlich beunruhigende Gerüchte, die Priesterschaft und die Fürsten des Landes fordern laut, daß die angeklagte Königin ihre Schuld gestehe, oder durch ein Gottesgericht ihre Unschuld beweise. **(V. 12439–15537.)**

10. Das Gottesgericht: Die beiden Liebenden sehn mit Schrecken und Bangen dem Tage entgegen, der aller Welt ihre Schuld enthüllen wird. Aber in ihrer Verzweiflung kommt ihnen ein rettender Gedanke. Tristan verkleidet sich als Pilger und tritt wie zufällig der im Bußgewande zum Gericht erscheinenden Isolde entgegen. Da bittet sie, daß der arme Pilger sie zur Gerichtsstätte führen möge. Gern gewährt man ihr diesen billigen Wunsch. Isolde aber strauchelt absichtlich und fällt dem Pilger in die Arme. Am Ziele angelangt, leistet sie mit fester Stimme den Eid, daß sie nie von eines anderen Mannes Armen umfaßt sei als von denen des Königs und jenes armen Pilgers. Unbeschadet trägt sie das glühende Eisen auf der Hand.

Da wurde deutlich wohl und klar, vor aller Augen offenbar,
Daß der viel tugendreiche Christ zu wenden wie ein Ärmel ist.[1]
Er fügt sich gern und schmiegt sich an wie man es nur verlangen kann,
So weich, so handsam und bequem, wie's artig ist und angenehm,

[1] Bei dieser Gelegenheit kann der Dichter es sich nicht versagen über die Einrichtungen der Kirche, besonders der Gottesurteile, zu spotten. Gottesurteile waren damals an der Tagesordnung. Auch die Ketzergerichte begannen zu Gottfrieds Zeit ihre ersten dunklen Schatten zu werfen. Gemeiniglich wurden die Ketzer der Probe des „glühenden Eisens" unterworfen. Man kannte damals schon die Mittel, aus dem Gottesurteil ein Gaukelspiel zu machen.

Ist allen Herzen gleich bereit zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit,
Sei's zum Ernste, sei's zum Spiel, er ist wie man ihn haben will!

Isoldens Unschuld ist vor der Welt bewiesen, das Volk jubelt ihr zu, der König bietet ihr Ehre und reiches Gut und heißt die Lästerzungen schweigen. Markes Wahn dauert jedoch nicht lange; die dämonische Glut der Leidenschaft, welche Tristan und Isolde bindet, verrät sie selber zu sehr, als daß sie dem Könige verborgen bleiben könnte. Von tiefem Weh ergriffen, verbannt der König die Liebenden von seinem Hof, er heißt sie gehn, wohin sie wollen und miteinander leben nach Willen und Begehr. **(V. 15538–16682.)**

11. Die Minnegrotte: Gedemütigt, aber doch im Herzen über ihre Freiheit jubelnd, gehen die Verbannten, nur von ihrem treuen Hunde Hudon begleitet, über Feld und Heide in die Einsamkeit. Vor Jahren hatte Tristan im Waldesdickicht eine Felsenhöhle entdeckt, die in uralten Zeiten einst von Riesen gebaut und nach der Minne Minnegrotte[1] benannt ward. Diese bestimmt Tristan für sich und Isolde zum Aufenthalte. Fern von der menschlichen Gesellschaft, vom Zauber des Naturlebens umweht, genießen beide das glücklichste Liebesleben.

Nun kündet uns die Märe, die Minnegrotte wäre
Weit und rund nach allen Enden, schneeweiß mit hohen, glatten Wänden.
Und in der Höhe fügte sich die weite Wölbung meisterlich,
Und wo der Kuppel Krone war, da sah man schön und wunderbar
Kunstreichen Zierrat schimmern und Edelsteine flimmern.
Der Estrich unten spiegelrein von glattem, grünem Marmelstein.
Es fiel durch kleine Fensterlein das Tageslicht von oben ein.
Waldeinwärts von dem Felsenbau lag eine grüne Wiesenau;
Da floß ein frischer kühler Quell, durchleuchtend klar und sonnenhell.

---

[1] Scherr sagt: „Die Schilderung des Liebeslebens in der Minnegrotte ist die Krone des Gedichtes. Ich wüßte dieser von Innigkeit und Grazie überströmenden Schilderung im ganzen Reiche der Poesie nur etwa die Minnegespräche Schionatulanders in Wolframs Titurel, die Gartenscene in Shakespeares Romeo und Julie, die Gartenscene zwischen Goethes Faust und Gretchen, Alexis und Dora, der Heimgang von Hermann und Dorothea und endlich den 3. Akt von Grillparzers Tragödie des Meeres und der Liebe Wellen an die Seite zu stellen."

Auch diesen hielten überdacht drei Linden, die mit voller Pracht
Die Äste schirmend ausgespannt vor Regen und vor Sonnenbrand.
Bunte Blumen, grünes Gras, wie sich eins am andern maß
Auf dieser lichten Stätte! Sie glänzten um die Wette
Einander an in holdem Streit. Auch fand man da zu seiner Zeit
Der Sommervögel süß Getön, und dies Getöne war so schön
Und schöner dort als irgendwo. Aug' und Ohren hatten so
Weid' und Wonne beide: die Augen ihre Weide,
Die Ohren ihre Wonne. Der Schatten und die Sonne,
Die Lüfte und die Winde, die waren sanft und linde.
Und rings in tiefster Einsamkeit wohl eine Tagesreise weit
War alles öde, wüst' und wild, nur kahle Felsen, kein Gefild;
Wie weit das Auge mochte spähn, nicht Weg noch Steg war hier zu sehn.
Doch vor den wüsten Strecken ließ Tristan sich nicht schrecken
Noch seine Herzenskönigin: sie ritten durch die Wildnis hin
Und zogen in den hohlen Stein als ihren neuen Wohnsitz ein.

Hier mag der Fürwitz manchen plagen, daß er mich wird verwundert fragen,
Wie sich die zwei Gefährten in dieser Wüste nährten.
Dem bin ich gleich zu Willen den Fürwitz ihm zu stillen;
Die beiden sahn einander an, und davon lebten Weib und Mann.
Die Ernte, die das Auge trug, bot ihnen Speis und Trank genug;
Da schlürften alle Sinne nur hohen Mut und Minne.
Die trug sich stets von selber an und stärkte sie aufs neue: das war die reine Treue,
Die balsamkräft'ge Minne, dem Leibe und dem Sinne
Ein innig Glück, ein guter Geist, die Herz und Mut mit Freuden speist,
Die war ihr bestes Labsal dort. Ja, selten nahmen sie hinfort
Sonst einer Speise wahr als der, woran das Herze sein Begehr,
Das Auge seine Wonne sah — — — Die Liebe zog mit ihrem Pflug,
Vor ihnen her auf allen Schritten als Baumann durch der Wildnis Mitten,
Um ihnen stets aus vollen Händen des Lebens Überfluß zu spenden.

Was man als höchsten Wunsch im Leben sich mag ersinnen und erstreben
Sonst in der Erde Landen, das hatten sie zuhanden.
Sie hatten Hof und reiches Gut, darauf des Lebens Freude ruht.
Ihr stetes Jagdgesinde das war die grüne Linde,
Der Schatten und die Sonne, die Wiese und der Bronne,
Gras und Blumen, Laub und Blüt', was Augen tröstet und Gemüt.

Ihr Hofdienst war der Vogelschall: die zarte reine Nachtigall,
Drossel, Amsel obendrein und andere Waldvögelein,
Der Zeisig, der Galander[1] die sangen miteinander
Im Wettstreit um der Herrschaft Gunst. So freut ihr Dienst mit süßer Kunst
Die Ohren und die Sinne. Ihr Hoffest war die Minne
In ihrer Freuden goldner Pracht; die führte huldvoll Tag und Nacht
Den Zwein zu jeder Stunde Artusens Tafelrunde
Mit allen Festgenossen her. Was wünschten sie noch Nahrung mehr?
Sie hatten, was sie sollten, und waren, wo sie wollten.
Die Hausgenossen treu und hold, Tristan und sein Lieb Isold,
Die hatten dort in Wald und Feld ihre Zeit sich wohl bestellt!
Da folgte stets die holde Muße der holden Arbeit auf dem Fuße.
Sie waren alle Zeiten eins an des andern Seiten.
Sie gingen morgens durch den Tau gemachsam nach der Waldesau,
Wo sich der Blumen bunt Gewühle erquickte an der feuchten Kühle.
Da war in seiner frischen Zier der Wiesengrund ihr Lustrevier,
Dort wandelten sie her und hin und plauderten mit heitrem Sinn
Und lauschten auf dem Gange dem süßen Vogelsange.
Dann schweiften sie die Flur entlang, hin wo der kühle Brunnen sprang,
Und standen zu belauschen sein Rieseln und sein Rauschen,
Und wo er an der Wiese Rand sich helle durch die Blumen wand,
Da saßen sie und sahn in Ruh dem Spiele seiner Wellen zu,
Und war das wieder ihre Wonne. Wenn aber dann die lichte Sonne
Sich höher hob im Himmelsblau und heißer ward die Luft der Au,
So suchten sie die Linden mit ihren linden Winden,
Daß ihnen dort die sanfte Kühle wohlig Brust und Herz umspüle.
Da wurden Aug' und Sinn gestillt. Wie war der Schatten süß und mild
Von Lindengrün und Lindenduft; wie hauchte die erfrischte Luft
In diesem Schatten so gelinde! Auch war der Ruhesitz der Linde
Von Gras und Blumen weich und kühl, der bestgewirkte Rasenpfühl,
Den eine Linde je gewann. Dort saßen sie und sahn sich an
Und sprachen liebverbunden von fernen Liebeskunden,
Von Herzen, die vor alter Zeit vergingen in der Liebe Leid.
Sie ließen hell erklingen ihr Harfen und ihr Singen
Mit sehnlich süßer Melodie. In holdem Wechsel mühten sie
Hand und Mund mit Spiel und Wort. Sie harften und sie sangen dort
Klang und Sang der Minne und wandelten darinne

---

[1] Galander: die Kalanderlerche, große Lerche, Ringlerche, alauda calandra Linné (Mongolian lark).

Ihr Wonnespiel, wie's eben kam. Wenn eines da die Harfe nahm,
So war dann stets des andern Brauch, daß es mit sehnend sanftem Hauch
Die süße Liedesweise sang. Da stimmte Sang und Harfenklang,
Wenn beide sich verschlangen und in einander klangen,
So süß im Felsenhause, daß es mit Fug die Klause
Der süßen Minne war genannt: La fossiur' à la gent amant.[1]
Nie lebte je ein liebend Paar mit Minne schönre Stunden. Sie übten ungebunden,
Wozu des Herzens Wunsch sie trug. Noch gab es Zeitvertreib genug,
Den sie am Tag begannen: oft ritten sie von dannen
Mit ihrer Armbrust, nach Geflügel zu birschen über Thal und Hügel.
Sie freuten sich zu Zeiten, dem Rotwild nachzureiten
Mit Hudon, ihrem treuen Hund. Dem war bis da nichts andres kund
Als laute Jagd in Feld und Wald; nun aber hatte Tristan bald
Ihm eingelernt, beim Birschen nach Rehen und nach Hirschen
Und aller Art von Wilde durch Wald und durch Gefilde
Zu spüren und zu jagen und doch nicht anzuschlagen.[2]
So ging manch froher Tag dahin; doch nicht nach Beute stand ihr Sinn:
Zur Kurzweil ritt das Paar von Haus. Mit Hund und Armbrust zog es aus,
Viel mehr aus Lust am grünen Wald, als zu des Leibes Unterhalt;
Um freudig sich zu regen, und nicht der Speise wegen.
Ihr ganzes Thun in dieser Zeit war nur des Herzens Wunsch geweiht,
Und alles was sie trieben war freiestes Belieben.

König Marke aber kann währenddessen seines Grames nicht Herr werden, er vermag nicht ohne Isolde zu leben und fürchtet, sie unschuldig vertrieben zu haben. Daher sichert er den Verbannten seine Verzeihung zu und bittet sie, wieder an seinen Hof zu kommen. Schon bald nach ihrer Ankunft wird aber Marke selber Zeuge ihrer Treulosigkeit gegen ihn, so daß er, wenn auch schweren Herzens, beschließt, beide vor den Richter zu stellen. Um dem furchtbaren Strafgericht zu entgehn, entflieht Tristan, nachdem er einen herzzerreißenden Abschied von Isolde genommen hat. Letztere weiß für sich von ihrem Gemahl Verzeihung zu erflehn, aber ihr Lebensglück ist dahin.

(V. 16683–18408.)

12. **Isolde Weißhand:** Von inneren Qualen verzehrt, stürzt Tristan sich in Fehden und Abenteuer aller Art, jedoch der Herzens-

[1] Die Höhle der liebenden Leute. [2] anschlagen = bellen.

gram will nicht schwinden. Auf einer seiner Fahrten lernt er eine andere Isolde kennen, *Isolde mit den weißen Händen*, die Tochter eines Fürsten von Arundel. Die schöne, stolze und weise Isold bringt Tristan ihre Liebe entgegen; der Name Isold verwirrt seine Sinne, der holde Zauber ihrer Persönlichkeit erinnert ihn an die verlorene Geliebte. Er glaubt durch eine neue Liebe sich von der alten Leidenschaft heilen zu können, allein er schreckt davor zurück, Isolden der Blonden die Treue zu brechen.[1] **(V. 18409–19552.)**

13. Der Liebenden Ende: Um für seines Herzens Wunden einen Balsam zu finden, vermählt sich Tristan mit Isolde Weißhand. Aber kaum ist es geschehen, so martert ihn die bitterste Reue und macht ihm das Zusammenleben mit seiner jungen Gattin unmöglich. Unstät schweift er in den Wäldern umher und beteiligt sich an Abenteuern, wo immer sich eins bietet. Einst wird er von einem giftigen Speere verwundet. In seiner Todesnot gesteht er seinem treuen Freunde Kaëdin seine Liebe zu Isolde von Irland und bittet ihn, zu ihr zu eilen mit der Botschaft, es gehe mit ihm zum Sterben, es sei denn, daß sie ihm Hülfe bringe.

„Sagt ihr, ich grüße sie und schwöre, daß keiner sonst mein Herz gehöre,
Sagt, wie mein wunder Leib verschmachte, wie Sehnsucht mich und Tod umnachte,
Und mahnt sie an die alte Zeit, an Lieb' und Wonne, Angst und Leid,
Die wir in sel'gen Tagen zusammen treu getragen.
Wie wir geschlürft mit blindem Sinne den Todestrank, den Trank der Minne,
Wie ich von meinem Ohm verbannt, verstoßen ward ins fremde Land.
Soviel durchkämpft' ich ihr zu Lieb, daß kaum ein Hauch noch in mir blieb.
Und doch sind ewig wir gesellt: wie hat uns Neid und Haß der Welt,
Wenn er zu trennen uns gemeint, nur um so inniger vereint!
Die Leiber, ja, die schieden sie: die Herzen und die Liebe nie.
Nehmt euch mein Schiff; es liegen dort zwei Segel, schwarz und weiß, an Bord.
Das weiße Segeltuch entrollt, wenn ihr zurückkommt mit Isold;
Doch kommt ihr ohne sie, so laßt das schwarze niederwehn vom Mast."

---

[1] Hier bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die Fortsetzung ist von Wilh. Hertz nach den altfranzösischen Tristanfragmenten des Trouvère Thomas, der Schluß (Markes Trauer und der Liebenden Begräbnis) nach Heinrich von Freiberg. [2] Siehe Anmerkung auf S. 156.

Isolde Weißhand aber steht horchend an der Wand, ihr Herz entflammt von heißer Rachbegier, weiß sie doch jetzt, warum Tristan sie verschmäht. — Die blonde Isolde vernimmt den Hülferuf des Geliebten, in ihrer Seele brennt ein Weh, das keine Sprache kennt, und unverzüglich folgt sie dem Boten ins Schiff, das unter weißer Flagge heimwärts segelt.

Doch Tristan unterdessen lag und harrte seufzend Nacht und Tag.
Sein letzter Trost in dieser Not, sein einzig Sinnen war Isot.
Stets näher rückte das Verderben; doch Sehnsucht ließ sein Herz nicht sterben.
Und stündlich mußten Boten gehn, am Ufer nach dem Schiff zu spähn;
Oft hieß er auch in diesen Tagen sich selbst im Bett hinuntertragen
Und suchte in des Meeres Weite, ob dort kein weißes Segel gleite.
Und wie, wenn es das schwarze wäre? Angstvoll starrt er in die Leere:
Das schwarze? Nein, ihn faßt ein Graun, das will er nicht mit Augen schaun,
Und er verlangt in stillem Jammer wieder heim in seine Kammer.
Denn besser wird aus fremdem Munde ihm die erbarmungslose Kunde.

Da trat in dieser Angst und Pein sein Weib Isold zu ihm herein.
„Freund," sprach sie, „hört! Ein Segel naht. Ich sah es deutlich vom Gestad'.
Noch ist es fern am Himmelsrand: doch hab' ich euer Schiff erkannt.
Füg' es der Lenker aller Dinge, daß es euch gute Botschaft bringe!" —
„Kommt Käëdin? Sagt, liebes Weib, — — — — — — —
Hat euch die Ferne nicht betrogen? Welch Segel hat er aufgezogen?"—
Da sprach sie lauernd: „Wißt fürwahr, schwarz ist das Segel ganz und gar." —
Und er, vom Jammer übermannt, kehrt sich verzweifelnd nach der Wand:
„Isold, Gott gnade dir und mir! Von dir verlassen sterb' ich hier.
Ein Trost nur bleibt mir, daß vielleicht mein Tod dein feindlich Herz erweicht,
Und was du mir versagt im Leben, dem Toten wohl wirst du vergeben." —
Noch einmal rief er nach Isot; dann lag er stille — er war tot.

Da weinten laut in Hof und Halle die Ritter und die Knappen alle;
Die Stadt durchflog ein Jammerschrei. Das Hausgesinde kam herbei:

Diese Verabredung ist der zwischen Theseus und seinem Vater Ägeus ähnlich. (Plutarch, Thes. 17; Pausanias I, 22).

Von Herrn und Dienern ward mit Klagen der tote Leib vom Bett
getragen,
Auf sammtner Bahre ausgestreckt, mit sternbesätem Tuch bedeckt.

Indessen glitt von ferne her das weiße Segel über's Meer
Und nahte eilig sich dem Strand: Isold die Blonde stieg ans Land.
Sie hörte in den Gassen allen Weheruf und Weinen schallen,
Von Münstern und Kapellen die Totenglocken gellen
Und fragte in der Stadt die Leute, was dieser Trauerklang bedeute.
Am Wege stand ein alter Mann: „Ach, schöne Herrin," hub er an,
„Uns ist wohl Klag' und Trauer Not: Tristan, der edle Held, ist tot.
Nie hat uns wider Hoffen solch schwerer Schlag getroffen.
Tristan, der Trost der Armen, voll Milde und Erbarmen,
Er siechte hin an einer Wunde und starb daran in dieser Stunde." —
Erstarrten Blickes schritt sie fort, thränenlos und sprach kein Wort.
In Hast, mit aufgelösten Locken ging sie dahin beim Klang der Glocken
All den Begleitern weit voraus zur Hofburg nach des Toten Haus,
Und in den Gassen staunte man die Fremde wie ein Wunder an:
Nie sah man Schöneres fürwahr als sie in ihrem Schmerze war.
Sie kam zum Schlosse, trat hinein: da lag er in der Kerzen Schein.
Sie sah ihm lang ins Angesicht und seufzte nicht und weinte nicht.
Sie hielt ihn fest im Arm umfangen und küßt' ihm zärtlich Mund und
Wangen.
Da ward es Nacht in ihrem Sinn, und ohne Klage schwand sie hin.
Er starb vor Sehnsucht, sie vor Gram, daß sie zu spät zu helfen kam.
Im Liebesweh lag Tristan tot; im Herzensjammer starb Isot.

König Marke verfolgt Isolde und findet sie tot über den entseelten Geliebten hingesunken. Da man ihm das Geheimnis des Minnetrankes enthüllt, hat er für die Liebenden nur Thränen und Vergebung. Erschüttert ruft er aus: „O weh, Tristan, hättest du mir das bekannt, ich hätte dir Isolde zum Weibe gegeben." Marke nimmt die Toten mit sich nach Tintajol und läßt sie in zwei Marmorsärgen beisetzen. Auf Tristans Grab heißt er einen Rosendorn, auf Isoldens eine Weinrebe pflanzen, deren Zweige sich ineinander schlingen und untrennbar zusammenwachsen.

Literatur: R. Bechstein, Tristan, 1890. Übersetzung von Wilh. Hertz, 1877. — L. Bergemann, das höfische Leben nach Gottfried von Straßburg, 1876. — R. Bechstein, Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit, 1876. — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000—000. —

9. Der Minnegesang. 1160—1230

Rechte Minne ist wahre Treue.
Wolfram von Eschenbach.

1. Die Vorboten des Minnegesanges.

Altdeutsche und lateinische Lieder aus der Carmina Burana 1160—1180 in neuhochdeutscher Übersetzung.

1. Ich sah den Sommer wohl noch nie,
Der so schön däuchte mich:
Mit vielen Blümlein wohlgethan
Hat die Heide gezieret sich,
Sanges ist der Wald so voll:
Die Jahreszeit thut den kleinen Vöglein wohl!

2. Aestas non apparuit
Praeteritis temporibus,
Quae sic clara fuerit.
Ornantur prata floribus,
Aves nunc in silva canunt
Et canendo dulce garriunt.

3. Edle, werte Fraue mein,
Gnaden mahn' ich dich:
Dein wonniglicher Schein
Wird gar verderben mich!
Süße, lern' erkennen dich:
Du bist mir zu wonniglich.
Zu dir zwingt mich Not,
Süße Frau, Erbarmen, ich bin tot!

3. Nobilis, mei
Miserere precor,
Tua facies
Ensis est quo necor,
Nam medullitus
Amat meum te cor, subveni!
Amor improbus
Omnia superat, subveni!

4. Wäre die Welt alle mein
Von dem Meere bis an den Rhein,
Von ihr wollt' ich scheiden,
Wenn die Königin von Engellant[1]
Wollt' die meine werden.

5. Komm, o komm, Geselle mein,
Ich begehre schmerzlich dein!
Süßer, rosenfarbner Mund,
Komm, und mache mich gesund.

---

[1] Unter der Königin von England ist gemeint: Eleonore von Poitou und Aquitanien, die Gemahlin Heinrich Plantagenets. Sie ward von den Spielleuten als ein Ideal der Schönheit verehrt.

6. Trauern laß' ich fahren hin.
Auf die Heide laßt uns ziehn,
Liebe Spielgenossen mein,
Sehen wir der Blumen Schein.
Ich sage dir, ich sage dir,
Mein Geselle, komm' mit mir.
Süße, reine Minne mein,
Mache mir ein Kränzelein:
Das soll tragen ein stolzer Mann,
Der den Frau'n wohl dienen kann.

7. Springen wir den Reihen
Nun, Herrin mein!
Freu'n wir uns des Maien,
Uns kommt sein Schein!
Winter, der der Heide
Brachte Schmerz und Not,
Der ist nun gegangen:
Die Heide steht befangen
Mit Blumen rot.

8. Ich habe sehnsuchtsvolle Not,
Die thut mir, ach, so weh;
Das machet mir der Winter kalt
Und auch der weiße Schnee:
Käme mir die Sommerzeit,
So wollt' ich schmücken meinen Leib
Um ein viel wunderschönes Weib.

9. In lichter Farbe steht der Wald,
Der Vöglein Schall nun tönet,
Die Wonn' ist worden mannigfalt.
Des Maien Tugend krönet
Sehnende Liebe. Wer wäre alt,
Da sich die Zeit so schönet?
Herr Mai, euch ist der Preis gezahlt,
Der Winter sei verhöhnet!

---

2. Der Minnegesang bis auf Walther von der Vogelweide.

Aus des Minnegesangs Frühling von Lachmann und Haupt, übersetzt von Pannier, Kinzel, Simrock, Richter, Liliencron u. a.

Du bist mein, ich bin dein:
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du sollst immer darinnen sein.[1]

---

[1] Obiges deutsche Lied steht am Ende eines lateinischen Liebesbriefes, den eine vornehme Dame an ihren Lehrer und Geliebten, einen Geistlichen, schrieb. Ob die Schreiberin das Lied selber dichtete oder nur anführte ist nicht zu entscheiden. Das Schreiben befindet sich unter den Briefen des Geistlichen Wernher von Tegernsee, welcher um 1170 lebte. Der für die Periode der Minnedichtung wie für das Wissen und Empfinden der Frau höchst charakteristische Brief folgt oben in Gustav Freytags Übersetzung.

Ihrem (Hartmuot)[1] der schönsten Blume, strahlend in der Sitten Ruhme,
Der Tugenden Abbilde, der Tugenden Urbilde,
Wünscht (Imtrut) die Honigträgerin, die Turtel mit sanftem Sinn:
Alles was fröhlich ist, alles was selig ist
In der Erde Gewimmel und was lieblich ist im Himmel,
Und was dem Pyramus Thisbe begehrt. Und zuletzt sei ihm gewährt
Sie selbst, noch einmal sie, und was ihm lieber ist, als sie.

Du Liebster unter allen Lieben! Wäre ich erfüllt von dem Geiste des Maro und strömte aus mir die Redekunst des Cicero oder eines andern großen Redners, oder etwa eines rühmlichen Reimers, ich müßte mich doch zu schwach bekennen, deiner schön gefeilten Rede ebenso zu antworten. Lache mich darum nicht aus, wenn ich für mein Teil etwas vorbringe, weniger zierlich, als ich möchte. Du fühlst doch innig mit mir, was ich in meinem Gemüt trage. Es ist guten Sinnen eigen, Vertraulichkeit mit Gleichgesinnten zu begehren, und mir liegt am Herzen, deinen Vorschriften bei allem Wollen zu gehorchen, und darum wollte ich durch gegenwärtiges Schreiben deinem süßen Briefe doch mit einer Antwort entgegnen, wenn sie ihm auch ungleich ist. Immer war Anfang, Mitte und Ende unserer Unterredung die Freundschaft. Da ist es in der Ordnung, daß ich von der wahren Freundschaft, dem besten, fröhlichsten und lieblichsten aller Dinge, spreche. Wahre Freundschaft ist nach dem Zeugnis des Tullius Cicero Einklang in allem Göttlichen und Menschlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinn. Sie ist auch, wie ich von dir gelernt habe, das trefflichste aller Dinge auf Erden und besser, als alle andern Tugenden; denn sie gesellt, was getrennt war, sie bewahrt, was sie gesellt, und was sie bewahrt, hebt sie höher und höher. Nichts ist wahrer, als diese Beschreibung oder Erklärung; wer sich danach richtet, der hat einen Grund von fester Bewährung.

Für sie wollen wir leben, denn durch sie wird fester unser Streben,
Sie ist ein mächtig Ding, tröstet vornehm und gering;

[1] Die Namen fehlen in der Handschrift, der des Mannes ist darin durch H. bezeichnet, der Frauenname ist hier nach den Prädikaten, welche sie sich selbst erteilt, ohne weitere Gewähr vermutet.

Sie richtet auf die Wankenden und erquickt die Krankenden,
Sie läßt nicht Unrecht üben und fordert frei zu lieben,
Und kurz zu werden, sie ordnet jedes ohn' Beschwerden,
Sie waltet mächtig und regiert prächtig.

Doch um davon abzukommen, ohne davon zu lassen, an dich richte ich meine Zeilen, an dich, den ich in meiner Herzenskammer eingeschlossen trage, der jedes menschenmöglichen Loses würdig ist. Denn von dem Tage, wo ich dich zuerst sah, fing ich an, dich zu lieben. Du bist kühn in die Tiefen meines Herzens eingedrungen, dort hast du dir, wunderbar zu sagen, durch den Reiz deines lieblichen Gespräches, einen Sitz bereitet, und daß er nicht bei einem Anstoß umgeworfen werde, hast du durch die Rede deiner Briefe dir deinen Schemel, ja einen Thron fest gegründet. So ist es gekommen, daß dich aus meinem Gedächtnis kein Vergessen tilgen kann, keine Dämmerung verhüllen und kein starkes Stürmen von Wind und Wetter aufstören. Doch wie kann man von Beständigkeit reden, wo immer neue Dinge aufeinander folgen? Ich würde es wohl für ein wahres Sein halten, wenn ich immer in deiner Nähe sein könnte; aber da mir solches Sein versagt ist, wird alles Sein, das mich umgiebt, von mir für unwahr erachtet. Mache du also, daß ich mein Sein für wahr zu halten vermag, und das ist nicht anders möglich, als wenn etwas von dir mit mir ist.

Auch der Glaube[1] wird die Königin aller Tugenden genannt, und das bezeugt nicht nur die heilige Schrift, auch die unverwerfliche Lehre weltlicher Lehrer. Diesen Glauben willst du und ich will ihn, du suchst ihn bei mir, ich wieder bei dir, ihn hefte ich durch Wort und That eifrig in dein Herz; scheidest du dich von ihm, so sinkst du zum Abgrund, lösest du dich von ihm, so fährst du niederwärts vom Pfade der Tugend. Vermählst du dich ihm, so leuchtest du wie ein Sonnenstrahl; dienst du ihm, so eroberst du die Burg der Tugenden; folgst du ihm, erwirbst du ein seliges Leben; hältst du ihn fest, so fassest du den Anker deiner Hoffnung. Warum? Er bindet in Hoffnung; er vereint in Liebe;

---

[1] Fides, der Glaube, aber auch die Treue zwischen Liebenden. Der eifersüchtige Geliebte hatte, wie aus dem Folgenden deutlich wird, gefordert, daß sie dem höfischen Verkehr mit andern Männern entsagen sollte.

durch seine Fesseln sind wir zusammengesellt; daß wir ihn fühlen, darum wünschen wir uns Glück. Was soll ich mehr sagen?

Alles Gute gewinnt, wer durch Gott in Treue brennt.

Du allein bist mir aus Tausenden erlesen, du allein bist in das Heiligtum meines Geistes aufgenommen, du allein bist mir Genüge statt allem, wenn du dich nämlich von meiner Liebe, wie ich hoffe, nimmer abwendest. Wie du gethan hast, habe ich auch gethan, aller Lust habe ich aus Liebe zu dir entsagt, an dir allein hange ich, auf dich habe ich alle meine Hoffnung und mein Vertrauen gesetzt.

Ferner wenn du mir rätst, ich soll mich vor den Rittern wie vor gewissen Ungetümen hüten, so hast du Recht. Auch ich weiß, wie ich mich wahre, damit ich nicht sinke auf die Bahre. Aber ohne die Treue gegen dich zu verletzen, verschmähe ich sie nicht ganz, wenn ich nur nicht dem Fehler unterliege, den du ihnen Schuld giebst. Denn sie sind es doch, durch welche die Vorschriften höfischer Sitte geübt werden, sie sind Quelle und Ursprung aller Ehre. So viel über die Herrn, bleiben sie nur unserer Minne fern.

Meines Gelöbnisses eingedenk, habe ich dich immer und überall in Gedanken, denn dadurch wird die Glorie meines Hauptes völlig und mein Ruhm erneut. Beständigkeit des Geistes und der Treue bewahre ich dir allein, weil ich dadurch Gold und Silber der Seele, das ist Anmut, mir erwerbe, die ich höher zu schätzen habe, als Gold und Silber. Was dir am wertesten sein mag,

Daran hange ich und das für alle Zeit verlange ich,
Dabei zu beharren in Stetigkeit, befiehlt mir mein Sinn in Wahrhaftigkeit.
Ich bin sicher dir, niemand folgt in mir,
Jetzt und jemals dir von allen, du allein sollst mir gefallen.
Ich hätte mehr gesendet, doch thut's nicht not, drum sei geendet.

Du bist mein, ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Du bist beschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein.[1]

[1] Dieser Schluß ist in der Handschrift deutsch.

1. Der von Kürenberg.[1]

I. Frauenstrophen.[2]

1. An einem Abend späte ich auf der Zinne stand,
Da hört' ich eines Ritters gar lieblichen Gesang.
In **Kürenbergers Weise** es aus der Menge schallt,
Der Ritter muß mich meiden, wenn mir sein Sang nicht galt.

2. Es hat mir in dem Herzen unendlich weh gethan,
Daß ich nach dem mich sehnte, was ich nicht haben kann,
Und nimmer kann gewinnen. Zum Schaden mir's gereicht.
Nicht mein' ich Gold und Silber, nein, einem Menschenkind es gleicht.

3. Ich zog mir einen Falken wohl länger als ein Jahr;
Da er nach meinem Wunsche gar wohl gezähmet war,
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde rings umwand —
Schnell hob er sich zur Höhe, flog in ein ander Land.

4. Seitdem hab' ich den Falken hoch in der Luft erblickt,
Ihm waren seine Füße mit Seidenband geschmückt,
Und sein Gefieder glänzte allrot von lichtem Gold —
Gott führe die zusammen, die sich einander hold!

II. Männerstrophen.

5. Bring, bring mir her in Eile mein Roß, mein Eisengewand;
Um einer Fraue willen verlaß' ich dieses Land.
Sie will mich dazu zwingen, daß ihr nur hold ich sei;
Das soll ihr nicht gelingen, ich mach' von ihr mich frei.

6. Es nehmen Weib und Federspiel gar leicht die Zahmheit an;
Wenn man sie recht nur locken will, so suchen sie den Mann.
Also ein edler Ritter warb um eine Fraue gut.
So oft mein Herz gedenket d'ran, erfüllt mich froher Mut!

---

[1] **Der Kürenberger** wird von Holtzmann, Pfeiffer und Bartsch für den Dichter des Nibelungenliedes angesehn. Gegen diese Hypothese erklären sich Scherer, Zarnke, Zupitza, Wilmanns. [2] Nach Scherer sind die Frauenstrophen der Minnedichtung wirklich von Frauen gedichtet. Andere Literarhistoriker behaupten, daß solche Strophen von den Dichtern nur den Frauen in den Mund gelegt wurden.

2. Sehnsucht von Dietmar von Aist.

Allein stand eine Fraue,
Blickt' über Heid' und Aue,
Sie sah nach ihrem Liebsten aus.
Da zog ein Falk' vorbei am Haus:
„Ach, wie du, Falk', doch glücklich bist!
Du fliegst, wohin es lieb dir ist:
Du wählst dir frei in Wald und Feld
Den Baum aus, der dir wohlgefällt.
So hab' ich Arme auch gethan,
Ich suchte selbst mir einen Mann,
Den wählten meine Augen,
Den neiden mir schöne Frauen;
Ach, laßt mir meinen liebsten Herrn,
Ein andres Glück gönn' ich euch gern!"

3. Botenlied von Dietmar von Aist.

Sehnsuchtsbote meiner Freundin,
Sage nun dem schönen Weibe,
Daß mir's maßlos wehe thut,
Daß ich sie so lange meide.
Lieber hätt' ich ihre Minne
Als der Vögel all ihr Singen.
Nun muß ich von ihr geschieden sein,
Traurig ist mir all das Herze mein.

Sage nun dem edlen Ritter,
Daß er immer mutig bleibe,
Bitt' ihn, daß er fröhlich sei
Und den Kummer sich vertreibe.
Oft erleid' ich um ihn Pein,
Kummer packt das Herze mein.
Sehnsucht, jeder sieht's, hab' ich so viel,
Daß ich selbst ihm gerne klagen will!

4. Frühlingslust von Dietmar von Aist.

1. Juchhe! Nun kommt die schöne Zeit,
Der kleinen Vögel süßer Sang.
Schon grünt die Linde weit und breit,
Vergangen ist der Winter lang.
Nun zieren Blumen wunderhold
Die Heide grün mit lichtem Schein.
Davon wird manches Herze froh,
Getröstet soll auch meines sein.

2. Oben auf der Linde
Ein kleiner Vogel lieblich sang,
Vor dem Wald es hell erklang.
Da flog mein Herz geschwinde
An einen wohlbekannten Ort.
Viel Rosenblumen sah ich stehn.
Die mahnen die Gedanken mein,
Daß sie zu einer Jungfrau gehn.

5. **Weihnachtslied** von Spervogel.

Gewaltig ist er und ist stark,
Der zur Weihnacht geboren ward.
Das ist der heil'ge Jesus Christ,
Es preist ihn alles, was da ist.
Nur nicht der Teufel alleine:
Dem ward für seinen Übermut
Als Straf' zu teil der Hölle Glut.

Ein Haus im Himmelreiche steht,
Zu dem ein Weg von Golde geht,
Die Säulen sind von Marmelstein,
Die zieret unser Herrgott fein
Mit edelem Gesteine.
Es kommet niemand da hinein,
Als wer von Sünden also rein.

6. **Auferstehung** von Spervogel.

In des Ostermorgens Schein
Christ entstieg dem Grabe sein,
König aller Kaiser,
Vater aller Waisen.
Was er schuf, hat er erlöst.
In die Hölle fiel ein Licht,
Daß er seine Kinder tröst'.

7. **Der Allwissende** von Spervogel.

Wurzeln des Waldes
Und Erze des Goldes
Und jeder tiefe Abgrund
Sind dir, Herr, alleine kund.
Alles steht in deinen Händen;
Und das ganze Himmelsheer
Könnte nie, o Herr, dein Lob
vollenden.

8. **Zwiespalt** von Friedrich von Hausen.[1]

1 Mein Herze und mein Leib, die wollen scheiden,
Die miteinander waren manche Zeit.
2 Der Leib will gerne fechten mit den Heiden,
Das Herze hat erkoren sich ein Weib
3 Vor aller Welt: das bracht' mir vieles Leid,
Daß nimmer einig wollen sein die beiden.
Ich muß durch meine Augen vieles leiden.
Nur Gott kann scheiden diesen Widerstreit.

1 Ich glaubte frei zu sein von Herzens Schwere,
Als ich das Kreuz zu Gottes Ehr' empfahn;
2 Und solches mir mit Recht geschehen wäre,
Doch hinderte mich meine Treu' daran.

[1] In diesem Liede wird die brennende Frage des Kreuzzugszeitalters aufgeworfen: Wie läßt sich Gottesminne und Frauenminne vereinigen? Das Lied schildert den schmerzlichen Konflikt in der Seele eines liebenden Ritters, der das Kreuz genommen. Die Gattenpflicht hieß ihn daheim bei seiner Gemahlin bleiben, die Ritterpflicht verlangte von ihm die Teilnahme an einem Kreuzzug.

3 Ich strengte alle meine Kräfte an,
Daß mich des Herzens Thorheit nicht verzehre.
Nun seh' ich, daß es sich daran nicht kehre,
Wie es am End' ergeh' mir armen Mann.

1 Seitdem ich, Herz, den Sinn dir nicht kann wenden
Und du voll Trauer läßt mich armen Mann,
2 So bitt' ich Gott, daß er dich wolle senden
An eine Statt, wo du wirst wohl empfahn;
3 Du ärmstes, wie ergeht es dir alsdann!
Du stürzst in Nöte dich, die niemals enden!
Wer scheucht dir dann mit also treuen Händen
Die Sorgen alle, wie ich dir gethan?

9. Treue Liebe von Albrecht von Johannesdorf.

1 Wie sich Minne hebt, das weiß ich wohl,
Wie sie Ende nimmt, das weiß ich nicht.
2 Ist's, daß ich es inne werden soll,
Wie dem Herzen Herzenslieb geschieht,
3 So bewahr' mich vor dem Scheiden, Gott,
Das mich bitter dünkt.
Diesen Kummer fürcht' ich ohne Spott.

1 Wenn zwei Liebende gefreundet sich
Und ihr Herz in treuer Liebe brennt,
2 Soll sie niemand scheiden, dünket mich,
Bis der Tod sich nahet und sie trennt.
3 Wenn es mir geschehe, thät ich so:
Verlör ich meinen Freund,
Seht, so würd' ich niemals wieder froh.

10. Das Bild im Herzen von Heinrich von Morungen.

1 Wüßt' ich, ob es möchte wohl verschwiegen sein,
Ich ließ euch sehen meine liebe Fraue:

[1] Die älteren Minnelieder und die Sprüche haben einen einfachen strophischen Bau. Als sich die deutsche Liederdichtung zur Kunst erhob, befolgte sie im Strophenbau den Grundsatz der Dreiteiligkeit: die beiden ersten Teile heißen Stollen (erster und zweiter Stollen) oder Aufgesang, der dritte Teil heißt Abgesang. Der Ausdruck Stollen ist der Baukunst entlehnt: es sind zwei gleiche Pfeiler, die ein übergelegter Balken verbindet. (Vergl. die griechische Strophe, Antistrophe und Epode). Um die Dreiteiligkeit — dieses wichtigste Gesetz der mittelhochdeutschen Lyrik — dem Auge sofort erkennbar zu machen, findet sich der erste Stollen mit 1, der zweite Stollen mit 2, der Abgesang mit 3 beziffert.

2 Wer entzwei mir bräche hier das Herze mein,
Der könnte sie schön darinnen schauen.
3 Sie kam mir durch die ganzen Augen ohne Thür gegangen.
Ach, könnt' von der Reinen Minn' einmal ich sein also würdig doch empfangen!

1 Riefe lange wer in einen tauben Wald,
Es kämen ihm daraus der Antwort Töne.
2 Meine Klag', die ich gethan so mannigfalt
Von meiner Not, hör' sie doch die Schöne!
3 Klagt' ihr doch oft genug mein Leid ein Bote mit Gesange!
Wehe mir, schlief denn die Liebliche bisher oder schwieg sie allzu lange?

1 Es hätten wohl seitdem ein Papagei und Staar
Gelernet doch, daß sie sagten „Minne."
2 Ich hab' ihr gedienet nun so manches Jahr,
Daß sie sich doch meiner Red' entsinne!
3 Wollte Gott, da sie es nicht thut, ein Wunder an ihr zeigen!
Leichter könnt' mit meiner Bitt' ich einen Baum ohne Axt mir niederneigen.

11. **Nein und Ja** von Heinrich von Morungen.

1 O, Herrin, willst du retten mich,
So sieh mich nur ein wenig an.
2 Nicht länger trag' ich's sicherlich,
Ich geh' zu Grund, ich armer Mann.
3 Siech bin ich, mein Herz ist wund,
Frau, mir haben's angethan
Die Augen dein, dein roter Mund.

1 Erbarme meiner Leiden dich,
Eh' Leben ich verlier' und Leib.
2 Das Wort, das du gehabt für mich,
Verkehre das, du selig Weib.
3 Du sprachest immer: nein, o nein,
Nein, o nein, o nein, o nein;
Das bricht entzwei das Herze mein.

Woll' doch nun einmal sprechen: ja,
Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja?
Das lieget meinem Herzen nah.

12. Der geraubte Kuß von Reinmar von Hagenau.

1 So lange ich noch leben kann,
Es soll ihr nie und nimmer sein ein Tag genommen.
2 So ganz bin ich ihr unterthan,
Daß ich wohl nimmer werd' aus ihrer Herrschaft kommen.
3 Ich freu' mich des, daß ich ihr dienen soll.
Sie kann mit kleinem Ding mir lohnen wohl:
Sie glaube mir, wenn ich ihr sage
Die große Not, die ich um sie im Herzen trage
An einem Tage.

1 Und ließe es mein Glücke an,
Daß ich von ihrem Mund ein Küßchen könnte stehlen —
2 Giebt's Gott, daß ich es bring' hindann —
So will ich's tragen ganz geheim und immer hehlen.
3 Doch wird's als Unthat angesehn von ihr
Und fängt sie mich bei dem Verbrechen schier,
Was thu' ich dann, ich Unglücksmann?
Dann heb' ich's auf und leg's dahin, so schön ich kann,
Wo ich's empfahn.

13. Beim Ballspiel von Reinmar von Hagenau.

1 Froh bin ich der Märe,
Die ich hab' vernommen,
2 Daß des Winters Schwere
Will zu Ende kommen.
3 Kaum erwart' ich noch die Zeit.
Denn ich hatte nichts als Leid,
Seit die Welt rings war verschneit.

1 Hassen wird mich keiner,
Wenn ich fröhlich bin.
2 Weiß Gott! thät es einer,
Wär's verkehrter Sinn.
3 Niemand ich ja schaden kann,
Wenn sie Gutes mir thut an,
Was geht's einen andern an?

1 Sollt' ich meine Liebe
Bergen und verhehln,
2 Würd' ich ja zum Diebe
Werden und gar stehln.
3 Nein, das kommt mir nicht zu Sinn,
Weil ich gar zu fröhlich bin,
Geh' ich hier, geh' dort ich hin.

1 Wenn sie mit dem Balle
Treibet Kinderspott:
2 Daß sie nur nicht falle!
Das verhüte Gott.
3 Mädchen, laßt eu'r Drängen sein!
Stoßet ihr mein Mägdelein,
Halb ist dann der Schade mein.

14. Kreuzlied von Hartmann von Aue.

1 Dem Kreuze ziemt wohl keuscher Mut und Sittenreine,
Damit sich Glück und alles Gut dadurch vereine.
2 Auch ist's dem unerfahrnen Mann ein fester Halt,
Der seines Sinns Gelüsten nicht hat in Gewalt.
3 Es will nicht, daß man sei
Den Werken fern dabei:
Was frommt es (das Kreuz) auf dem Kleid,
Ist ihm das Herz nicht dienstbereit?

1 Nun weihet, Ritter, euer Leben mit Herz und Mut
Für ihn, der euch erst hat gegeben Leben und Gut.
2 Wes Schild je war zum Kampf bereit um ird'schen Preis,
Und weigert seinem Gott den Streit, der ist nicht weis'.
3 Denn wem das ist verliehn
Als Sieger heimzuziehn,
Der hat an beiden Teil:
Dem Lob der Welt, der Seele Heil.

1 Die Welt lacht mich betrüglich an und winket mir,
Und ich bin als einfält'ger Mann gefolget ihr.
2 Von ihrer Fährte manchen Tag ich Thor nicht wich;
Wo niemand Treue finden mag, da suchte ich.
3 Nun hilf mir Herr und Christ,
Was mir gefährlich ist,
Daß ich mich dem entsage
Kraft deines Zeichens, das ich trage.

1 Nicht frag' ich, wie es nun mag sein hier auf der Welt,
Seitdem den lieben Herren mein der Tod gefällt.
2 Der Freude mein den besten Teil hat er dahin;
Erwürb' ich nun der Seele Heil, das wär' Gewinn.
3 Mög' ihm die Fahrt auch frommen,
Die ich hab' unternommen.
Halb sei sie ihm gegönnt.
Daß ich vor Gott ihn sehen könnt'! [1]

---

[1] Der Tod seines geliebten Lehnsherrn, des Ritters von Aue, betrübte Hartmann so sehr, daß er am Kreuzzuge von 1197 teilnahm. Der Lohn für diese fromme That soll zur Hälfte ihm selber, zur Hälfte der Seele des Verstorbenen zu gute kommen.

15. Vergebene Treu von Heinrich von Morungen.

1 Thöricht Herze willst du nimmer lassen
Von deinem Wahn, der dir so oft gelogen?
2 Freudlos schleich ich von ihr fort verlassen;
Um Glück und Glauben hat sie mich betrogen!
3 Und doch war sie's, die Fleckenlose,
Wie Lilien weiß, rot wie die Rose!
Vor mir stand sie brennend wie die Sonne;
Ach, Herzenstod ist meiner Augen Wonne.

1 Meine Treu ist nicht wie Hauch des Windes,
Lohnst du mir gleich mit immer neuen Leiden!
2 Dir gehörte schon das Herz des Kindes,
Dir bleib' ich treu und müßt' ich von dir scheiden!
3 Stets hab' ich meine bittern Sorgen
Im festverschwiegnen Herz verborgen;
Wie mich drängte der Empfindung Fülle,
Doch litt ich schweigend stets vor dir und stille.

1 Ach, ich hab' gesprochen und gesungen,
Daß ich bin müd' und heiß von meiner Klage!
2 Ist doch alles mit dem Wind verklungen,
Sie spottet mein, wenn ich von Treu ihr sage!
3 Ob ihr mein ganzes Herz gehöret,
Der Lohn bleibt dennoch mir verwehret.
Wüßt ich halb so heiß nach Gott zu streben,
Er zög mich an sein Herz! O elend Leben!

Literatur: J. A. Schmeller, Carmina Burana. Lateinische und deutsche Lieder und Gedichte einer Handschrift des XIII. Jahrh. aus Benedictbeuren; 1883. — Lachmann und Haupt, Des Minnesangs Frühling; 1888. — K. Pannier, Die Minnesinger. Ausgewählt und übersetzt; 1881. — J. W. O. Richter, Die lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters; 1873. — L. Uhland, Der Minnesang, Schriften Bd. V. — W. Scherer, Deutsche Studien I und II; 1891. — E. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000—000.

10. Walther von der Vogelweide.

Gedichte übertragen von Edward **Samhaber.** | um 1170—1230 |

> Er sang zu Gottes Ehre,
> War fromm und wahr und rein
> Und wob den deutschen Frauen
> Um's Haupt einen Heiligenschein.
>
> Karl Lucae.

1. Der Minne Wesen.[1]

Die Minne ist nicht Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
Ihr Wesen keiner noch erfand,
Nicht läßt sie sich vergleichen
Und doch kannst nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kann sie nie,
Sie ist nur edlen eigen.

2. Hohe Minne.

Wer gab dir, Minne, die Gewalt,
Daß du so übermächtig bist?
Du zwingest jung und zwingest alt
Und gegen dich hilft keine List.
Wie dank' ich Gott, seit mich dein Band
Umschlungen hat und ich erkannt,
Welch hohem Dienst ich mich geweiht;
O Gnade, Königin, o Gnade,
Ich will dir dienen alle Zeit!

3. Liebestraum[2] (verkürzt).

1 O Mädchen, setze diesen Kranz
Von Blumen auf dein Haar!
2 Die Schönste bist du bei dem Tanz
In jungfräulicher Schar.
3 Hätt' ich nur Gold und Edelsteine,
Zu schmücken dir das Haupt!
Es schmerzt mich, wenn du je geglaubt,
Daß ich's nicht ehrlich meine.

1 Du bist so schön; den besten Kranz
Gäb ich dir gerne preis,
2 Der je mich zierte bei dem Tanz!
Doch Liebster, halt, ich weiß
3 Viel Blumen auf der Heide stehn,
Die rot und weiß entspringen,
Wo Nachtigallen singen:
Laß sie uns brechen gehn!

---

[1] Die Frage, ob die Minne Mann oder Weib, er oder sie sei, ward von den Dichtern der Zeit oft aufgeworfen. Walther entscheidet, daß sie weder das eine noch das andere sei und keiner geschaffenen Kreatur gleiche. (Vergl. die doppelte plastische Darstellung der Liebe als Venus und Amor.) Vergl. Matth. 22, 30; 1. Joh. 4, 8, 16 und 17. [2] Obiges Lied wie Nr. 4, 5 und 6 sind der „niederen Minne" geweiht, d. h. an ein armes, nicht adeliges Mädchen gerichtet.

1 Da nahm sie, was ich liebend bot,
Von holder Scham durchglüht;
2 Die lichten Wangen wurden rot,
Wie Waldes Röslein blüht.
3 Verschämt sich ihre Augen neigen
Zu heimlich holdem Gruß;
Und wurde mir noch mehr, ich muß
In Treuen es verschweigen.

1 O Liebestraum, o Liebestraum,
Wie zaubervoll bist du!
2 Die Blüten sanken vom Lindenbaum
Und deckten weich uns zu.
3 Doch als ich rief: Jetzt bist du mein!
Da stieg in voller Pracht
Die Sonne auf, und ich erwacht' —
Und war allein — allein.

4. Schönheit und Anmut.

1 Du herzgeliebtes Mädchen mein,
Gott nehme dich in seine Hut!
2 Wo ist ein Name, würdig dein,
Zu preisen dich mit hohem Mut?
3 O sage mir, hat dich wohl je
Ein Herz so innigtreu geliebt?
Ach, Liebe thut dem Herzen weh.

1 In Schönheit wohnt oft Haß und Neid,
Wer nur nach ihr jagt, ist ein Thor;
2 Doch Anmut jedes Herz erfreut,
Denn sie geht weit der Schönheit vor.
5 Die Anmut ist's, die Schönheit giebt;
Doch Schönheit nie solch' Anmut leiht,
Daß man die Schönheit darob liebt.

1 Wer tadelt, daß ich Herz und Lied
So armem Mädchen hab' geschenkt,
2 Der weiß nicht, wie die Anmut blüht
Und wie solch bittrer Tadel kränkt.
3 Ich aber meine ohne Haß:
Es hat vom Herzen nie geliebt,
Der nur nach Gold und Schönheit maß.

1 So tadelt immer, daß mein Flug
Der Liebe ein so niedrer sei;
2 Mir ist sie schön und reich genug,
Und ich bin überfroh dabei.
3 Wie man mich höhnt, ich bin dir hold
Und nähm' den Fingerring aus Glas
Für aller Königinnen Gold.

1 Hast du nur Treue, liebes Herz,
So flieht die Sorge, daß ich einst
2 Durch dich erleide bittern Schmerz.
Doch wenn du es nicht ehrlich meinst
2 Und falsche Liebe dir entsprießt,
So wirst du nimmer, nimmer mein,
O weh mir, wenn es also ist.

5. Liebesorakel (verkürzt).

1 In trüben Wahn und Zweifel schwer
War ich versunken und gedachte,
2 Ich wollte ihr nicht dienen mehr,
Als mich ein Trost ihr wieder brachte.

Walthers Dichtungen lassen sich in drei Gruppen scheiden: er verherrlicht 1) die Frauenminne, 2) die Herrenminne, 3) die Gottesminne. „In der Periode der Jugendkraft ist es Natur und Minne, in der Periode der Manneskraft Vaterland und Volkstum und im Lebensherbst Gott und Ewigkeit was ihn vorwiegend bewegt."

3 Trost kann es wohl nicht heißen — sei es drum —
Es ist ja kaum ein kleines Tröstelein,
So klein, erzähl' ich euch davon, ihr spottet mein;
Doch freut' sich selten jemand, der nicht weiß, warum.

1 Ein Grashalm neuen Mut mir gab;
Er sprach, es sollt' die Maid mir Gnade noch erweisen.
2 Wie in der Kinderzeit zählt eines Halmes Ring' ich ab;[1]
Nun hört, was er zur Antwort gab:
3 „Sie liebt dich! — Liebt dich nimmer! — Sie liebt dich! — Liebt dich nicht!
Sie liebt dich!" — Ach, und immer der Halm so wieder spricht.
Welch' lieber Trost in dem Bescheid bei ein klein wenig Gläubigkeit!

6. Die verschwiegene Nachtigall.

1 Unter den Linden
An der Heide,
Wo ich mit meinem Liebsten saß,
2 Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras;
3 Vor dem Wald in einem Thal —
Tandaradei!
Herrlich sang die Nachtigall!

1 Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Und mein Liebster war schon dort,
2 Der mich empfangen,
Heilige Fraue!
Daß ich bin selig immerfort.
3 Ob er mich wohl oft geküßt?
Tandaradei!
Seht, wie rot der Mund mir ist!

1 Und Blumen brachen
Wir zum Bette
In bunter Zahl. O kommt und seht!
2 Vom Herzen lachen
Muß, ich wette,
So mancher, der vorüber geht.
3 Bei den Rosen er wohl mag —
Tandaradei!
Sehen, wo das Haupt mir lag.

1 Wie ich da ruhte,
Wer es wüßte,
Du lieber Gott, ich schämte mich!
2 Wie mich der Gute
Nahm und küßte,
Ei, das weiß nur er und ich —
3 Und auch du, Waldvögelein,
Tandaradei!
Nicht wahr, wirst verschwiegen sein?

7. Frühling und Frauen.

1 Wie schön ist es, wenn so am frühen Morgen
Des jungen Mai, nach Jungfraunart verborgen,
Die kleinen Blumen aus dem Grase schauen,
Und freundlich nicken: Sei gegrüßt, o Sonne!

[1] Der Halm wird mit Daumen und Zeigefinger gehalten, Fingerpaar um Fingerpaar wird um den Halm gelegt und dabei gesagt „sie liebt mich — liebt mich nicht" — bis die Spitze des Halmes mit dem entscheidenden Worte erreicht ist.

2 Wie herrlich, wenn in sommergrünen Auen
Die kleinen Vöglein ihren Sang erheben:
Das ist ein Schmettern, Jubeln und ein Leben
Und nichts auf Erden gleicht wohl dieser Wonne:
3 Man glaubt sich schon im halben Himmelreich;
Und dennoch sah ich einst, ich sage euch,
Was meinen Augen wohler noch gethan
Und noch thun würde, säh' ich's wieder an.

1 Ihr zweifelt wohl? Nun denn, das ist ein Weib,
Ein junges, schönes, hochgebornes Weib,
Das mit dem Kranz im aufgebund'nen Haar,
Geschmückt mit festlich wallendem Gewand,
2 Voll Zucht einhergeht in der Frauen Schar.
Ein holdes Lächeln sitzt auf ihrem Munde,
Verstohlen blickt sie manchmal in die Runde
Und wirft in manches Herz der Liebe Brand.
3 Wie unter Sternen steht sie eine Sonne —
O armer Mai! wo bleibt da deine Wonne?
All deine Blumen laß' ich gerne stehn
Und will nur sie in ihrer Schönheit sehn.

1 Ihr neigt das Haupt und lächelt? Nun wohlan!
Mit Blüten ist bestreut die grüne Bahn,
Und unter sanften Nachtigallentönen
Zieht siegreich ein der königliche Mai.
2 O blickt auf ihn, doch schaut auch auf die schönen
Und keuschen Frauen mit den holden Wangen!
Wem glüht da nicht die Seele vor Verlangen
Und wer aus euch fühlt sich von Fesseln frei?
3 Ihr heißt mich wählen: Frühling oder Frauen!
Bei Gott, da gibt's kein überlanges Schauen;
März müßt ihr sein, Herr Mai, der wolkenbleiche,
Bevor ich je von meiner Herrin weiche!

Der Grundgedanke in diesem herrlichen Liede ist der in manchen anderen Dichtungen Walthers wiederholte, daß Frauenschönheit alle Naturschönheit übertrifft. So herrlich die Maienwonne auch sein mag, den Vergleich mit einer schönen Frau hält selbst der Mai nicht aus. — Die Lieder Nr. 7, 8, 9, 10 sind der „höheren Minne" geweiht, d. h. sie sind an eine hochstehende, adelige Frau gerichtet.

8. Die herrliche Frau (verkürzt).

1 Ich darf dir nur ins Antlitz schauen,
So ist mir schon, ich säh' fürwahr
Den Himmel selbst, den dunkelblauen,
In Sommernächten rein und klar.
2 Zwei Sterne, mir ein Gottessegen,
Sie lächeln mich so freundlich an —
O Herrin, komme mir entgegen,
Daß ich mich darin spiegeln kann;
3 Und bin ich noch so alt und krank,
Ich werde jung durch deinen Dank!

1 Und deine Wangen erst, o sprich,
Gott selbst hat sie gemalt, mein Kind,
So weiß und rot und minniglich,
Wie Lilien und Rosen sind!
2 Es ist doch, Herrin, keine Sünde,
Daß ich dich schöner als das Blau
Des Himmels und die Sterne finde? —
Doch stille, Mund! Die beste Frau —
3 Sie sieht dich bald von oben an,
Denn zu viel Lob entehrt den Mann.

9. Trost im Leide (verkürzt).

Hast du ein geheimes Leid,
So gedenke edler Frauen
Und der lichten Sommerzeit,
Und dein Aug' wird heller schauen.
Wenn mich Wintersorge grämt,
Denke ich der Heide bald,
Die sich ihres Leides schämt
Und errötet, grünt der Wald.

O wie gut bist du und rein,
Meine Seele ist dir offen;
O laß ab und schone mein,
Die du mich ins Herz getroffen!
Lieb und lieber? Nein du bist
Mir das Liebste, das ich kenne;
Wenn ich deinen Namen nenne,
Alles Leid verschwunden ist.

10. Frauenlob.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften noch auf Erden, noch in allen grünen Auen,
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch betautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,

Wenn man ein schönes Weib erschaut. Das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer, roter Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund. †

11. Frühlingsgruß.

1 Der Reif that kleinen Vöglein weh,
Daß sie nicht mehr sangen;
2 Nun singt es herrlicher denn je,
Da Wald und Wiese prangen.
3 Und Blumen streiten mit dem Klee,
Wer wohl länger wäre:
Herrin, welche Märe!

1 Des Winters Frost und andre Not
Thaten mir zuleide.
2 Ich dachte nicht mehr Blumen rot
Zu sehn auf grüner Heide;
3 Und manche klagten, wär' ich tot,
Die so lustig sprangen,
Wann die Saiten klangen.

1 O Frühlingstag, o Frühlingstag,
Müßt' ich dich versäumen,
2 Es wäre ein zu harter Schlag
Für all mein Lieben und Träumen,
3 Wie ich so gerne einstens pflag.
Nehmt des Himmels Grüße,
Daß mir Heil erprieße!

12. Ich saß auf einem Steine.[1]

Ich saß auf einem Steine
Und kreuzte Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in eine Hand
Das Kinn und eine Wange.
So sann ich tief und bange
Wohl über Welt und Leben nach,
Und kein Gedanke wurde wach.
Wie man drei Dinge würbe,
Daß keines nicht verdürbe.
Ich meine Ehre und Gewinn,
Die sich befehden mit hartem Sinn,
Dann Gottes Gnade, im Vergleich
Zu ihnen Wertes überreich.
Die wollt' ich gern in einen Schrein.
Vergeblich, ach! Es kann nicht sein,
Daß je Gewinn und Gotteshuld
Und weltlich Ehre ohne Schuld
Im Herzen sich verbinden.
Kein Pfad ist zu ergründen,
Der dahin führt. Im Hinterhalt
Untreue lauert, und Gewalt
Verwundet Recht und Frieden.
Und kranken die hienieden,
Stehn Ehre, Gut und Gottessegen
Des Schutzes bar auf allen Wegen.

[1] So wie die ersten Zeilen dieses Spruches ihn schildern, ist Walther in der Pariser Handschrift der Minnesänger abgebildet. Wie kann man Gotteshuld, Ehre und weltlichen Gewinn in einen Schrein bringen? fragt Walther. Wolfram von Eschenbach sucht diese Frage im Parzival zu lösen. (Siehe daselbst.) Walther erklärt, daß die Versöhnung von Gott und Welt unmöglich ist. † Einige Kritiker sprechen Walther dieses Lied ab.

13. Allvater.

Wer deine zehn Gebote sagt
Und dennoch sie zu brechen wagt,
Hat wahre Liebe nicht empfunden.
So mancher „Vater unser" spricht
Und kennt in mir den Bruder nicht;
O starkes Wort, wie schwach bist du empfunden!
Aus gleichem Stoff sind wir entsprossen
Und gleiche Frucht ist's, die genossen
Uns allen Lebenskraft gewährt.
Wer kann den Herrn vom Knechte scheiden,
Sieht er ihr bleichendes Gebein,
Und möchten sie ihm Freunde sein,
Wann Würmer schon ihr Fleisch verzehrt?
Dem dienen Juden, Christen, Heiden,
Der alles wunderbar ernährt.

14. Deutschlands Lob.[1]

1 Sagen sollt ihr: Sei willkommen!
Neues bringt mein Sang.
2 Was ihr einst durch mich vernommen
War nur eitel Klang.
3 Doch wer singt, will auch Geschenke!
Dem, der guten Lohn nicht scheut,
Sing' ich, was sein Herz erfreut:
Sehet, wie man mich bedenke!

1 Reich an Ländern ist die Erde,
Deren beste ich geschaut;
2 Doch vor ihnen ist das werte
Vaterland mir lieb und traut.
3 Seht auf mich mit tiefstem Hohne,
Kündet je des Atems Hauch,
Daß ich liebe fremden Brauch:
Deutscher Zucht gebührt die Krone!

1 Euch vor allen, deutsche Frauen,
Will ich eine Kunde sagen,
2 Daß ihr allen Erdengauen
Um so besser sollt behagen.
3 Und zum Lohn? Ich bin bescheiden;
Wer bin ich und wer seid ihr?
Wenn ich grüße, danket mir,
Und das macht mir tausend Freuden.

1 Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück zum Ungarland
2 Mögen wohl die besten sein,
Die ich auf der Erde fand.
3 Weiß ich Bildung zu verstehn
Und was Schönheit ist, fürwahr:
Nirgends hab' ich eine Schar
Schön'rer Frau'n als hier gesehn.

1 Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n wie Engel rein,
2 Und wer anders sprechen kann,
Der muß wohl von Sinnen sein.

[1] Es ist das älteste und schönste Preislied auf Deutschland. Unter allen Vaterlandsliedern läßt sich diesem nur Hoffmann von Fallerslebens: „Deutschland, Deutschland über alles" zur Seite stellen.

3 Heilige Minne, hohes Streben
Und tief innerstes Gemüt,
Nur auf deutscher Erde blüht:
Möcht' ich lange auf ihr leben!

15. An Herzog Leopold.

Mir ist versperrt des Glückes Thor,
Verwaist und arm steh' ich davor
Und muß vergeblich klopfen;
Um mich ein wunderbarer Segen,
Und doch von all dem gold'nen Regen
Trifft mich kein einziger Tropfen.
Mild bist du, Fürst aus Österreich,
Dem süßen Strom des Regens gleich
Erquickst du Leute und das Land;
Du bist wie eine schöne Heide,
Auf der man Blumen bricht und Blüten:
O möchte doch ein Blatt nur bieten
Mir deine wundermilde Hand,
Laut priese ich die Augenweide.
Daran, o Fürst, sei du gemahnt!

16. Das Lehen.[1]

Ich hab' ein Leh'n, o Welt, ich hab' ein Lehen!
Nicht fürcht' ich mehr den Winter an den Zehen,
Zu kargen Fürsten darf ich nimmer flehen.
Hab' Dank, o edler König, für die Gabe!
Im Sommer frische Luft, im Winter warme Glut!
Wie freundlich rückt der Nachbar seinen Hut!
Ich bin ihm kein Gespenst mehr, seit ich habe.
O, Armut schmerzt! Ich habe sie empfunden,
Und meine Fiedel schlug oft herbe Wunden:
Nun jauchzt das Lied, wie in den schönsten Stunden.

---

[1] Obgleich Walther einem edelen Geschlecht entstammte, war er doch ein armer fahrender Sänger, der weiter nichts besaß als die Harfe und sein Lied. Von dem ruhelosen Wanderleben ermüdet, wagte er den Kaiser Friedrich II. um ein Lehn zu bitten. Dieser erhörte großmütig die Bitte des in größter Armut lebenden Sängers und belehnte ihn mit einem kleinen Hofe (wahrscheinlich in Würzburg). Walther giebt im obigen Liede seiner innigen und kindlichen Freude rührenden Ausdruck.

17. Der Bannstrahl.[1]

Herr Papst, ich bin doch sündenrein,
Denn ich will euch gehorsam sein;
Wir hörten euch der Christenheit gebieten,
Der Kaisertreue stets zu pflegen,
Als ihr ihm gabt der Gottheit Segen,
Daß wir ihn hießen „Herr“ und vor ihm knieten,
Vergeßt auch nicht des Heilands Spruch:
Wer segnet, soll gesegnet sein,
Doch wer im Herzen fluchend grollt,
Den treffe vollgemess'ner Fluch!
Bei Gott, bedenkt doch dies allein,
So ihr der Pfaffen Ehre wollt!

18. Zwei Zungen.

Gott giebt zum König, wen er will,
Darüber staune ich nicht viel;
Uns Laïen wundert nur der Pfaffen Lehre.
Sie widerrufen so bereit,
Was sie gelehrt vor kurzer Zeit.
Bei Gottes und der eig'nen Ehre
Gesteht uns offen und in Treue,
Durch welches Wort ihr uns betrogen.
Erkläret eines aus dem Grunde,
Ob nun das alte oder neue!
In einem sind wir doch belogen:
Zwei Zungen stehen schlimm in einem Munde.

19. Der welsche Schrein.[2]

Ahi, wie christlich nun der Papst ins Fäustchen lacht,
Wenn er den Welschen sagt, wie er es hier gemacht.
Pfui, was er spricht, o hätt' er's lieber nie gedacht:
Ich habe zwei Alemannen[3] auf einen Thron gebracht.

---

[1] Obgleich Walther ein guter Sohn der römischen Kirche war, so eiferte er doch gegen die Herrschsucht der Priester, den Mißbrauch des Bannes, den Ablaßhandel, die Doppelzüngigkeit und vor allem gegen die Überhebungssucht des Papstes dem deutschen Kaiser gegenüber. [2] Der welsche Schrein: unter „welsch“ ist „fremdländisch,“ hier insbesondere „römisch“ zu verstehn. Papst Innocenz III. hatte Ostern 1213 die Aufstellung von Opferstöcken zur Einsammlung von Steuern für den Kreuzzug befohlen. Der Dichter glaubt, daß das Geld, welches in den „welschen Schrein“ geworfen wird, von den Priestern zum Wohlleben verwendet werden wird. Der Spruch bezeugt Walthers Parteileidenschaft. [3] Otto IV. und Friedrich II.; die Deutschen wurden häufig von den Ausländern Alemannen genannt.

Und während das Reich zu verwüsten sie weder ruh'n noch rasten,
Füll' ich so recht gemütlich in Rom den Opferkasten.
Hei, wie zum Stock sie ziehen! Ihr Gut wird alles mein,
Das deutsche Silber wandert in meinen welschen Schrein,
Ihr Pfaffen, esset Hühner und trinkt vom besten Wein!
Was ist's auch, wenn die Deutschen in ihrer Thorheit fasten!

20. Adler und Löwe.

Herr Kaiser, wenn durch Schwert und Strang
Der Friede Deutschlands euch gelang,
Wird sich das Ausland huldigend verneigen.
Es ist ein Ruhm, der mühlos krönt,
Und wenn ihr noch die Christenheit versöhnt,
Wie wird der Heiden Übermut dann schweigen!
Ihr habt des Kaisers Doppelmacht auf Erden:
Des Adlers Milde, des Löwen Kraft;
Das Wappen ist's auf eurem Schilde. —
O wenn die beiden Kampfgefährten
Bekriegten einst die Heidenschaft,
Wer trotzte ihrer Macht und Milde.

21. Am Lebensabend.

Ich trete vor den edlen Kranz
Der Frau'n und Ritter als ein Greis,
Und fordere der Ehren Preis
Noch mehr denn in der Jugend Glanz.

Der Sommer vierzig sind verrauscht,
Daß ich von Lenz und Liebe sang.
Wie oft habt ihr der Saite Klang
In jungen Tagen einst gelauscht!

Da sprang in Wonne uns das Herz.
Nun trauert mein's, das eure lacht;
Die Fiedel hat mir nichts gebracht,
O kommt und lindert meinen Schmerz!

Doch müßt' ich auch als ärmster Mann
Zu Fuße gehn, so streb' ich doch
Nach höchster Manneswürde noch,
Wie ich von Kindheit auf gethan.

Und bin, ob vom geringsten Blut,
Doch reich an Ehren. Tiefgekränkt
Ist nur der Mann, der niedrig denkt,
Der Hochgesinnte ist mir gut.

Heil dem, der für das Höchste glüht,
Bis ihm das Auge sterbend bricht!
Ein Kranz des Ruhmes sich ihm flicht,
Der ewig grünt und ewig blüht.

22. Abschied von der Welt (verkürzt).

Ich seh' es, Welt, so lohnst du mir!
Was du mir gabst, du nimmst es wieder,
So manches Glück, die süßen Lieder,
Wir scheiden alle nackt von dir!

Ich setzte tausendmal für dich
Wohl Leib und Seele ein. Doch heut
Bin alt ich dir zum Possenspiel,
Und lachst du nur, wenn's zornig mich gereut.

Nur zu in deinem Übermut!
Einst wird der Tag des Jammers kommen
Und nimmt dir, was du uns genommen
Wenn dich versengt der Hölle Glut!

D'rum rüste, Seele, dich zur Fahrt!
Ich habe manchem oft und viel
Das Herz erfreut durch Saitenspiel,
Hätt' ich nur selber mich bewahrt!

Wann Erdenliebe ich erhob,
Kam Seele in des Zornes Brand:
Nur wahre Minne hat Bestand,
Ein Wahnsinn, sprach sie, ist dein Lob.

Laß Erdenliebe, sie zerbricht,
Und halte Gottesminne wert!
O glaube mir, die du begehrt,
Sie ist die echte Liebe nicht!

23. Einst und Jetzt.[1]

1 O weh, wohin entschwunden ist mir so manches Jahr?
War nur ein Traum mein Leben oder ist es wahr,
Was ich auf Erden schaute mit meiner Augen Licht?
Gewiß, ich hab' geschlafen und ich weiß es nicht.
2 Und nun bin ich erwachet und ist mir unbekannt,
Was ich vor Zeiten kannte wie meine andre Hand.
Wo ich als Kind gewandelt auf meiner Heimat Höh'n,
Sieht man mich an, als hätten sie niemals mich gesehn.
3 Die mir Gespielen waren, wie träg' sind sie und alt!
Wo einst im heiligen Dunkel gerauscht der Tannenwald,
Da seh' ich stolze Pflüge die tiefen Furchen ziehn,
Nur du, geliebtes Wasser, strömst noch wie sonst dahin.
Ja, selbst der Freund, von dem ich einst schied mit warmem Kuß,
Geht jetzt an mir vorüber und schenkt mir keinen Gruß.
D'rum weh mir, wenn ich denke an manchen schönen Tag,
Der mir dahin zerronnen, wie in das Meer ein Schlag,
Für immer, weh, o weh!

1 O weh, wie traurig blicken die Jünglinge vor sich,
Sie, denen nie vor Kummer die Wange sonst erblich!
Auf ihren Schultern lasten nun Sorgen bang und schwer,
Wohin der Blick sich wendet, ist alles freudenleer.
2 Kein Tanz auf grüner Heide, kein Lachen, kein Gesang,
Man sah noch nie die Christen so jammervoll und bang.
Wie auf dem Haupt der Frauen das Stirngebände ruht,
Und wie sich bäurisch kleiden die Ritter hochgemut!

[1] Diese Elegie ist eins der letzten und schönsten Lieder Walthers. „Wie im Traum erscheint ihm das Leben, das so rasch davon geflogen ist, er sieht die freudlose Gegenwart und erhebt laute Klage über die hoffnungslose Weltlage,

3 O Deutschland, armes Deutschland, wohl hast du Grund zu klagen,
Rom hat dich nie gesegnet, du hast jüngst Bann ertragen.
Das thut mir weh, o glaubt mir, einst war's so wonnevoll,
Daß ich, anstatt zu lachen, nun weinen, weinen soll.
Die Vöglein selbst im Walde betrübet unser Klagen,
Was Wunder, muß ich Ärmster darüber ganz verzagen?
Was sprichst du? Nein, es war ja der Zorn nur, der so sprach,
Wer Erdenwonne folget, verliert den Himmel, ach
Für immer, weh, o weh!

1 O weh, wie lieblich duften die Blumen dieser Welt!
Und doch ist all ihr Honig vergiftet und vergällt.
Es ist die Welt von außen so weiß, so grün, so rot,
Doch sieht man sie von innen, ist schwarz sie wie der Tod.
2 Wer nun durch sie verleitet, der komm', ich weiß ihm Rat;
Der Büßer findet Gnade für schwerste Missethat.
Auf, Ritter, auf, und heftet euch an des Kreuzes Bild!
Wozu tragt ihr die Helme, wozu den festen Schild,
3 Wozu die lichten Ringe und das geweihte Schwert?
O Gott, daß ich auch wäre für dich zu streiten wert!
Ich armer Mann, ich könnte verdienen reichen Sold.
Nicht Ackerland, nicht Burgen und nicht der Herren Gold —
Die Himmelskrone selber möcht' auf dem Haupt ich tragen,
Die der geringste Söldner durch Speerwurf kann erjagen.
O daß ich ziehen könnte mit euch wohl über die See,
Wie wird ich singen und jubeln: Heil mir! und nicht: O weh,
O nimmer: Weh, o weh!

---

den Verfall der Sitten, die Enttäuschungen, welche ihm das Erdendasein eingebracht hat. Doch mutvoll erhebt er den Blick zu dem wahren Glück der unvergänglichen Welt und mahnt, nach diesem höchsten Ziele ritterlich zu ringen. So umspannt das Gedicht die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Menschendaseins, ist ein Scheidegruß an die Erde und ein Anklopfen an den Himmel."

Literatur: M. Haupt, die Gedichte Walthers von der Vogelweide: 1875. — K. Bartsch (Pfeiffers Ausgabe), Walther v. d. V., 1880. — Übertragung von E. Samhaber, 1884; von Adalb. Schröter, 1881. — Anton E. Schönbach, Walther von der Vogelweide, ein Dichterleben, 1890. — W. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers v. d. V., 1882. — E. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.

11. Das Volkslied. 1300—1700

Proben aus „Des Knaben Wunderhorn“ von Arnim und Brentano und aus Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. — In neuhochdeutscher Fassung und moderner Orthographie.

> Das Menschliche, Ursprüngliche und Naturgemäße ist überall auch das Poetische und so gehört das Volkslied, bei der treffenden Wahrheit seines Ausdruckes, zu dem Schönsten und Bewunderungswürdigsten, was die deutsche Dichtung hervorgebracht hat.
>
> Otto Roquette.

1. Die Lilien.

1. Es ritt ein Herr und auch sein Knecht
Wohl über die Heide, die war schlecht, ja schlecht![1]
Und alles, was sie red'ten da,
War alles von einer wunderschönen Frauen, ja Frauen.

2. „Ach Schildknecht, lieber Schildknecht mein,
Was red'st von meiner Frauen, ja Frauen?
Und fürchtest nicht den braunen Schild?
Zu Stücken will ich dich hauen, vor meinen Augen.“

3. „Euren braunen Schild, den fürcht' ich klein,
Der lieb' Gott wird mich wohl behüten, behüten!“
Da schlug der Knecht sein' Herrn zu Tod;
Das geschah um der Frauen Güte, ja Güte.

Gedankengang: Aus Leichtsinn, Eitelkeit und Langerweile liebäugelt die junge Frau eines Ritters mit dessen Schildknappen. Die letzteren geraten auf einem Ritte in einen Wortwechsel über die schöne Frau, ein Zweikampf erfolgt, der Knappe erschlägt den Herrn. Erfreut meldet er der Geliebten, daß ihr Gatte auf der fernen Heide erschlagen liege, und daß daher ihrer so lang ersehnten Vereinigung jetzt kein Hindernis mehr entgegen stehe. Ihr erstes Gefühl ist das der Befriedigung, nun mit dem Geliebten mutterseelenallein in der

[1] Schlecht = schlicht, eben.

4. „Nun will ich heimgehn landwärts ein
Zu einer wunderschönen Frauen, ja Frauen!
Ach, Fraue, gebt mir's Botenbrot,[1]
Eur' edler Herr und der ist tot, so fern auf breiter Heide."

5. „Und ist mein edler Herre tot,
Drum will ich nicht weinen, ja weinen;
Den schönsten Buhlen[2] den ich hab',
Der sitzt bei mir daheime, mutteralleime.

6. Nun sattel mir mein graues Roß,
Ich will von hinnen reiten, ja reiten!"
Und da sie auf die Heide kam,
Die Lilien thäten sich neigen, auf breiter Heiden.

7. Auf band sie ihm sein' blanken Helm
Und sah ihm unter sein' Augen, ja Augen.
„Nun muß es Christ geklaget sein,
Wie bist du so sehr zerhauen, unter dein' Augen!

8. Nun will ich in ein Kloster ziehn,
Will den lieben Gott für dich bitten, ja bitten!
Daß er dich ins Himmelreich woll lan (lassen);
Das gescheh durch meinen Willen, schweig stille!"

Burg sein zu dürfen. Doch regt sich zugleich in ihr das Verlangen, den Toten wenigstens noch einmal zu sehn. Als sie allein durch die Heide reitend an die Todesstätte gelangt, da wenden die Lilien ihr reines Blumenantlitz von ihr weg und klagen sie schweigend des Mordes an. Das leichtsinnige Liebesspiel weicht dem bittren Todesernst. Sie muß das Antlitz, das einst liebe, des ermordeten Gemahls noch einmal sehn. Sie bindet ihm den Helm ab und schaut in die blutig entstellten Züge. Tiefer Schmerz erfüllt ihre reuige Seele, verstummt ist alle Weltlust, büßend zieht sie ins Kloster, die schwere Schuld zu sühnen und für die ewige Ruhe des Gatten zu beten.—Das in seiner rauhen Einfachheit ergreifende Gedicht zeigt so recht die Natur des Volksliedes. Es werden nur die einfachen Thatsachen sprungweise und lückenhaft aneinander gereiht. Dem Hörer fällt die Aufgabe des Mitdichtens zu, ihm bleibt es überlassen, die Motive der Handlungen, die Gemütszustände, die psychologische Entwickelung des Ganzen aus eigener Schöpferkraft hinzuzufügen. (Nach Vilmar.)

---

[1] **Botenbrot** = Belohnung für die gute Botschaft, nämlich die Hand der Herrin. [2] **Buhle,** von buolen d. h. lieben oder sich um Liebe bewerben, der oder die Geliebte. Erst später bekam das Wort eine üble Bedeutung.

2. Das Lied vom Herrn von Falkenstein.

1. Es liegt ein Schloß im Hessenland,
Es ist an Ehren reiche,
Falkenstein ist es genannt,
Wo find't man seines Gleichen?

2. So ritt der junge von Falkenstein,
Zur Burg wollt' er auf reiten,
Den Schild den schob er neben sich,
Das Schwert an seiner Seiten.

3. Da er wohl über die Heide trabt,
Da führt er einen Gefangnen;
Da begegnet ihm eine Fraue zart
Mit rosenlichten Wangen.

4. „Seid ihr der junge von Falkenstein
Und seid des Lands ein Herre,
So gebt mir wieder mein schönes Lieb,
Um aller Frauen Ehre!"

5. „O Fraue zart, das thue ich nicht,
Darum dürft ihr nicht trauern!
Er muß gen Falkenstein in den Turm,
Darin muß er verfaulen."

6. Muß er gen Falkenstein in den Turm,
Und muß darin verfaulen,
So will ich unter den Mauern stehn
Und will ihm helfen trauern."

7. Da sie unter die Mauern kam,
Sie hört ihr schönes Lieb drinnen:
„O, daß ich dir nicht helfen mag,
Das bringt mich von meinen Sinnen."

8. „Zieht heim, zieht heim, o Fraue zart,
Und tröstet eure Waisen,
Und nehmt über's Jahr einen andern Mann,
Und vergesset eures Leides."

9. „Nehm ich über's Jahr einen andern Mann,
Der schlägt mir meine Waisen,
Das thät mir an dem Herzen Zorn:
O weh meines großen Leides!

10. „Wär's daß Frauen Harnisch trügen,
Wie die Ritter und die Knechte,
Ich wollt' mit dem Herrn von Falkenstein
Um meinen Herzliebsten fechten."

Gedankengang: Der junge Herr von Falkenstein führt einen Gefangenen auf seine Burg, den er nach der grausamen Sitte der Zeit im unterirdischen Kerker verfaulen lassen will. Flehentlich bittet die liebliche Gattin des Gefangenen ihn loszugeben. Aber streng und kalt weist der junge Herr ihre Bitte ab. Sie folgt beiden bis auf die Burg, hört wie ihr geliebter Mann in das Kerkergrab hinabgelassen wird und bleibt, fast von Sinnen vor Schmerz, an der Turmmauer liegen. Von dem Leid der Frau ergriffen, fordert der Herr von Falkenstein sie auf, zu ihren Kindern zu gehn und sich einen anderen

11. „O Fraue zart, das thue ich nicht,
Das brächt' mir immer Schande;
Nehmt ihr wieder euer schönes Lieb
Und zieht mit ihm zu Lande!"

12. „Gott behüt' den Herrn von Falkenstein,
Gott tröst' den Herrn von Falkenstein,
Gott friste ihm das Leben!"

3. Das Schloß in Österreich.

1. Es liegt ein Schloß in Österreich,
Das ist gar wohl erbauet
Von Silber und von rotem Gold,
Mit Marmelstein vermauret.

2. Darinnen liegt ein junger Knab'
Auf seinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd
Bei Nattern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
Wohl vor den Turm gegangen:
„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Wie hart liegst du gefangen!"

4. „Ach Vater, liebster Vater mein!
So hart lieg' ich gefangen,
Wohl vierzig Klafter tief unter der Erd
Bei Nattern und bei Schlangen."

5. Sein Vater zu dem Herren ging,
Bat um des Sohnes Leben.
„Dreihundert Gülden will ich euch
Wohl für den Knaben geben."

Ernährer zu suchen. Durch ihren Schmerz zur Heldin geworden, fordert sie, die liebliche, zarte Frau, den gewaltigen Ritter zum Kampf auf Leben und Tod. Überwunden von solch hoher Gattenliebe und solch ritterlichem Mut giebt Herr von Falkenstein den Gefangenen frei und erlaubt ihm, mit der treuen Gattin „zu Lande", d. h. zur Heimat, zu ziehn. Ein Jubelruf des Dankes entringt sich der Brust des jungen Weibes über den Edelmut des Ritters.

Gedankengang: Das Lied besingt das tragische Geschick eines unschuldig hingerichteten Knaben. Der feine, schöne Jüngling hat sich insgeheim die Liebe einer fürstlichen Jungfrau erworben. Diese schenkt ihm zum Zeichen ihrer Huld eine goldene Kette. (Sie hat ihn damit „erzogen", d. h. an sich und dadurch ins Unglück gezogen.) Die goldene Kette wird zum Verräter ihres

6. „„Dreihundert Gülden die helfen da nicht,
Der Knabe der muß sterben:
Er trägt von Gold eine Kette am Hals,
Die bringt ihn um sein Leben.““

7. „Trägt er von Gold eine Kette am Hals,
Die hat er nicht gestohlen,
Hat ihm eine zarte Jungfrau verehrt,
Darbei hat sie ihn erzogen.“

8. Man bracht' den Knaben wohl aus dem Turm,
Man gab ihm das Sacramente:
„Hilf, reicher Christ, vom Himmel hoch,
Es geht mir an mein Ende.“

9. Man bracht' ihn zum Gericht hinaus,
Die Leiter mußt' er steigen:
„Ach Meister, lieber Meister mein,
Laß mir eine kleine Weile!“

10. „„Ein kleine Weile laß ich dir nicht,
Du möchtest mir sonst entrinnen,
Langt mir ein seiden Tüchlein her,
Daß ich ihm seine Augen verbinde!““

11. „Ach, meine Augen verbind mir nicht,
Ich muß die Welt anschauen,
Ich sehe sie heut und nimmermehr
Mit meinen schwarzbraunen Augen.“

12. Sein Vater beim Gerichte stand,
Sein Herz wollt ihm zerbrechen:
„„Ach Sohne, liebster Sohne mein,
Deinen Tod will ich schon rächen.““

Liebesbündnisses. Möglicherweise leugnet die Jungfrau nun alle Beziehungen zu dem Jüngling ab. Der erzürnte Vater der Jungfrau wirft den bürgerlichen Knaben in das finstere Burgverließ. Der Vater des Knaben, ein reicher, angesehener Bürger, bietet dem Fürsten ein für die Zeit überreiches Lösegeld. Allein der Fürst, welcher nur Standesgefühl, kein Herz besitzt, läßt ihn aus dem schauerlichen Kerker zur Richtstätte führen. Rührend ist die noch einmal erwachende Lebenslust des Knaben, wie seine Bitte an seinen Vater, alle Rachegedanken aufzugeben. Nur der Schmerz, den seine Mutter durch seinen Tod erleiden wird, bekümmert ihn tief. Nach der Hinrichtung befiehlt ein Engel, den Knaben vom Galgen zu nehmen. Der Vater nimmt blutige Rache an dem Fürsten. Die drei Jungfräulein zu Wien in Österreich verewigen das tragische Ereignis im Liede.

13. „Ach Vater, liebster Vater mein,
Meinen Tod sollt ihr nicht rächen,
Bringt meiner Seelen ein schwere Pein,
Um Unschuld will ich sterben.

14. Es ist nicht um mein' stolzen Leib
Noch um mein junges Leben,
Es ist um meine Frau Mutter daheim,
Die weinet also sehre."

15. Es war kaum an dem dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel:
Man sollt' den Knaben nehmen ab,
Sonst würd' die Stadt versinken.

16. Es war wohl kaum ein halbes Jahr,
Der Tod, der ward gerochen:
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Um's Knaben willen erstochen.

17. Wer ist, der uns dies Liedlein sang?
So frei ist es gesungen.
Das haben gethan drei Jungfräulein
Zu Wien in Österreiche.

4. Ich hört' ein Sichellein rauschen.[1]

1. Ich hört' ein Sichellein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlorn.

2. „Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht' nicht, wie es geh';
Ich hab mir ein Lieb erworben
Im Veiel und grünen Klee."

3. „Hast du ein Lieb erworben
Im Veiel und grünen Klee,
So steh ich hier alleine,
Thut meinem Herzen weh."

4. Laß rauschen das Sichellein, rauschen,
Und klingen durch das Korn!
Ich weiß ein Mägdlein trauern,
Sie hat ihr Lieb verlorn.

[1] Zwei Schnitterinnen, eine traurige und eine fröhliche, unterhalten sich. Die traurige Maid denkt beim wehmütigen Klang der Sichel, welche unbarmherzig die stolzen Halme niedermäht, an ihr verlorenes Liebesglück, die fröhliche Gefährtin denkt noch in der Erntezeit an den Frühling, da sie „im Veiel (Veilchen) und grünen Klee" den Liebsten gewann. „Nimm es dir nicht so zu Herzen, ich acht' nicht wie es ergeh" tröstet sie die Verlassene. „Du bist im Glück und verstehst mein Leid nicht" entgegnet die Traurige, „allein und unverstanden muß ich mein Weh tragen."

5. Gruß in die Ferne.

1. Soviel Stern' am Himmel
stehen,
Soviel Schäflein als da gehen
In dem grünen, grünen Feld,
Soviel Vöglein, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Sovielmal sei du gegrüßt!

2. Soll ich dich denn nimmer
sehen?
Ach, das kann ich nicht verstehen;
O, du bittrer Scheidens-Schluß!
Wär' ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein Lieb erworben,
Wär' ich jetzo nicht betrübt.

3. Weiß nicht, ob auf dieser
Erden
Nach viel Trübsal und Beschwerden
Ich dich wiedersehen soll.
Was für Wellen, was für Flammen,
Schlagen über mich zusammen,
Ach, wie groß ist meine Not!

4. Mit Geduld will ich es
tragen,
Alle Morgen will ich sagen:
O mein Schatz, wann kommst zu mir?
Alle Abend will ich sprechen,
Wenn mir meine Äuglein brechen:
O mein Schatz, gedenk' an mich!

5. Ja, ich will dich nicht vergessen,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett schlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie ein Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.

6. Innsbruck, ich muß dich lassen.

1. Innsbruck, ich muß dich las-
sen,
Ich fahr' dahin mein Straßen
In's fremde Land dahin.[1]
Mein' Freud' ist mir genommen,
Wie soll ich die bekommen,
Wenn ich im Elend[2] bin.

2. Groß' Leid muß ich jetzt tra-
gen,
Das ich allein thu' klagen
Der Herzgeliebten mein.
Ach Lieb, nun laß mich Armen
Im Herzen dein erbarmen,
Daß ich muß ferne sein.

3. Mein Trost ob allen Weiben![3]
Dein thu' ich ewig bleiben,
Stets treu, in Ehren fromm.[4]
Nun muß dich Gott bewahren,
In aller Tugend sparen,[5]
Bis daß ich wieder komm'.

---

[1] Der Geliebte wandert in die Fremde und giebt seinem Abschiedsschmerz tiefen Ausdruck.
[2] Elend = Ausland, Fremde. [3] Über alle Weiber liebe ich dich. [4] Den Gesetzen der Ehre gemäß. [5] behüten.

7. Das Mühlrad.[1]

1. Dort hoch auf jenem Berge,
Da geht ein Mühlenrad,
Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.

2. Die Mühle ist zerbrochen,
Die Liebe hat ein End',
So geseg'n dich Gott mein Herzlieb!
Jetzt fahr' ich ins Elend.

8. Ungleiche Liebe.[2]

1. Es warb ein schöner Jüngling
Über ein' breiten See
Um eines Königs Tochter,
Nach Lieb geschah ihm Weh.

2. Ach Elslein, liebstes Elslein,
Wie gern wär' ich bei dir!
So fließen zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen mir und dir.

9. Gruß.

1. Wenn du zu mei'm Schätzchen kommst,
Sag, ich ließ sie grüßen;
Wenn sie fraget, wie mir's geht:
Sag, auf beiden Füßen.

2. Wenn sie fraget, ob ich krank?
Sag, ich sei gestorben;
Wenn sie an zu weinen fangt,
Sag — ich käme morgen.

10. Scheiden.[3]

1. Ach Gott, wie weh thut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwund't.
So trab ich über die Heiden
Und traure zu aller Stund.
Der Stunden, der sind allsoviel!
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

2. Mein Gärtlein auserkoren
Von Veiel und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Thut meinem Herzen weh;
Ist mir erfror'n bei Sonnenschein,
Ein Kraut: Jelängerjelieber,[4]
Ein Blümlein: Vergißnichtmein.

---

[1] Das Lied vergleicht die Liebe mit einer Mühle, die Tag und Nacht mahlt. Die Untreue der Geliebten wird mit dem Bruch des Mühlrades verglichen. [2] Das Lied schildert die hoffnungslose Liebe eines Jünglings niederen Standes zu einer Königstochter. Zwei tiefe Wasser — der See und der Standesunterschied — verhindern ihre Vereinigung. [3] Der Scheidende vergleicht seine Liebe mit einem Garten im Frühlingsschmuck, der plötzlich von einem Spätfrost (irgend einem hereinbrechenden Geschick: Verbot der Eltern, oder die Notwendigkeit an einen andern Ort ziehen zu müssen, oder Wankelmut der Geliebten) zerstört wird. [4] Die Blume Jelängerjelieber ist das Sinnbild der Liebe, das Vergißmeinnicht ist das Symbol der Treue.

3. Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine,
Ihr Mündlein ist so zart,
Ihr' Äuglein die sind hübsch und fein,
Wann ich an sie gedenke,
Gern wollt' ich bei ihr sein.

4. Sollt ich mein Lieb aufgeben
Wie oft ein andrer thut,
Sollt führ'n ein fröhlich's Leben,
Sollt haben leichten Mut.
Das kann und darf doch nicht gesein;
Gesegen dich Gott im Herzen!
Es muß geschieden sein.

11. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

1. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönsten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

2. Ein Knabe hatt' ein Mägdlein lieb,
Sie liefen heimlich vom Hause fort,
Es wußt' es nicht Vater noch Mutter.

3. Sie liefen weit ins fremde Land,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

4. Auf ihrem Grabe Blaublümlein blühn,
Umschlingen sich treu wie sie im Grab;
Der Reif sie nicht welket, nicht dorret.

12. Die Nonne.

1. Ich stand auf hohem Berge,
Sah in den tiefen Rhein,
Ein Schifflein sah ich schweben,
Drei Grafen waren drein.

2. Der jüngste von den Grafen,
Der in dem Schifflein saß,
Bot mir einmal zu trinken
Den Wein aus seinem Glas.

3. „Was giebst du mir zu trinken,
Was schenkst du mir den Wein?
Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Graf."

4. Was zog er von dem Finger?
Ein goldnes Ringlein rot.
„Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
Trag ihn nach meinem Tod."

5. Es stand wohl an ein Vierteljahr,
Dem Grafen träumt's gar schwer,
Als ob sein herzallerliebster Schatz
In's Kloster 'gangen wär.

6. „Steh auf, steh auf, o Reitknecht mein,
Satt'l mir und dir ein Pferd;
Wir wollen reiten Berg und Thal,
Der Weg ist reitenswert.

7. Und als er vor das Kloster kam,
Gar leise pocht' er an:
„Wo ist die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an?"

8. „Es ist ja keine gekommen,
Es kommt auch keine heraus!"
„So will ich das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus!"

9. Da kam sie hergeschritten,
Schneeweiß war sie gekleid't.
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonne war sie bereit.

10. Sie bot ihm noch zu trinken,
Zu trinken aus dem Glas.
Das Glas thät ihm zerspringen,
Zerspringen auch sein Herz.

11. Mit ihren schneeweißen Händen
Grub sie dem Grafen ein Grab,
Aus ihren schwarzbraunen Augen
Sie ihm das Weihwasser gab.

12. Mit ihren zarten Händen
Zog sie den Glockenstrang.
Mit ihrem roten Munde
Sang sie den Grabgesang.

13. Die Königskinder.

1. Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

2. „Ach, Liebster, könntest du schwimmen,
So schwimm doch herüber zu mir!
Drei Kerzen will ich anzünden,
Und die sollen leuchten zu dir."

3. Das hört' ein falsches Nönnchen,
Die thät als wenn sie schlief;
Sie thät die Kerzen auslöschen,
Der Jüngling ertrank so tief.

4. Es war an ein'm Sonntagmorgen,
Die Leute war'n alle so froh;
Nicht so die Königstochter,
Die Augen saßen ihr zu.

5. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh;
Ich möcht so gern spazieren
Wohl an die grüne See."

6. „Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn;
Weck auf deine jüngste Schwester
Und die soll mit dir gehn."

7. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Meine Schwester ist noch ein Kind.
Sie läuft ja nach all den Blümlein,
Die auf Grünheide sind."

8. „Ach Tochter, herzliebste Tochter,
Allein sollst du nicht gehn.
Weck auf deinen jüngsten Bruder,
Und der soll mit dir gehn."

9. „Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Mein Bruder ist noch ein Kind;
Er schießt ja nach all den Vöglein,
Die auf Grünheide sind."

10. Die Mutter ging nach der Kirche,
Die Tochter hielt ihren Gang;
Sie ging so lange spazieren,
Bis sie einen Fischer fand.

11. „Ach Fischer, liebster Fischer,
Willst du verdienen groß Lohn,
So wirf dein Netz ins Wasser
Und fisch' mir den Königssohn!"

12. Er warf sein Netz ins Wasser,
Es ging bis auf den Grund;
Er fischt und fischte so lange,
Bis daß er den Königssohn fand.

13. Sie schloß ihn in ihre Arme
Und küßt' seinen bleichen Mund:
„Ach Mündlein, könntest du sprechen,
So wär' mein jung Herze gesund!"

14. Was nahm sie von ihrem Haupte?
Eine goldene Königskron:
„Sieh da, wohledler Fischer,
Das ist dein verdienter Lohn!"

15. Was zog sie von ihrem Finger?
Ein Ringlein von Golde so rot:
„Sieh da, du armer Fischer,
Kauf' deinen Kindern Brot."

16. Sie schloß ihn an ihr Herze
Und sprang mit ihm in die See:
„Gut' Nacht, mein Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmermeh'!"

17. Da hört' man Glöcklein läuten,
Da hört' man Jammer und Not:
Hier liegen zwei Königskinder,
Sie sind alle beide tot!

14. Der Gefangene.

Es waren drei Soldaten,
Dabei ein junges Blut,
Sie hatten sich vergangen,
Der Graf nahm sie gefangen,
Setzt sie bis auf den Tod.

Es war ein wackres Mägdelein,
Dazu aus fremdem Land,
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zehen Meilen
Bis zu dem Grafen hin.

„Gott grüß euch, edler Herre mein,
Ich wünsch euch guten Tag;
Ach! wollt ihr mein gedenken,
Den Gefangenen mir zu schenken,
Ja schenken zu der Eh'."[1]

[1] Es kam vor, daß eine unbescholtene Jungfrau dadurch einen Gefangenen vom Tode zu befreien vermochte, falls sie ihn zu heiraten versprach.

„Ach nein, mein liebes Mägdelein,
Das kann und mag nicht sein,
Der Gefangene der muß sterben,
Gottes Gnad muß er erwerben,
Wie er verdienet hat.“

Das Mägdlein drehet sich herum
Und weinet bitterlich.
Sie lief in aller Eilen
Des Tags wohl zwanzig Meilen,
Bis zu dem tiefen Turm.

„Grüß Gott dich, Herzgefangener mein,
Es kann und mag nicht sein.
Ihr Gefangenen ihr müßt sterben,
Gottes Gnad sollt ihr erwerben,
Dazu die Seligkeit.“

Was zog sie aus ihrem Schürzlein?
Ein Hemd so weiß wie Schnee.
„Nimm hin, du Hübscher, du Feiner,
Du Herzallerliebster, du meiner,
Darin leid' du den Tod.“

Was zog er von seinem Finger?
Ein schönes Goldringelein.
„Nimm hin, du Hübsche, du Feine,
Du Herzallerliebste, du meine,
Das soll mein Denkmal sein.“

„Was soll mir das Goldringelein,
Wenn du mein nicht werden kannst?“
„Leg' du es in den Kasten,
Und laß es ruhn und rasten
Bis an den jüngsten Tag.“

„Und wenn ich über den Kasten komm'
Und schau das Ringlein an,
Da darf ich's nicht anstecken,
Das Herz möcht' mir zerbrechen,
Daß ich's nicht ändern kann.“

Literatur: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von Achim von Arnim und Clemens Brentano, 1806; neuere Ausgabe, 1854. — Goedeke und Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert; 1881. — Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, 1844. — Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes, 1867. — Siehe Band III von Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, Seite 000–000. — Die hervorragendsten moderneren Volkslieder (mit Singstimme und Klavierbegleitung) sind zu finden in Wenckebachs „Die schönsten deutschen Lieder,“ Seite 271–328.

12. Aus Freidanks Bescheidenheit

nach Karl Panniers Übersetzung. | um 1230. |

Die kleinen Sprüche merke fein,
Ein jeder ist ein Edelstein.
Altes Gold.

Bescheidenheit, so heiße ich der Tugend Krone sicherlich.
Von Freidank[1] ich geordnet bin, doch schwach ist aller Menschensinn.
Gott dienen mit beständ'gem Sinn ist aller Weisheit Anbeginn.
Wer um die kurze Lebenszeit giebt dahin die ew'ge Freud',
Hat selbst sich ganz und gar betrogen und zimmert auf dem Regenbogen.
Wer Gott so minnet wie er soll, des Herz ist aller Tugend voll.
Der Mensch, der lebt nach Gott's Gebot, in dem ist Gott und er in Gott.
Vor Gott kann nichts verborgen sein, er schaut in jedes Herz hinein.
Es sei übel oder gut, was im Finstern einer thut,
Und was im Herzen je erdacht, es wird doch bald ans Licht gebracht.
Sich selber kann besiegen nicht, wer nicht leistet der Welt Verzicht.
Es kann der Welt nichts Süß'res sein als nur das eine Wörtchen Mein.
Was auch noch so süß ihr ist, langweilt die Welt nach kurzer Frist.
Heute lieb und morgen leid, das ist der Welt Beständigkeit.
Die dumme Welt liebt alle Frist gerad' das, was ihr verboten ist.
Wer die Welt behalten kann und Gott zugleich, welch sel'ger Mann!
Wer reich ist und mitteilen will, der hat immer Freunde viel.
Manch armer Herr hält Tugend fest, doch wird er reich, er sie verläßt.
Wem das, was er besitzt genügt, der ist reich wie sich's auch fügt.
Wenn aller Leute Sinn wär' gleich, so wäre niemand arm noch reich.
Wer dem Alter und der Jugend wahrt ihr Recht, das nenn' ich Tugend.
Wer seinen Mund hat in Gewalt, der mag mit Ehren werden alt.
Wer da eigen oder frei, der von Geburt nicht edel sei,
Der mach' mit Wandel tugendlich zum Edelmanne selber sich.
Wer Tugend hat ist wohlgeboren, Adel ohne Tugend ist verloren.
Das Gut mag wohl heißen gut, mit dem man andern Gutes thut.
Man soll nach Gute werben, als müßte nie man sterben,

[1] Freidank = Freidenker, Bescheidenheit = Bescheidung, Lebensweisheit, also „des Freidenkers Lebensweisheit“; die weltliche Bibel des Mittelalters.

Um es so recht dann hinzugeben, als sollt' man keine Woche leben.
Wenn jeder Mann, dünkt meinem Mut, nach seiner Tugend hätte Gut,
So würde mancher Herr ein Knecht, und mancher Knecht hätt' Herren-
recht.
Es ist kein Kaiser also reich, ich bin ihm in Gedanken gleich.
Ich gäbe meinen freien Mut nicht hin selbst um das höchste Gut.
Gott hat den Weisen Sorg' gegeben, den Thoren aber ruhig Leben.
Der weise Mensch wird Gottes Kind, die andern alle Thoren sind.
Es ist mir keine Weisheit wert, wenn sie das Seelenheil nicht mehrt.
Die Weisheit oft alleine steht, die Thorheit mit Gefolge geht.
Der Weisen und der Thoren Streit hat nun gewährt schon lange Zeit,
Und muß wohl auch noch lange währen, man kann sie beide nicht ent-
behren.
Der Böse nur vom Bösen spricht, das er gesehn, vom Guten nicht.
Der Böse nimmermehr versteht, wie durch die Welt der Biedre geht,
Noch besser ist der Bösen Haß als ihre Freundschaft, merket das.
Ein Mann soll Gut und Ehr' erjagen und dennoch Gott im Herzen tragen.
Die Trunkenheit ist nimmer gut, sie tobt und fälschet weisen Mut;
Sie ist ein Raub der Tugend gar, des Todes Bild, das nehmet wahr.
Die Trunkenheit ist selten frei, Sünd', Schand' und Schaden sind dabei.
Es trinken Tausend sich den Tod, eh einer stirbt von Durstes Not.
Getreuer Freund, erprobtes Schwert, die sind in Nöten Goldes wert.
Man kann mit leichten Sinnen manchen Freund gewinnen.
Doch der muß sein ein weiser Mann, der guten Freund behalten kann.
Wenn der Himmel wär' Papier, dazu das weite Erdrevier,
Und alle Sterne Pfaffen, die Gott je hat erschaffen,
Sie könnten nicht zu Ende schreiben das große Wunder von den Weiben.
Vom Freun die Fraun sind zubenannt, ihre Freud' erfreuet alles Land;
Wie wohl das Freuen der erkannte, der sie zum ersten Frauen nannte.
Wenn man die Wahrheit sagen soll, so ist auf Erden keinem wohl,
Als wer ein Weib hat, lieb und traut, und fest auf ihre Treue baut.
Es hatten Adam und Simson schon und König David und Salomon
Weisheit genug und hohe Kraft, doch zwang sie Weibes Meisterschaft,
Wie oft das Weib auch unterliegt, zuletzt wird doch der Mann besiegt.
Was Gut's und Böses wird gethan, die Frauen haben Teil daran,
Am Besten und am Bös'sten, am Kleinsten und am Größten.
Das Weib ist besser als der Mann für den der Tugend schätzen kann,
Es schämt sich mancher Missethat, die nie ein Mann beachtet hat.
Ein Mann um manches Ehr' genießt, was guten Frauen Schande ist;
Den Mann so manches krönet, was die Frauen höhnet.

Thut ein Weib eine Missethat, wie sie der Mann wohl tausend hat,
Der tausend rühmet sich der Mann, doch ihre Ehr' soll sein verthan.
Das ist ein schlecht verteiltes Spiel, von solchem Rechte Gott nichts will.
Ungezwungen leicht ein Mann große Arbeit tragen kann,
Die ihn bedünkte viel zu schwer, wenn er dazu gezwungen wär,
Wie sehr ein Mann das Rechte thut, es dünkt nicht allen Leuten gut.
Wer sein Kind nicht erziehen kann, dem zieht es leicht der Henkersmann.
Unreine Wort' sind's die es fügen, daß gute Sitten unterliegen.
Schon oftmals Liebes mir geschah, wo ich mich Liebes nicht versah;
Manchem auch da Leid geschieht, wo er sich Leides nicht versieht.
Gar oft bin ich gestoßen an, wo ich mich glaubt' auf ebner Bahn.
Wer nur in sein Herz schauet recht, der redet nicht von andern schlecht.
Wer nur zu einem Pfennig geboren, wirbt der nach zwei'n ist er verloren.
Wer giebt, was er nur schwer entbehrt, die Gab' ist hohen Lohnes wert.
Reines Herz und reiner Mut, die sind in jedem Kleide gut.
Das Glück, es gleichet einem Balle, wer steigt, der fürchte, daß er falle.
Der Wahn wohnt manchen Leuten bei, daß ihr Leben das beste sei.
Mich dünkt, wenn ich alleine bin, von tausend Mann hätt' ich den Sinn;
Und komm ich hin, wo Leute sind, so bin ich thöricht wie ein Kind.
Maßlose Eile Schaden thut, maßvolle Weile die ist gut.
Viel schöne Blumen sind auf Erden, die aus bittrer Wurzel werden.
Wer da sich selber sollte erschaffen wie er wollte,
Mancherlei vergäße der, was Gott vergessen nimmermehr.
Ich sehe wohl des andern Rücken, doch meinen kann ich nie erblicken.
Kommt ein Ochs in fremdes Land, wird er doch als Rind erkannt.
Wo der Ochse trägt die Krone, hat Ehr' das Kalb ganz zweifelsohne.
Wenn der Esel reisen will, das macht den Disteln Schrecken viel.
Die Nachtigall hat Müh' und Leid, wenn Esel oder Ochse schreit.
Der Pfau hat eines Diebes Gang, Engels Kleid und Teufels Sang.
Die Mück' muß geben sich viel Müh', will den Löwen überbrüllen sie.
Man ließe Wölf' und Diebe leben, wenn sie nur reichlich könnten geben.
Das Jahr geht hin, der Tod geht her, er sagt uns Krieg an ohne Speer.
Der Tod die Leute von uns stiehlt, recht wie wenn einer Brettspiel spielt.
Der Tod, er ist das letzte Fest, das die Welt uns feiern läßt.
Den Anfang und das Ende halten Gottes Hände.

Literatur: H. E. Bezzenberger, Freidanks Bescheidenheit; 1872. — Übersetzungen des Freidank von Simrock, 1867; von Bacmeister, 1875; von Pannier, 1878. (Reclam Nr. 1049 und 1050). — E. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

13. Aus Berthold von Regensburgs Predigten.

um 1260

Aus Franz Göbel, Berthold von Regensburgs Missionspredigten.

Von den zehn Chören der Engel und der Christenheit. (Im Auszuge.)

Text: Das Himmelreich gleicht einem Acker, worin ein Schatz verborgen liegt. Math. 13, 44.

Das Himmelreich ist geziert und geehrt mit zehn Chören der heiligen Engel; deren ist einer schöner und höher, denn der andere, und die niederen Chöre hat unser Herr also geordnet, daß sie den oberen in etlichen Dingen unterthänig sind; die oberen Chöre hingegen sind den unteren in etlichen Dingen verpflichtet um den Dienst, den sie ihnen dienen. Und also hat der allmächtige Gott die heilige Christenheit gleich gemacht dem Himmelreich, und hat zehnerlei Leute auf Erden geordnet in der heiligen Christenheit, deren sind die einen auch höher als die andern, und die niederen müssen den oberen unterthänig sein mit Dienst; hingegen sind die oberen den niederen in etlichen Dingen verpflichtet, gleichwie die hohen Engel den niederen etliches schuldig sind. Der obersten Chöre der heiligen Engel sind drei, und diesen drei Chören sind die andern sieben Chöre jeglicher in etlichen Diensten unterthänig; so sind auch die drei höchsten Chöre den sieben Chören jeglicher etliche Dienste schuldig um ihren Dienst. Welchen Dienst die niederen Engel den oberen unterthänig sind, das geht uns irdische Leute nichts an, und welchen dann die höchsten Engel den niederen schuldig sind, damit haben wir nichts zu schaffen. Als der allmächtige Gott das Himmelreich ordnete mit den zehn Chören der heiligen Engel, da hat er die heiligen Engel noch nicht gefestet, sie konnten das Him=

melreich wohl verlieren. Es wurden denn auch etliche dem allmächtigen Gott abtrünnig und sind noch heute abtrünnig, und wurden allesamt zu Teufeln und sind noch heutzutage Teufel. Und es war nicht ein einziger ganzer Chor, der da mit Lucifer vom Himmelreich fiel, sie fielen aus den zehn Chören allen, aus ihrer jeglichem ein Teil, aus den höchsten und aus den niedrigsten und aus den mittelsten. Also fielen sie aus allen zehn Chören, und es war der zehnte Teil aller Engel, die da fielen aus den zehn Chören, so daß sie zu einem Chor gerechnet wurden der Zahl nach. Und alsbald wurden die andern Engel von Gott gefestet, daß sie nun das Himmelreich nimmer verlieren können. Damit dankte der allmächtige Gott der Treue und der Tugend, daß sie bei ihm blieben und nicht von ihm abtrünnig wurden. Nun will ich euch zuerst sagen, wer die zehnerlei Leute sind, womit die heilige Christenheit geordnet ist:

Die ersten dreierlei Leute sind die höchsten und die hehrsten, die der allmächtige Gott selber dazu erwählt und geordnet hat, daß ihnen die andern sieben alle unterthänig sein sollen. Die ersten, das ist der Papst und alle Pfaffen. Die sollen die Christenheit pflegen mit geistlichem Rechte und Gerichte und mit geistlicher Lehre, mit Beichte und mit Predigen; dazu hat sie der allmächtige Gott gesetzt und geordnet.

Die zweiten sind die Ordensleute. Die sollen auch die Leute weisen und lehren, sofern es ihnen befohlen ist und sie Erlaubnis haben; und sollen ihnen ein gutes Vorbild sein mit demütigem Leben, mit Geduld und Barmherzigkeit und früh und spät Gott anrufen mit Lesen, mit Singen und mit Gebet. Und das sollen sie thun dem allmächtigen Gott und seiner reinen Mutter zu Lob und zu Ehren und allen Christenleuten zu Heil und Segen und allen gläubigen Seelen zu Trost und Hülfe. Den Christenseelen im Fegefeuer ist das not, daß man ihnen Trost und Hülfe wünsche, daß sich Gott erbarme über ihre große Marter, denn die ist gar jammervoll und angstvoll.

Die dritten Leute, die auch von den höchsten sind, das sind

die Kaiser und Könige, die Herzöge und Grafen und alle weltlichen Herren, die Ritter und Herren sind und alle die, denen unser Herr auf Erden Gericht und Gewalt gegeben hat. Ihr seid den Gotteskindern schuldig, daß ihr sie schirmet vor Dieben, vor Räubern und vor Brandstiftern, vor Juden, vor Heiden und vor Ketzern, vor Meineidigen und vor ungerechter Gewalt. Euch sind die Hohen samt den Niederen befohlen, die Pfaffen und die Ordensgeistlichen, die Witwen und die Waisen. Denn unser Herr hat euch gar große Ehre und Gut darum verliehen und schönes Leben, und hat euch anderes nicht zu schaffen gegeben, als daß ihr ihm seinen edlen Schatz wohl behütet und bewahrt, so fern er euch befohlen ist und euch Gott dazu geordnet hat. Den Ordensgeistlichen sollt ihr euer Almosen geben und dazu Witwen und Waisen schirmen und ihnen Almosen geben. Thut ihr das nicht und nehmt ihr den Gotteshäusern mehr ab als ihr ihnen gebet, so seid ihr der heiligen Christenheit abtrünnig geworden, und man wirft euch in den Grund der Hölle zu den abtrünnigen Engeln.

Nun will ich euch sagen von den niederen Chören der heiligen Christenheit. Deren sollten noch sieben von rechtswegen sein, nun sind ihrer nur sechs; die ersten drei und sechs, das sind neun, der zehnte ist uns Christenleuten abtrünnig geworden, in gleicher Weise wie der zehnte Chor der Engel von dem oberen Himmelreich abtrünnig ward. Ihr andern sechs Chöre sollt euer Amt getreulich üben, daß ihr nicht abtrünnig werdet; denn ihr seid zu edel dazu, daß ihr des Teufels Genossen würdet in der ewigen Marter. Gott hat jeglichem von euch sein Amt geordnet wie er will, nicht wie du willst. Du wolltest gern ein Ritter oder ein Herr sein, mußt aber ein Schuhmacher sein oder ein Weber oder ein Bauer, wie dich eben Gott geschaffen hat.

Die ersten, das sind alle, die Gewand wirken; was für Gewand die Leute bedürfen, die gehören allesamt zu einander in ein Amt, sie wirken seidenes oder wollenes oder pelzenes Gewand, oder Schuhe oder Handschuhe oder Gürtel, oder was es ist, das zu dem

Gewand gehört — die sind alle zu einem Chor geordnet, und ihrer kann man in keiner Weise entbehren. Die sollen alle treu und redlich sein in ihrem Amte, den Pfaffen und den Laien, den Geistlichen und den Weltlichen, den Fürsten und den Dienstmannen, den Rittern und den Knechten, den Armen und den Reichen, dem Bauer wie dem Kaufmann.

Die zweiten Leute, die zu dem zweiten Chore gehören, das sind alle die, die mit eisernen Werkzeugen arbeiten und wirken. Das sind Goldschmiede, Pfennigschmiede und Grobschmiede, Zimmerleute, Steinmetzen und Drechsler, die sollen allesamt getreu und verläßlich sein in ihrem Amte.

Die dritten, das sind alle, die mit Kauf umgehn; deren könnte man auf keine Weise entraten. Sie führen aus jenem Königreich in dieses, was dort wohlfeil ist; und was jenseits des Meeres wohlfeil ist, das führen sie herüber. Ihr sollt rechte Wage halten und rechtes Maß und rechtes Gewicht, so wird euch Gott wägen mit der rechten Wage.

Der vierte Chor, der das vierte Amt hat in dem niederen Himmelreich der heiligen Christenheit, das sind alle, die da Essen und Trinken feil haben. Die müssen uns das Brot backen, jene müssen uns Fleisch feil halten, die müssen uns das Bier brauen, jene müssen uns den Met sieden, die müssen uns Fische fangen, jene Käse und Eier herbringen und Öl und Häringe und andere Dinge feil halten. Dieses Amtes bedürfen wir am allermeisten. Da thut es wohl not, daß du dabei getreu und redlich seist. Denn andere Betrügerei betrifft doch nur das Gut, diese aber betrifft den Leib, den mancher um diese Welt nicht gäbe.

Die fünften Leute sind alle, die das Erdreich bauen; das sind die Bauern, die da bauen Öl oder Bäume, Wein oder Korn. Die sollen nun getreulich leben gegen ihre Herrschaft und gegen ihre Genossen, einander nicht über die Grenze pflügen, noch ihr Vieh weiden zu des andern Schaden, noch andere Untreue üben. Pfui, Verräter, Ungetreuer! wo sitzest du vor meinen Augen? Du wirst

gehängt an den höllischen Galgen für die große Untreue, daß du deinen Nebenchristen verrätst aus Haß und aus Neid! Und deinem Herrn sollst du getreu sein: so aber thust du deinen Dienst so träge, und so er dich dann vermahnt, so läufst du zu einem andern Herrn. Zuweilen sind die Herren auch schuldig daran. Ihr Herren! ihr thut oft euren armen Leuten so übel und besteuert sie immer noch höher. Ihr könnt den Acker nicht bauen; darum sollt ihr gegen eure Leute so sein, daß sie euch dienen mögen.

Die sechsten Leute sind alle, die mit Arznei umgehn. Die könnte man auf keine Weise entbehren. Denn es spricht der gute Anselm von Cantelberg (Canterbury): Der allmächtige Gott hatte uns unsterblich gemacht ohne Weh und ohne alles Siechtum und ohne alle Sünde; aber als die Schlange Adam und Eva den Rat gab und da sie dem Rate folgten und das Obst aßen, so schluckten sie damit alles Gift, das in der Schlange war; und von demselben Gift wurden wir an Leib und Seele siech und sterblich. Da erbarmte sich Gott über uns und gab uns für jegliches Siechtum eine Arznei; er hat den Wurzeln und Kräutern und Samen und edeln Gesteinen die Kraft gegeben, daß wir davon gesund werden, wenn man sie erkennt. Wer kein guter Meister ist, der unterwinde sich dieser Kunst nicht, oder er wird schuldig an den Leuten, denen er aufs Geratewohl Arzneien giebt. Die aber nicht gelehrt sind und nichts verstehen als mit einer Wunde umzugehen, die maßen sich die innere Kunst an und treiben sie und wollen den Leuten Tränke geben: davor hüte dich, so lieb dir das Himmelreich ist. Denn du hast die rechte Gewißheit nicht, die man dabei haben muß; du triffst das Unrechte sobald als das Rechte. „O, Bruder Berthold! es ist mir wohl viermal gar gut gelungen.“ Sieh! das war nur aufs Geratewohl. Willst du es nicht lassen und fernerhin der inneren Kunst pflegen, so sollen dir's die edlen Chöre verbieten bei der Acht und bei dem Bann. Es giebt Mörder ohne dich genug, die da die Leute töten.

Der allmächtige Gott helfe mir gnädig, daß diese neun Chöre bewahrt werden, denn der zehnte Chor ist ganz von uns gefallen

und abtrünnig worden. Das sind die Possenreißer,[1] Geiger und Tambourinschläger und wie sie alle heißen, die Gut für Ehre nehmen. Sie sollten den zehnten Chor ausmachen, nun sind sie uns abtrünnig worden durch ihre Betrüglichkeit. Denn ein solcher redet einem das Beste, das er kann, dieweil er es hört; wie er ihm aber den Rücken kehrt, so redet er ihm das Böseste, das er nur kann oder mag. Denn all ihr Leben haben sie nur auf Sünden und auf Schande gerichtet und schämen sich keiner Sünde noch Schande; und was der Teufel verschmäht zu reden, das redest du, und alles, was der Teufel in dich schütten mag, das lässest du fallen aus deinem Munde. O weh! daß je eine Taufe auf dich kam! Und alles, was man dir giebt, das giebt man dir mit Sünden, und die müssen es vor Gott verantworten am jüngsten Tage, die dir geben. Fort! wenn du irgend hier bist. Denn du bist uns abtrünnig geworden und darum sollst du zu deinen Genossen, den abtrünnigen Teufeln.

Ihr andern Chöre! wo ihr abtrünnig worden seid, so gewinnet allesamt wahre Reue und kommt zu lauterer Beichte und zur Buße nach Gnaden und nach euren Kräften, und gewinnet wahre Reue und die Huld unseres Herrn, so ist der liebevolle Gott so barmherzig, daß er euch zu Hulden kommen läßt; denn er hat euch doch hart erkauft und ist ihm der Schatz ohne Maßen lieb, des Christenmenschen Seele. Wenn ihr euch nur über euch selber erbarmen wollt, so erbarmt sich Gott über euch und empfängt euch mit gutem Willen, zum ersten an der Seele und am jüngsten Tag am Leib und an der Seele. Daß uns das allen widerfahre, dazu helfe uns der allmächtige Gott! Amen.

Literatur: Franz Göbel, Berthold von Regensburg. Missionspredigten. Mit unverändertem Text in jetziger Schriftsprache. — Frz. Pfeiffer, Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten, 2 Bd., 1880. — C. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

[1] Mit obigen Bezeichnungen meint Berthold die Spielleute oder fahrenden Leute, zu denen sowohl wirkliche Dichter und Musiker, wie Possenreißer und Vagabunden aller Art gehörten.

14. Aus dem Narrenschiff[1]

von **Sebastian Brant.** | 1494 |

In neuhochdeutscher Übertragung nach Simrock, Junghans, u. a.

Dies Schiff bringt uns der Seelen Heil:
Es lehrt uns aller Tugend Wesen,
Wenn wir es mit Vernunft durchlesen.
Onufrius Brant.

1. Aus der Vorrede.

Das Titelbild des Narrenschiffes zeigt oben einen mit Narren beladenen Wagen, der von einem Narren auf dem Pferde gelenkt und von einem bewaffneten Narren geleitet wird. Zwei von ihnen deuten auf den Weg „Nach Narragoniam!" — dem Lande der Narren —, wohin auch ein in der untern Hälfte des Bildes befindliches Schiff fährt. In diesem ist Doctor Griff, das Muster eines gelehrten Narren, Flaggenführer. Seine Fahne trägt als Zeichen die Narrenschelle, davor die Inschrift: „Gaudeamus omnes!" — Fröhlich laßt uns alle sein —, während minder gelehrte Narren ihren Mitbrüdern, die in zwei Kähnen dem Schiffe zusteuern, zurufen: „Harr noch!" Unter dem Bilde befindet sich die Unterschrift: „Zuo Schyff, zuo Schyff, Bruoder: Eß gat, eß gat!" — d. h. es eilt, es eilt!

Die Welt ist voll von heil'ger Schrift, und was der Seelen Heil betrifft:
Von Bibeln und der Väter Lehr' und andern solchen Büchern mehr.
Mich wundert's deshalb, daß auf Erden kein Mensch darum will besser werden.
Ja, Schrift wie Lehre wird verlacht! die Welt lebt ganz in finstrer Nacht,
Und will in Sünden blind verharren. Die Straßen, Gassen sind voll Narren,
Die nur mit Thorheit sich befassen, den Namen Thoren aber hassen.
Drum hab ich, alles wohl bedacht, ein Narrenschiff hier flott gemacht:
Galeeren, Schalden, Barken, Flöße, Schnellsegler, Kähne jeder Größe,

[1] Den Namen „Narrenschiff" gab Brant seinem Werke im Anschluß an die Volkssitte, zur Karnevalszeit mit Narren befrachtete Schiffe sowohl zu Wasser als zu Lande umherzuziehen. Der Zweck des Werkes ist, die Zeitgenossen auf die Thorheiten und Verwirrungen aufmerksam zu machen, welche dem Leben in Kirche, Staat und Familie drohten. Jedem einzelnen Kapitel steht ein Holzschnitt im Stile Holbeins voran. Das Narrenschiff ist die bedeutendste Satire des späten Mittelalters.

Und Schlitten, Karren, Reisewagen: ein Schiff kann ja nicht alle tragen,
Die in der Narrenkappe gehn. Ein guter Teil bleibt draußen stehn,
Und schwärmt daneben wie die Immen und sucht dem Schiffe nachzuschwimmen.
Ein jeder will der erste sein, und viele Thoren steigen ein.
Ihr Bildnis hab' ich angebracht, daß jeder, der dies Bild verlacht,
Und wer es nicht versteht zu lesen, im Bild erblicke all sein Wesen,
Und finde, wer er ist, wer nicht, und wem er gleicht, was ihm gebricht.
Den Narrenspiegel will ich's nennen, denn hier lernt jeder Narr sich kennen.
Was jeder ist, wird ihm hier klar, der Spiegel zeigt es offenbar.
Wer recht sich spiegelt, lernt hier wohl, daß er nicht klug sich dünken soll,
Er geh mit sich streng zu Gericht, denn niemand ist, dem nichts gebricht,
Und der in Wahrheit sagen kann, er sei kein Thor, ein weiser Mann;
Denn wer als Thoren sich erklärt, hat sich als Weisen bald bewährt.

2. Der Büchernarr.

Im Narrentanz voran ich gehe
Da ich viel Bücher um mich sehe,
Die ich nicht lese und verstehe.

Bild: Ein dürrer Büchernarr mit Brille, Schlafmütze und zurückgestreifter Narrenkappe sitzt vor einem mit Büchern reichlich belegten Doppelpulte und scheucht mit einem Wedel die Fliegen von einem aufgeschlagenen Buche. Unter dem Pulte und an der Wand viele Bücher.

Ich sitze voran in dem Schiff: das ist fürwahr ein guter Griff;
Und mir gebührt der erste Sitz, denn in den Büchern steckt mein Witz.
Die Folianten sind mein Hort, kenn' ich davon auch kaum ein Wort.
Ich halte dennoch sie in Ehren, laß keine Fliegen sie versehren.
Wenn sich's um hohe Dinge dreht, sag ich: Ich weiß schon, wo es steht;
Ich lasse daran mir genügen, daß viele Bücher vor mir liegen.
Wohl hab ich einen groben Sinn; doch wenn ich bei Gelehrten bin,
So sprech' ich: Ita, richtig so, der deutschen Sprache bin ich froh,
Denn ich kann wenig vom Latein, ich weiß, daß vinum heißt: der Wein,
Cuculus: Kukuk, stultus: Thor, und daß ich heiße: Herr Doctor.
Die Ohren sind verborgen mir, man säh' sonst bald des Müllers Tier.

3. Der Modenarr.

Wer neue Moden bringt ins Land,
Der giebt viel Ärgernis und Schand'
Und hält den Narren an der Hand.

Bild: Uly von Stauffen, das Sinnbild, wie es scheint, eines alten Narren, hält einem jungen, modisch gekleideten Narren einen Spiegel vor, in welchen dieser entzückte Blicke wirft. Das Bild trägt die Überschrift: „Uly von stouffen frisch und ungeschaffen und die Jahreszahl 1494."

Was sonst wohl galt als schändlich Ding, das achtet man jetzt für gering.
Sonst trug mit Ehren man den Bart, jetzt lernten Männer Weiberart.
Und schmieren sich mit Affenschmalz[1] und lassen am entblößten Hals
Viel Ring' und goldne Ketten sehn, als wollten sie zu Lienhart[2] gehn.
Kräuseln mit Harz und Pech das Haar und schlägt darin dann Eierklar,[3]
Daß es im Schlüsselkorb[4] werd' kraus. — — — — — — — — —
Vor einer Mod' die andre weicht, das zeigt, wie unser Sinn ist leicht
Und wandelbar zu aller Schande, und wieviel Neuerung ist im Lande.

4. Von der Trunkenheit.

In künftige Armut billig fällt
Wer Trinkerei stets nachgestellt
Und sich den Prassern zugesellt.

Bild: Viele Narren sind bei einem Gelage versammelt, halten Reden, jubilieren und trinken einander zu. Im Vordergrund beißt einer mit Behagen in einen ganzen Schinken.

Ein schädlich Ding ist's um den Wein, bei dem mag niemand weise sein,
Sobald er Hang zum Trinken hat; ein trunkener Mensch hört keinen Rat;
Er kennt nicht Maß noch Ende mehr, Unsitte kommt vom Trinken her.
Viel Übeles daraus entspringt, und weis' ist nur wer mäßig trinkt.
Wein macht den weisen Mann zum Thoren, zieht ihm die Kappe um die Ohren.
Wer Weinrausch liebt und fette Bissen, muß Seligkeit und Reichtum missen.
Leicht würden viele Weise sein, wenn Weisheit steckte in dem Wein.
Der Wein den Gaumen hoch ergetzt, doch sticht er wie die Schlang' zuletzt.

---

[1] D. h. wohl, sie pomadisieren sich nach Art der Modeaffen, oder sie schminken sich. [2] Dem heil. Leonhart, dem Schutzherrn der Gefangenen, wurden die Ketten der Befreiten dargebracht. [3] Eiweiß. [4] Ein flacher Korb, den man auf das Haar drückte, um es wellig zu machen.

Und gießt sein Gift durch alles Blut, gleichwie der Basilisk es thut.
Es brauchte niemand Knecht zu sein, wenn Trunkenheit nicht wär' und Wein.

5. Vom Pfennigsnarren.

Wer Gut hat, sich ergötzt damit
Und teilt es nicht dem Armen mit,
Dem wird versagt die eigne Bitt'.

Bild. Das Bild erinnert an die Parabel vom armen Lazarus. Ein armer Pilger mit der Muschel an dem Hute, den Stab in der einen, ein Näpfchen in der andern Hand liegt vor einem Hause. Hunde lecken ihm die Füße. Innen wühlt ein reicher Narr im Golde.

Die größte Thorheit in der Welt ist, ehrt vor Weisheit man das Geld,
Und vorzieht einen reichen Mann, der Ohren hat und Schellen dran,
Der darf allein auch in den Rat, weil er was zu verlieren hat.
Denn jedem glaubt so viel die Welt als in der Tasche wiegt sein Geld:
Herr Pfennig wird voran gestellt.
Wär' Salomo noch jetzt am Leben, man würde keinen Sitz ihm geben
Im Rat, wenn er ein Weber wär' und seine Tasche stünde leer.
Die Reichen lädt man ein zu Tisch, bringt ihnen Wildpret, Vögel, Fisch,
Und thut sie ohne End hofieren, dieweil der Arme vor den Thüren
In Not steht, daß er muß erfrieren.
Zum Reichen spricht man: „Wenn's beliebt"; das Geld ist's, dem man Ehre giebt.
O Pfennig, dir sind viele hold; dem Reichen gern man Freundschaft zollt.
Ihn grüßt und schwagert jedermann. Hält einer um ein Ehweib an,
So fragt man nur: „Was hat er doch?" Wer fragt nach Ehrbarkeit denn noch,
Nach Weisheit, Wissenschaft, Vernunft? Man nimmt ihn aus der Narrenzunft,
Der in die Milch zu brocken hat, und sei er auch ein schlechter Knab'.
Kunst, Ehre, Weisheit gelten nicht, wo an dem Pfennig es gebricht.
Wer Armen gern sein Ohr verstopft, den hört Gott nicht, wie er auch klopft.

6. Vom geschwätzigen Narren.

Wer wohl behütet Mund und Zungen,
Der bleibt am längsten unbezwungen.
Ein Specht verrät mit Schrein die Jungen.

Bild: Ein Narr, dessen Schwatzhaftigkeit durch die herausgestreckte Zunge angedeutet wird, hält eine ähnlich gestaltete Pritsche in der Hand und nähert sich einem Baume, an dessen Stamme eine Elster mit aufgesperrtem Schnabel klettert, welche durch ihr Schreien das in der Baumkrone befindliche Nest verrät.

Wer reden will, wo er nicht soll, der taugt zum Narrenorden wohl.
Wer Antwort giebt, eh' man ihn fragt, der zeigt, daß Narrheit ihm behagt.
Manch' eines Zunge ist so frech, er schwatzt der Elster Nüsse weg.
Der führt sein Wort so vehement, er spricht ein Loch ins Pergament.
Das Reden wird ihm sonst so leicht, doch kommt er zu der Osterbeicht',
Soll er die Sünden eingestehn, dann will die Zunge nicht mehr gehn.
Der Specht verrät mit seiner Zungen das eigne Nest zusamt den Jungen.
Im Schweigen liegt oft Antwort viel, und Schaden hat, wer schwatzen will.
Oft trägt die Zung', ein Glied so klein, Unruhe und Unfrieden ein,
Befleckt gar oft den ganzen Mann, und stiftet Zank und Streiten an;
Es scheint oft ein groß' Wunder mir, daß man bezähmt ein jedes Tier,
Wie hart, wie wild, wie grimm es ist, doch für die Zung' kein Meister ist.

7. Vom sorgenvollen Narren.

Bild: Ein Narr trägt die Erdkugel auf dem Rücken, die ihn fast zu Boden drückt.

Der ist ein Narr, der tragen will, was ihm zu heben ist zu viel,
Und der allein meint zu vollbringen, was dreien könnte nicht gelingen.
Wer auf den Rücken nimmt die Welt, im Augenblick oft niederfällt.
Wen's grämt, daß Gänse barfuß gehn, wer alle Straßen rein will sehn,
Und eben machen Berg und Thal, der hat nur Sorgen ohne Zahl.
Zu vieles Sorgen thut nicht gut, bleicht nur die Wangen, dörrt das Blut.
Den Thoren kümmert Tag für Tag woran er doch nichts ändern mag.

8. Ein Narr schilt den andern.

Wer einen Narren fallen sieht
Und die Gefahr nicht selber flieht,
Gehört der Narrenzunft als Glied.

Bild: Ein Narr fällt über den andern; ein Weiser sieht es und geht, auf sie hinweisend, klüglich vorüber.

Man sieht so oft der Narren Fall, und spottet ihrer überall;
Die weisen Spötter selber tragen die Narrenkappe mit Behagen,
Es schilt ein Narr die andern Narren, die doch auf gleichem Wege karren.
Man strauchelt da zu jeder Frist, wo grad' ein Narr gefallen ist.
Ein Blinder schilt den andern blind, ob beide auch gefallen sind.

Ein Krebs den andern tadelt sehr, daß rückwärts er gegangen wär'.
Wer Narren fallen sieht, der sehe, daß er nicht gleiche Wege gehe.
Fürwahr, der ist ein kluger Mann, den fremde Thorheit heilen kann.

9. Vom selbstgefälligen Narren.

Den Narrenbrei ich nie vergaß;
Seit mir gefiel das Spiegelglas
Hans Eselsohr mein Herz besaß.

Bild: Ein Narr rührt in einem über dem Feuer stehenden Topfe und beschaut sich dabei im Spiegel. Ein Schaf steht neben ihm.

Der rühret wohl den Narrenbrei, wer wähnet, daß er witzig sei,
Wer immer sich nur selbst gefällt, und stets den Spiegel vor sich hält,
Und kann doch nicht bemerken, daß er einen Narren sieht im Glas.
Der Spiegel muß stets mit ihm gehn, er möge liegen, reiten, stehn,
Wie Kaiser Otho es gemacht, den Spiegel trug er in der Schlacht,
Rasierte zweimal sich am Tag, wusch sich mit Eselsmilch darnach.
Dem Spiegel sind die Frau'n ergeben, ohn' Spiegel könnte keine leben,
Bis daß der Schleier sitzt im Haar, der Putz korrekt, vergeht ein Jahr.
Gar mancher nicht vom Spiegel weicht, der ihm doch nie was Hübsches zeigt.

10. Vom Tadeln und Selberthun.

Wer guten Weg zeigt andern zwar,
Doch bleibt, wo Pfütz und Moder war,
Der ist der Sinn' und Weisheit bar.

Bild: Ein Narr ist in einen Sumpf geraten; jenseits zeigt ein Krucifix den rechten Weg, wodurch aber dem Narren nicht geholfen wird.

Wer tadelt, was er selber thut, dem steht die Narrenkappe gut,
Als weiser Mann wird nicht geehrt, wer jedes Ding ins Schlimmste kehrt,
Und jedem einen Klecks anhängt, der eignen Fehler nicht gedenkt.
Die Hand, die an dem Kreuzweg steht, zeigt einen Weg, den sie nicht geht.
Ein jedes Laster in der Welt wird um so mehr ins Licht gestellt,
Je höher der in Ehren steht, der solche Übelthat begeht.
Thu' erst das Werk und später lehre; nur dann verdienst du Lob und Ehre.

Literatur: Fr. Zarnke, Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben 1854. — — K. Simrock, Seb. Brants Narrenschiff in neuhochdeutscher Übertragung, 1872. — H. A. Junghans, Seb. Brants Narrenschiff erneut. (Reclam, Nr. 899 und 900). — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

15. Aus Geiler von Kaisersbergs Predigten

1498

über einzelne Kapitel von Sebastian Brants „Narrenschiff."

Aus Philipp de Lorenzi, Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften.

1. Über die Büchernarren. (Siehe Brant, S. 205.)

Dieses Kapitel handelt von solchen Gelehrten, welche den Doktorhut tragen, aber nichts gelernt haben. Diese Thoren tragen folgende Schellen an ihrer Narrenkappe. Die erste Schelle ist: Viele Bücher sammeln, um damit groß zu thun, wie mit kostbarem Hausgeräte. Wem die Bücher Ehre einbringen sollen, der muß aus ihnen etwas lernen; er hebe sie also nicht so sehr in der Bibliothek als in seinem Kopfe auf. Du Thor hast sie an Ketten liegen und hältst sie gefangen; könnten sie sich losmachen und reden, so würden sie dich vor Gericht ziehen und verlangen, daß du statt ihrer eingesperrt würdest. O wie seufzen oft wißbegierige Studenten, daß ein Geizhals nutzlos so viele Schätze aufhäuft, welche vielen von ihnen nützlich sein könnten. Wem soll ich diese Thoren vergleichen? Einem Esel, der mit Harfen behangen ist, aber in keine ihrer Saiten greift; den Habichten, denen man eine Haube aufsetzt und über die Augen zieht, damit sie nichts sehen. So sind auch sie mit ihrem Doktorhut blind und Führer der Blinden.

Die zweite Schelle ist: viele Bücher sammeln, um gelehrt zu werden. Damit sind sie aber im Irrtum, denn manche sind auch schon durch die Bücher um ihren Verstand gekommen, weil sie mehr daraus zu sich genommen haben, als sie verdauen konnten. Dem Geiste ist ebenso wie dem Magen das Übermaß schädlicher als der Mangel. Ein Weiser begnügt sich mit dem Not=

wendigen. Zu viel ist ungesund. Viele Bücher sind wie viele Wege: man weiß nicht, welchen man einschlagen soll. Wer nur ein Buch mit Nutzen liest, gleicht dem Wanderer, der auf einem Wege sicher voranschreitet. „Was soll ich denn nun thun?“ sagst du. „Soll ich die Bücher alle wegwerfen?“ Das sollst du nicht, wohl aber die dir nützlichen auswählen und sie zur rechten Zeit gebrauchen.

Die dritte Schelle ist: viele Bücher sammeln, nur um die Neugierde zu befriedigen. „Es deutet auf einen verdorbenen Magen,“ sagt Seneka, „wenn man gern vielerlei Speisen kostet.“ Wer gleichsam im Laufe eine Menge Bücher liest, gleicht einem Thoren, der durch die Straßen der Stadt läuft und mit aufgesperrtem Mund die Schilder an den Häusern angafft. Damit wird nur die kostbare Zeit vergeudet und nichts gewonnen.

Die vierte Schelle ist: Bücher zur Augenweide prachtvoll ausstatten. Viele haben eine kindische Freude an gold- und silberfarbigen Buchstaben. Ist es nun nicht eine mehr als kindische Thorheit, die Augen an Gold und Silber zu weiden, während so viele Kinder Gottes nach Brot schreien? Haben die Augen doch die Sonne, den Mond, die Sterne, die zahllosen Blumen und anderes, woran sie sich ersättigen könnten; darum ist es recht schmählich für einen Christen, dem Munde Gottes in der Person der Armen das zu entziehen, womit man den Augen einen Schmaus bereitet. Wozu, frage ich, malst du, o Mensch, menschliche Figuren und Blumen in deinem Buche? Genügen dir nicht die Menschen und Blumen, welche Gott der Herr erschaffen hat? Damit beschimpfest du die Weisheit, als ob sie selbst denen, welche sie erforschen, nicht Annehmlichkeiten genug darbiete, da doch geschrieben steht: „Nichts ist süßer, als die Betrachtung der Gebote Gottes,“ (Sir. 23, 37) und: „Wenn ich wieder in mein Haus gehe, werde ich bei ihr ausruhen, denn ihr Umgang hat nichts Bitteres, und ihre Gesellschaft nichts Widriges, sondern Lust und Freude.“ (Weish. Salam. 8, 16).

Die fünfte Schelle ist: Die Bücher allzu reich einbinden. Manche lassen ihre Bücher übergolden und mit kostbarer Seide überziehen. Es ist eine große Thorheit, die demütige Weisheit

Gottes in stolzen Büchern haben zu wollen. Die Weisheit Gottes liebt demütige Herzen und auch ein demütiges Äußere; gar oft verbirgt sie sich unter einem armen Kleide. „Wo Demut ist, da ist auch Weisheit.“ (Spr. 11, 2). So liebt die Weisheit auch eine demütige Schreibart, wie aus der Sprache der h. Schrift zu ersehen ist; auch lehrt die h. Schrift die Demut. Deshalb sagt der h. Hieronymus: „Ich lasse ihnen gerne ihre auf purpurfarbiges Pergament mit Gold und Silber geschriebenen Bücher und ihre mit reichen Initialen überladenen Handschriften, wenn man mir nur die armen Hefte läßt, und die Handschriften, welche zwar nicht schön, aber desto korrekter sind.“ Nur wenn jemand aus Liebe zu Gott und zu Ehren der Weisheit, welche in den Büchern enthalten ist, diese in bescheidener Art ausschmückt, so möchte ich das nicht tadeln, sofern die Armen nicht darunter leiden. So haben auch unsere Väter vor uns gethan, indem sie die Evangelienbücher, welche zum Friedenskusse herumgereicht werden, mit Gold und Silber ausgeschmückt haben.

Die sechste Schelle ist: Bücher schlecht schreiben. Keinem Handwerker, keinem Bauer, keinem Tuchweber gestattet die Obrigkeit so viele Freiheit wie den Büchermachern. Jene müssen ihr Geschäft ordentlich lernen, ehe sie es treiben dürfen, diese Thoren aber nehmen sich heraus, Bücher zu schreiben, ohne irgend etwas gelernt zu haben, und niemand wehrt es ihnen, und wenn Cicero, Livius und Plinius wiederkämen, sie würden ihre Schriften nicht mehr erkennen: so wenig achtet man auf Orthographie und auf die Regeln der Grammatik und Rhetorik.

Die siebente Schelle ist: Die Bücher ganz verschmähen und verachten. Giebt es doch Thoren, welche es für den kleinsten Schaden, ja sogar für ein großes Glück ansehen würden, wenn alle Wissenschaft mitsamt ihren Büchern zu Grunde ginge. Selbst von Kaiser Licinius wird uns berichtet, er sei ein solcher Feind aller Wissenschaft gewesen, daß er sie für Gift und für eine Pest des Landes erklärt habe. Ihn mag seine bäuerische Abkunft einigermaßen entschuldigen, denn das Glück kann die Natur eines Menschen nicht ändern. Setze dem Raben neunmal die Kappe eines

Falken auf, er bleibt ein Rabe, und sattle ein Schwein noch so prächtig, es wird nie ein Zelter aus ihm werden.

2. Über die Modenarren. (Siehe Brant, S. 206.)

Die Modesüchtigen wollen stets etwas Neues und Außerordentliches in ihrer Kleidung und in ihrem Benehmen vor andern Leuten voraus haben. Sie hangen ganz voll von Schellen, vorn und hinten, und sie ändern und vermehren diese jeden Tag. Wir wollen deren nur sieben anführen, um diese Thoren kenntlich zu machen.

Die erste Schelle ist: gewaltige Bärte tragen. Von denjenigen, welche aus gutem Grunde oder nach der Sitte des Landes einen Bart tragen, ist hier nicht die Rede. Ein Thor ist aber, wer den Bart nur deshalb pflegt, um etwas vorzustellen, um als herzhafter Mann zu erscheinen, und, weil er sich seiner Tugend und Weisheit nicht rühmen kann, damit vor der Welt zu prunken. Soviel Haare von seinem Kinne herabhängen, soviele Schellen trägt er. Ich fürchte, es möge solchen Thoren ergehen, wie dem Ziegenbock in der Fabel. Dieser kam, um seinen Durst zu löschen, an einen Bach. Als er nun sein Bild im Wasser sah, sprach er zu sich selbst: „Wie niedlich sind doch deine Beine, wie schön dein Bart, wie groß deine Hörner; du darfst den Wolf nicht mehr fürchten, ihm keinen Tribut mehr geben.“ Während der noch so sprach, schlich der Wolf herbei und packte ihn mit den Zähnen. Da änderte er seine Sprache und flehte zum Wolf: „Habe Erbarmen mit mir, ich bekenne meine Schuld; wir Böcke haben es in der Gewohnheit, wenn wir trinken, solche Albernheiten zu reden.“ Der Wolf aber kehrte sich nicht daran und nahm ihm das Leben. So, fürchte ich, wird es auch der höllische Wolf mit diesen Barthelden machen.

Die zweite Schelle ist: den Hals weit offen tragen, ihn mit goldenen Ketten umwinden, schminken, mit Rosenwasser besprengen und mit mancherlei wohlriechenden Salben einreiben. O mein Gott, wie eitel und wie verderblich ist das! welches Ärgernis

wird damit gegeben, und wie viele Seelen werden dadurch verführt! Solche Männer und Frauen mit ihren weitausgeschnittenen Kleidern sind wahrhaft gezückte Schwerter in der Hand des Teufels, sind der Köder, womit die Geier gefangen werden. Was soll ich aber, liebe Brüder, von den geschminkten Gesichtern sagen? Sind sie nicht eine Schmach für den Schöpfer? Jeder Künstler und Handwerksmann entrüstet sich darüber, wenn man an ihrer Arbeit etwas ändert oder zufügt: und du willst das Gesicht lieber so haben, wie der Maler es anstreicht als wie Gott der Herr es gemacht hat? Wie willst du denn mit Vertrauen zu Gott dein Angesicht erheben, das Gott nicht anerkennt? Fürchte doch die Drohung Joels: (Joel 2, 6) „Jedes Angesicht wird gebräunt werden wie ein Topf." Da tragen sie Ketten an dem Halse: an dieser Kette hält sie der Teufel in der Hölle fest; statt ihrer werden einst, nach dem Propheten, Schlangen sich um ihren Hals winden.

Die dritte Schelle ist: Die Haare brennen und falsche Haarlocken tragen. Frauen gehen jetzt wie Männer einher mit langen über den Rücken herabfallenden Haaren und mit Hüten auf dem Kopfe. O der Schande! Ist dieser Haarputz dein Schatz, dein Gott, den du über alles liebst? Die Kinder machen aus Pferdehaaren Schlingen, womit sie die Vögel fangen: so will der Teufel mit deinen Haaren die Seele fangen. Mit ihnen bestach Judith den Holofernes, mit ihnen blieb Absalom an dem Baume hangen und verlor sein Leben. O Weib, erschrickst du denn nicht, daß du fremdes Haar, vielleicht von einer toten Frau, nachts auf deinem Kopfe trägst? Wenn dir in der Beichte zur Buße auferlegt würde, auch nur eine Nacht hindurch die Hand einer toten Frau neben dir im Bette liegen zu haben, so würdest du dich zu dieser Buße gewiß nicht verstehen. Fürchte doch die Drohung des Propheten: „Der Herr wird kahl machen den Scheitel der Töchter Sions und ihren Haarputz entblößen." (Jesaias 3, 17). Und das geschieht manchmal schon hier auf Erden. Gelbgefärbte Haare sind aber nach dem h. Hieronymus nichts anders, als eine Vorbedeutung der Flamme des höllischen Feuers.

Die vierte Schelle ist: der wunderliche Kopfschmuck.

Wer kann alles das aufzählen? Die Frauen tragen Eselsohren auf dem Hute und Schellen daran, die Männer aber seidene und goldgestickte Hauben, als wären sie Frauen. Dazu reichen die Kragen der Frauen gleich Heiligendiademen hoch über den Kopf, während sie unter dem Kinne kaum die Breite von zwei Fingern messen, gleich als ob das Kinn in einem Faßreifen hinge. Und dann die gelben Schleier, die jede Woche gewaschen uni in Safran neu gefärbt werden müssen: diese abscheuliche Farbe, die nur an die Flamme des höllischen Feuers erinnert, oder wenn du lieber willst, an die gelbe Sauce. Aus dieser schaut dann das Gesicht eines alten Weibes wie Pökelfleisch heraus.

Die fünfte Schelle ist: der bunte Schmuck des Leibes. Der ganze Körper ist voller Eitelkeit, die Hemden fein gefältet und weit ausgeschnitten, die Kleider in der mannigfachsten Form, jetzt weite Ärmel, dann wieder so eng, daß sie den Arm zusammenschnüren. Willst du die Tracht der Ungarn, Böhmen, Sachsen, Franzosen, Italiener und Sygambrier sehen, so komme nur nach Straßburg, da siehst du sie alle. Da kannst du auch der kurzen Röcke ansichtig werden, welche kaum den halben Körper des Mannes bedecken. Die Obrigkeiten der Städte sollten solches Ärgernis nicht dulden. Dann sieh dir die Gürtel, besonders die der Frauen an: wie reich sind sie geschmückt, bald von Seide, bald von Gold oder mit den kostbarsten Verzierungen ausgestattet. Unbegreifliche Thorheit! Ein Sack voll guten Weizens wird mit einem Stricke zugebunden, der kaum einen Heller kostet, und dieser Fleischsack fordert eine Binde von Gold und Silber, welche nicht unter vierzig bis fünfzig Gulden zu haben ist. Was soll ich endlich von den Mänteln mit den bunten Fransen und dem Pelzwerk am Saume sagen? Sie sehen ganz den buntgemalten Kleidern der Juden gleich. Und wird Gott der Herr das alles ungestraft lassen? Gewiß nicht, sondern er wird thun, wie er es angedroht hat: „Ich werde alle heimsuchen, welche in Kleidern der Fremden gehen."

Die sechste Schelle ist: die Füße und Beine zieren. Sieh die Stiefel aus vielen bunten Stücken schachbrettartig zusam-

mengesetzt, so daß die Kosten des Zusammennähens sich höher belaufen als die Stiefel selbst. Das ist eine ganz neue, aus Welschland eingebrachte Sitte. Betrachte dann die neue Art von Gamaschen aus Kordova. Hier zu Lande hat man sie, gleich den halbkreisförmig auslaufenden Pantoffeln, höchstens auf Bildern gesehen. Ehemals waren die Schuhe zu knapp, jetzt sind sie zu weit und dazu durchbrochen, während sie doch ihrem Zwecke nur dann entsprechen, wenn sie den Fuß ordentlich bedecken und gegen den Straßenschmutz schützen. Wozu die Schuhe verzieren, da sie doch nur für den Schmutz gemacht sind?

Die siebente Schelle ist: lange Schleppen im Staube nach sich ziehen, wie besonders die Frauen thun, aber auch Priester und Prälaten. Dahin gehören ferner die hohen Absätze an den Schuhen und die hohen Hüte auf dem Kopf, wodurch man größer scheinen will als man ist. Die Thoren sind unten Hölzer und oben Filze. Als ob auf die Leibeslänge etwas ankäme! Denke doch an Saul und David, und was der Herr gesprochen: „Sieh nicht auf sein Angesicht und auf die Höhe seiner Gestalt, denn ich habe ihn verworfen und urteile nicht nach dem Ansehen des Menschen; der Mensch sieht auf das Äußere, der Herr aber sieht auf das Herz." (1. Sam. 16, 7). Siehst du nicht, je kostbarer das Gewürze ist, desto kleiner sind die Säckchen, in welchen man es aufbewahrt, während man die Wolle in großen Säcken aufhebt? Mit dem Tuche der langen Schleppen kehren sie den Staub auf dem Boden, denken aber nicht an die Armen Christi, die fast nackt einhergehen. Und nun gar die Prälaten, welchen nach welscher Sitte ein Diener nachgehen muß, um die Schleppe ihres Talars zu tragen. Ein Eremit nähte neulich ein Stück von einer alten Matte an seinen Rock, um eine Schleppe zu haben, wie manche Prälaten sie nach sich ziehen. Ihnen gilt das Wort des Herrn: „Hütet euch vor den Schriftgelehrten, welche in langen Gewändern einhergehen." (Luk. 20, 46). Endlich giebt es Leute, welche so viele Kleider haben, daß sie sich jeden Tag in der Woche zweimal kleiden können, ein Kleid für den Vormittag, eines für den Nachmittag, ein anderes für den Tanz, ein anderes für das Spiel,

und verschiedene für die Kirche; lieber wollen sie, daß dieselben von den Motten verzehrt werden, als daß sie die Armen Christi damit bekleiden. Zu ihnen spricht der h. Jakobus: „Wohlan nun, ihr Reichen, weinet und wehklaget über das Elend, welches über euch kommen wird. Euer Reichtum ist verfault, und eure Gewänder sind von den Motten zernagt.“ (Jak. 5, 1). Ebenso der h. Bernhard: „Es rufen die Nackten, es rufen die Hungrigen, und die da Kälte und Hunger leiden, sie rufen: Was sollen so viele Gewänder, welche in den Kisten liegen, oder an Stangen aufgehängt sind?“

Und wird nun das alles ungestraft bleiben? Mag der Herr seine Strafe jetzt noch aussetzen, sie bleibt ihnen am Ende der Tage gewiß nicht aus. Höre was Jesaias sagt: (Js. 3, 18) „An jenem Tage wird der Herr wegnehmen den Schmuck der Schuhe und die Halsbänder und das Geschmeide, die Armspangen, die Haargewinde und die Fußkettchen, und die Riechfläschchen und die Ohrringe, die Fingerringe und die Edelsteine, die an der Stirne hangen, die Feierkleider und die Mäntel und Haarnadeln u. s. w. Statt der Wohlgerüche wird es Gestank geben, statt des Gürtels einen Strick, statt des gekräuselten Haares eine Glatze und statt der Brustbinde das Trauerkleid.“

„Nun gehet und lachet“ sagt darum der h. Bernhard, „gehet und lachet, die ihr euch jetzt in Seide und Pelzwerk kleidet. Wenn der Herr zum Gerichte kommt, so wird er nur die verklären, welche er im Gewande der Demut und Niedrigkeit findet, denn der Apostel sagt: „Wir erwarten den Heiland, unsern Herrn Jesus Christus, welcher den Leib unserer Niedrigkeit umgestalten wird, daß er gleichgestaltet sei dem Leibe seiner Herrlichkeit.“ (Philip. 3, 21).

Literatur: Philipp de Lorenzi, Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften in freier Bearbeitung; Band II; 1881. — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.

16. Aus Schimpf und Ernst[1]

von Bruder **Johannes Pauli.** | 1522

In moderner deutscher Fassung und Orthographie.

1.

Vor Zeiten war ein Abt, der hatte einen Edelmann zum Schirmherrn. Der Edelmann war dem Abt nicht hold und konnte doch keine Ursache wider ihn finden. Einst beschickte er den Abt und sprach zu ihm: Mönch, du sollst mir drei Fragen beantworten in dreien Tagen. Zum ersten sollst du mir sagen, was du von mir hältst; zum andern, wo die Mitte des Erdreichs sei; zum dritten, wie weit Glück und Unglück von einander seien. Beantwortest du die drei Fragen nicht, so sollst du nicht mehr Abt sein. Der Abt war traurig und kam heim, ging auf das Feld spazieren und kam zu einem Sauhirten. Der sprach: Herr, ihr seid gar traurig, was gebricht euch? Der Abt sprach: Was mir anliegt, darin kannst du mir nicht helfen! Der Sauhirt sprach: Wer weiß, — sagt mir's! Der Abt sagte es ihm: Die drei Fragen muß ich beantworten! Der Hirt sprach: Herr, seid guter Dinge und fröhlich! Die Fragen will ich wohl beantworten; wann der Tag kommt, so legt mir eine Kutte an! Der Tag kam, und der Edelmann sprach: Äbtlein, bist du hier? — Ja, Junker! sprach der Abt. — Wohlan, was sagst du auf die erste Frage? Was hältst du von mir? — Der Abt sprach: Junker, ich schätz' euch auf achtundzwanzig Pfennige! — Der Junker sprach: Nicht besser? — Der Abt-Hirt sprach: Darum, — Christus ward für dreißig Pfennige gegeben, so acht' ich den Kaiser auf neunundzwanzig Pfennige und euch auf achtundzwanzig! — Das ist wohl geantwortet, sagte der Junker, aber

[1] Schimpf (= Scherz) und Ernst ist ein Volksbuch, verfaßt von dem Barfüßlermönch Johannes Pauli. Es giebt ein wertvolles Bild voll köstlichen Humors von der Lebensanschauung des 16. Jahrhunderts.

nun zur andern Frage, wo ist die Mitte des Erdreichs? Der Abt sprach: Mein Gotteshaus ist mitten auf dem Erdreich! Wollt ihr es nicht glauben, so meßt es aus! — Auf die dritte Frage, wie weit ist Glück und Unglück von einander? sprach der Abt: Nicht weiter als über Nacht! Denn gestern war ich Sauhirt, heute bin ich Abt! Der Junker sprach: Bei meinem Eid, so mußt du Abt bleiben!

Der Hirt blieb auch Abt; hielt aber den alten Abt in Ehren, wie es billig war.

2.

Zu Florenz kam einer zu einem Roßhändler und wollte ihm ein Roß abkaufen, das bot ihm der für sechsundzwanzig Dukaten. Sie handelten mit einander, und der eine sprach: Ich will dir das Roß abkaufen unter der Bedingung, daß ich dir zehn Dukaten bar gebe; die andern sechzehn will ich dir schuldig bleiben. Der Roßhändler schlug es ihm zu und sprach: Nimm es hin! Es währte einen Monat oder drei, da kam dieser nicht mit dem Geld. Der Roßhändler ging zu ihm und forderte die sechzehn Dukaten. Der andere sprach: Ich bekenne es, ich bin sie dir schuldig! Als sie nun vor Gericht kamen, sagte der Käufer: Ich will bei der Bedingung bleiben, unter der ich gekauft habe! Ich habe ihm zehn Dukaten bar gegeben, und die andern sechzehn wollte ich ihm schuldig bleiben. Wenn ich sie ihm nun gäbe, so bliebe ich sie ihm nicht schuldig, und das wäre wider meine Bedingung! — und die Sache blieb vor dem Richter unentschieden.

3.

Es war einmal ein Bürger, der hatte drei Töchter, die waren alle bereit, in den schweren Orden der heiligen Ehe zu treten, und der Vater wußte doch nicht, welche er zum ersten ausstatten sollte, denn sie hatten alle drei Bewerber. Er berief sie also alle drei zusammen und sprach: Wohlan, liebe Töchter, ich will euch allen dreien miteinander Wasser geben, und ihr sollt euch die Hände miteinander waschen und sollt sie an keinem Tuch trocknen, sondern selber lassen trocken werden, und welcher ihre Hände zuerst trocken werden, der will ich zum ersten einen Mann geben! Der Vater goß ihnen allen dreien Wasser über die

Hände, da wuschen sie ihre Hände und ließen sie von selbst wieder trocken werden. Aber das jüngste Töchterlein wehte mit den Händen hin und her und sprach stets: Ich will keinen Mann! Ich will keinen Mann! und von demselbigen Wehen wurden ihm die Hände zum ersten trocken und wurde ihm zuerst ein Mann und mußten die Ältesten noch warten.

4.

Vor Zeiten lebte ein köstlicher Lautenspieler und Organist. Wenn zu dem einer kam, der vorher nichts konnte auf der Laute, so verlangte er fünf Gulden Lohn. Wenn aber einer sagte: Meister, ich kann schon etwas auf der Laute oder Orgel; ich brauche wohl nicht so viel zu geben wie einer der nichts kann, so sprach dann der Meister: Du mußt mir zehn Gulden geben, zweifältigen Lohn; fünf Gulden, damit ich dich lehre, und die andern fünf Gulden, daß ich dich vergessen mache, was du schon kannst!

5.

Einem Bauern wurde ein Kind geboren, dem mußte man die Nottaufe geben; er taufte es selber. Denn wenn ein Mann da ist so soll es keine Frau taufen, wenn aber ein Geweihter da ist oder ein Priester, so soll es dieser taufen. Es soll aber niemand sein eigen Kind taufen. Als er es nun getauft, da starb es. Der Bauer that es in ein hölzernes Särglein und brachte es dem Priester, auch befahl er seinem Sohn: Binde das Kalb in dem Stall an ein Seil und bringe es nach! Da der Bauer mit dem Kinde zu dem Priester kam, bat er ihn, er solle es in geweiheter Erde begraben, er hätte es getauft. Der Priester sprach: Was sagtest du, als du es tauftest? Ich will es wissen! Der Bauer sprach also: Ich taufe dich in dem Namen des Vaters und des heiligen Geistes, Amen! Der Priester sprach: Wo bleibt der Sohn? Der Bauer sprach: Der Sohn kommt gleich nach und bringt das Kalb; das will ich euch schenken, damit ihr mir das Kind auf dem Kirchhof begrabt! Der Priester nahm das Kalb; das Kind war ihm wohl getauft und er ließ es begraben.

6.

Ein hoffärtiger Edelmann kam von Florenz gen Mailand, da fand er einen Ochsenkopf auf einem Schilde in einem Fenster, ganz so gefärbt und gestaltet, wie sein Schild und Zeichen war. Er sprach: Wer führt den Schild hier in der Stadt? Das Zeichen ist mein, ich will nicht, daß es ein andrer führe! Da war ein Edelmann da, der sagte, das Zeichen wäre sein, er wolle es auch führen, ob es auch jenem leid wäre, denn er hätte es von seinen Eltern geerbt. Der Florentiner forderte ihn heraus zum Kampf um das Leben. Der Mailänder sagte: Ich will vor dir nicht verzagt sein! Der Tag des Kampfes wurde festgesetzt, Schranken und was dazu gehörte, wurden gemacht. Als der Tag kam, erschien der Florentiner auf dem Kampfplatz mit seinem Harnisch und Gewehr, und waren eine große Menge Leute da. Der Mailänder kam auch, aber in einem mit Marderpelz besetzten Mantel, mit einem Knecht ohne Gewehr. Der Florentiner sprach: Verachtest du mich, daß du so schlecht kommst, ohne Harnisch und Gewehr? Der Mailänder sprach: Wir sollen mit einander fechten um das Leben, und es hat keiner dem andern je etwas zuleide gethan, warum sollen wir denn kämpfen? Der Florentiner antwortete: Weil du mein Zeichen führst! Darauf der Mailänder: Welches ist denn dein Zeichen? Der Florentiner sprach: Ein Ochsenkopf! Der Mailänder sprach: Das meine ist ja ein Kuhkopf! Da lachte jedermann und der Streit war beigelegt.

7.

Eines Bürgers Sohn ging über Feld. Es fügte sich, daß ein Schiffsmann zu ihm kam, und sie redeten von allerlei Sachen, denn ein beredter Begleiter ist auf der Reise wie ein Wagen. Sie kamen auf ihre Eltern zu sprechen und der Schiffer sprach: In diesem Jahr ist mir mein Vater ertrunken und vor fünf Jahren ist mein Großvater ertrunken! Jener sprach: Wie ist denn dein Ahne und Urahne gestorben? Der Schiffer sprach: Sie sind alle ertrunken! Des Bürgers Sohn sprach: So möchte ich kein Schiffer bleiben! Fürchtest du dich nicht, wenn du in deinem Schiff bist, daß du auch ertrinkst? Der

Schiffer sprach: Wie ist denn dein Vater gestorben? Er ist auf natürliche Weise im Bett gestorben! — Da sagte der Schiffsmann: Fürchtest du dich denn nicht, wenn du dich ins Bett legst, daß du auch darin sterbest?

8.

Man zog einmal in einen Krieg mit großen Büchsen und mit viel Gewehren, wie es denn Sitte ist; da stand ein Narr da und fragte, was für ein Lärm das wäre? Man sprach: Die ziehen in den Krieg! Der Narr sprach: Was thut man im Krieg? Man sprach: Man verbrennt Dörfer und gewinnt Städte und verdirbt Wein und Korn und schlägt einander tot! Der Narr sprach: Warum geschieht das? Sie sprachen: Damit man Frieden mache! Da sprach der Narr: Es wäre besser, man machte vorher Frieden, damit solcher Schaden vermieden bliebe. Wenn es nach mir ginge, so würde ich vor dem Schaden Frieden machen und nicht darnach; darum so bin ich witziger als eure Herren.

9.

Man führte einst in einer Stadt einen guten, lustigen Gesellen, wohl gekleidet, aus und wollte ihm den Kopf abschlagen, denn er war ein Straßenräuber. Als man ihn wegführte, hatte alle Welt, jung und alt, großes Mitleid mit ihm, so daß mancher fromme Mensch weinte. Nun begab es sich, daß etliche Edelleute auch dazu kamen und fragten: Liebe Freunde, was hat doch der gute, junge Geselle gethan? Könnte man nicht für ihn bitten? Wir wollten alle helfen, daß er möchte frei werden! Die ehrbaren Leute, die da zugegen waren, sprachen: Ach ja, es wäre wohl gethan, wenn ihr ihn losbätet! Die Edelleute sprachen: Was hat er verbrochen, daß er sterben muß? Die Leute sprachen: Er hat sich versehen und hat auf der Straße etlichen Kaufleuten die Säckel geschüttelt! Als das die Edelleute hörten, sprachen sie: Hat er das verbrochen, so wollen wir nicht für ihn bitten; man soll nur schnell mit ihm davon fahren! denn wollte er sich dessen unterstehen, was nur dem Adel zusteht, — wie wollten denn wir etwas erschnappen?

Das war ein frommer Adel! Gott sei gelobt, daß man jetzt keinen solchen mehr findet.

10.

In einem Wirtshause waren Gäste. Da sprach einer unter ihnen zu einem Töchterlein der Wirtin: Bring mir ein Gläslein mit Wasser; ich will es in den Wein thun! Das Töchterlein sprach: Ihr bedürft seiner nicht! Meine Mutter hat erst heute einen großen Eimer voll in das Faß geschüttet! — Es ist wahr: Kinder und Narren sagen die Wahrheit.

11.

Ein König hatte Doktoren und Ritter in seinem Rat. Nun schlug er einst einen Doktor zum Ritter, wie man manchen findet, der Doktor und Ritter zugleich ist. Eines Tages berief er seine Räte, und es standen die Doktoren auf der einen Seite, die Ritter auf der andern. Als der, welcher Doktor und Ritter war, in den Rat kam, stellte er sich zu den Rittern. Nach einer Weile sprach der König: Herr Doktor, ihr solltet euch zu den Würdigeren stellen! Ein Doktor übertrifft einen Ritter, denn ich kann in einer Stunde hundert Ritter machen, aber meine hundert können nicht einen Doktor machen.

12.

Es war ein Doktor, ein gelehrter Mann, der predigte gegen die, so viele Pfründen haben, da doch jeder Priester nur eine haben solle. Auch setzte er einen Zweifel darin, ob der Papst davon dispensieren könne. Das kam auch vor den Papst; der sagte: Da kenne ich eine gute Arznei! Nicht lange darnach ward eine Klosterpfarre ledig, die brachte im Jahr etwa dreihundert Dukaten, die gab er dem Doktor zu seiner Pfründe. Da predigte dieser nicht mehr wider die Pfründen, sondern sprach: Jetzt verstehe ich die Sache erst; vorher habe ich sie nicht verstanden! — dem hatte man die Augen ausgestochen mit der Klosterpfarre.

13.

Großes Ungewitter war auf dem Meere, daß jedermann Gott und seine Heiligen anrief, um nicht zu verderben. Da war auch ein Aben=

teurer in dem Schiff, der schrie zu Sankt Nikolas: O heiliger Herr Sankt Nikolas, hilf uns! Ich will dir eine Kerze opfern, so dick, wie mein Arm ist! Als das Meer aber nicht aufhörte zu wüten, da rief er: Hilf uns, Sankt Nikolas! ich will dir eine Kerze geben, die so schwer ist, wie ich bin! — es half aber nicht. Da schrie er: Hilf uns, Sankt Nikolas; ich will dir eine Kerze geben so groß wie der Segelbaum im Schiff! Die ehrbaren Leute im Schiff sprachen zu ihm: Du bist ein Narr! Wo wolltest du so viel Wachs hernehmen? Und wenn du es schon bekämst, du könntest es nicht bezahlen; ein König könnte es nicht bezahlen! Er sagte: Ihr seid Narren! Hätte ich einen Fuß auf dem Lande, ich wollte ihm nicht ein Meßlichtlein geben groß genug, daß er damit schlafen ginge.

14.

Aus einer Stadt reisten zwei Bürger nach Rom, um daselbst Ablaßbriefe zu kaufen. Der eine war reich und hatte viel Geld und konnte seine Briefe wohl bezahlen und zuletzt von aller Pein und Schuld Absolution erhalten. Der arme Mann beichtete nur zu Rom, und dann zogen sie miteinander wieder von dannen. Auf dem Wege glorierte der Reiche von seiner Gewalt und seinen Ablaßbriefen. Darnach fügte es sich, daß der arme Mann starb und kam in die Hölle; dann starb der Reiche auch und kam auch in die Hölle. Da sprach der arme Mann zu dem reichen: Wie, bist du auch hier? Wo sind denn deine Briefe, mit denen du gloriert hast? Haben sie dir nicht geholfen? Der Reiche sprach: Höre, guter Gesell, wie es mir ergangen ist! Als ich starb, ist ein dummer Teufel gekommen, der konnte nicht lesen, und hat mich und die Briefe hinweggeführt, da sind sie mir verbrannt! So bin ich denn auch hier!

15.

Wir lesen von Sankt Martin, daß er einmal aus Paris herauskam mit etlichen Priestern. Da begegnete ihm ein Wagen, mit Wein schwer beladen, und der Fuhrmann war nie in Paris gewesen und wußte nicht, wie nahe oder wie ferne es wäre und fragte sie: Liebe Herren, kann ich noch gen Paris kommen? — es war aber schon gegen

Abend. Sankt Martin sagte: Fährst du langsam, so kommst du wohl noch hin; eilst du aber, so kommst du diesen Abend nicht mehr hin! Der Fuhrmann wurde zornig, trieb die Rosse an, wollte eilen und sprach: Ich glaube, die Pfaffen sind voll Wein! Sollte ich nicht eher dahin kommen, wenn ich schnell, als wenn ich langsam fahre? Und wie er also eilte, da brach ihm ein Rad, so daß er ein anderes mußte holen und denselbigen Tag nicht nach Paris kam. Da sah er, daß man ihm wahr gesagt hatte.

16.

Ein Bauer hatte sich wider seinen Junker vergangen. Der ließ ihn fangen und gab ihm die Wahl zwischen drei Strafen: entweder er solle fünfzig rohe Zwiebeln essen, oder fünfzig Streiche auf dem Rücken erleiden, oder fünfzig Schillinge zahlen. Der Bauer war geizig und sprach: Ich will die Zwiebeln essen! — aber als er drei oder vier gegessen hatte, da konnte er nicht mehr essen, denn sie stiegen ihm in Nase und Augen. Da wollte er die Streiche leiden, aber als er vier oder fünf erlitten, — da zahlte er das Geld.

17.

In einem Kloster war ein junger Bruder, der las einst den Vers im Psalter: Tausend Jahre sind vor deinem Angesichte wie der gestrige Tag! Der Bruder konnte das nicht glauben und bat Gott den Herrn, er solle es ihm zeigen. Er war Küster in der Kirche und hatte zu läuten. Einst nun nach der Messe am Morgen blieb er nach seiner Gewohnheit im Gebet. Da kam ein schöner Vogel und sang und flog vor ihm: er ging dem Vogel nach und meinte ihn zu fangen und folgte ihm so lange, bis er in den Wald kam. Da setzte sich der Vogel auf einen Baum und sang, und der Bruder stand und hörte ihm zu, bis er plötzlich gedachte: Du mußt gehen und zur Messe läuten! Er eilte, als er aber an das Kloster kam, da hatte sich dasselbe verändert; er kannte auch niemand mehr, und ihn kannte man auch nicht. Der Abt fragte, wer er wäre? Er sprach, er wäre nicht länger als eine Stunde fort gewesen und hätte dem

Gesang eines Vogels zugehört. Da ging man über die Bücher und fand, daß der Abt, von dem er redete, vor dreihundert Jahren gelebt hätte, und daß zu dessen Zeiten ein junger Mönch verschwunden sei, von dem man nie erfahren, wo er geblieben. Als das der junge Bruder hörte, senkte er den Blick sinnend zur Erde und bemerkte nun erst, daß sein Gewand alt und abgetragen sei und daß ein langer grauer Bart ihm von Wange und Kinn herabwalle. Da füllten Thränen seine Augen, daß über eines Vögleins kurzen Sang sein Leben so rasch verstrichen sei, und nun gedachte er des Wortes, daß tausend Jahre vor Gottes Angesicht seien wie der Tag, der gestern vergangen. Die andern Mönche aber traten auf den seltsamen Alten zu, führten ihn unter tröstlichen Worten in das Kloster und pflegten ihn liebevoll bis an sein Ende.

18.

Ein Bauer zündete alle Mal ein Meßlichtlein an vor dem heiligen Sakrament und ging dann hinter den Altar, wo der Teufel an eine Tafel gemalt war, dem zündete er auch ein Licht an. Der Priester hatte das schon öfter gesehen und meinte, er wäre kein guter Christ und nahm ihn darum vor. Der Bauer sprach: Ich thue es nicht aus Unglauben, wie ihr meint, lieber Herr, sondern aus guter Meinung. Ich zünde Gott dem Herrn ein Licht an, daß er mir Gutes thue, und zünde dem bösen Geist auch eins an, daß er mir nichts Böses thue.

19.

Nun hört, liebe Kinder, wie es mir ergangen ist! Heute morgen, als ich meine Predigt studierte, ist der Engel Gottes vom Himmel herab zu mir gekommen und hat zu mir also gesprochen: Bruder Johannes Pauli, Gott der Herr läßt dich wissen, daß er hat angesehn den Fleiß der ganzen Gemeine, den ihr diese Fasten gehabt habt im Predigen und Buße wirken; ich will euch das Himmelreich geben, darum sage du es ihnen und kommt miteinander! Ich war froh und dankte Gott dem Herrn und habe euch alle berufen und meine Ord-

nung gemacht. An der rechten Seite sind mit mir gegangen die würdigen Priester, die Edeln, die Herren vom Rat und die ganze Gemeine der Mannsbilder. An der linken Seite sind gegangen die edeln Frauen, Bürgerinnen, Jungfrauen und Witwen und was sonst von weiblichem Geschlechte war. Der N. hat das Kreuz vorausgetragen; der B. ist stets um das Volk gegangen und hat das Weihwasser gesprengt. Der M. hat den Weihrauchkessel getragen, damit der Teufel weichen müßte, so er uns etwa hindern wollte. Also bin ich mit meinem Völklein dahin gegangen und sind alle froh gewesen, daß wir sollten selig werden. Als wir zum Himmelreich gekommen, habe ich mit Züchten angeklopft, da lugte Sankt Peter zu einem Löchlein heraus und fragte, wer da wäre? Ich sprach: Wir Herren aus N. sind hier, und hat uns der Herr Jesus also entboten! Sankt Peter sprach: Ich will gehen und fragen! Er kam bald wieder und sprach: Es ist, wie du gesagt hast! Ich soll euch einlassen, aber doch mit der Bedingung, daß niemand fremdes Gut bei sich habe! Ich sprach: der Sergeant ist umgegangen; es ist alles richtig gewesen! Nun that Sankt Peter ein Thor auf, und ich wollte der erste sein und setzte meinen rechten Fuß hinein, da stieß mich Sankt Peter an die Brust und sprach: Halt, Bruder Johannes Pauli! Was hast du da im Ärmel stecken? Da erschrak ich. Er sprach: Wessen ist das Buch, das du da hast? Das ist nicht dein, denn du hast es dem Drucker noch nicht bezahlt! Darum so geh wieder heim und heiße dir die, denen du diese Fasten gepredigt hast, zur Steuer kommen, damit es bezahlt werde! Dann kommt heute über acht Tage wieder, so will ich euch einlassen! Darum, liebe Kinder, helft und steuert alle zusammen, daß das Buch Schimpf und Ernst bezahlt werde!

Literatur: Herm. Österley, Schimpf und Ernst von Johannes Pauli; 1866. — H. A. Junghans, Schimpf und Ernst von Johannes Pauli, ausgewählt und sprachlich erneuert. (Reclam, Nr. 945, 946). — C. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.

17. Sendbrief vom Dolmetschen[1]

von **Dr. Martin Luther** | 1530 |

an Wenzeslaus Link, Prediger in Nürnberg. In moderner deutscher Fassung und Orthographie.

Hier steh' ich, ich kann nicht anders.
Gott helfe mir! Amen.
Martin Luther.

Dem Ehrbarn und Fürsichtigen N., meinem günstigen Herrn und Freunde.

Gnade und Friede in Christo. Ehrbar, fürsichtiger[2] lieber Herr und Freund! Ich hab euere Schrift empfangen, darin ihr meines Berichts begehrt: Warum ich zu den Römern am dritten Kapitel die Worte St. Pauli: Arbitramur hominem justificari ex fide absque operibus legis also verdeutscht habe: „Wir halten, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben." Und zeigt darneben an, wie die Papisten sich über die Maßen unnütz machen, weil im Text Pauli nicht stehet das Wort sola, allein, und sei solcher Zusatz von mir nicht zu leiden in Gottes Worten rc.

Auf diese Frage, wo es euch gelüstet[3] mögt ihr euern Papisten von meinetwegen antworten also: Zum ersten, wenn ich, Dr. Luther, mich hätte mögen des versehen,[4] daß die Papisten alle auf einen

Luther hatte in seinem Neuen Testament die wichtige Stelle Röm. 3, 28: *λογιζόμεθα πίστει δικαιοῦσθαι ἄνθρωπον, χωρὶς ἔργων νόμου* (Vulgata: arbitramur hominem justificari ex fide absque operibus legis) also verdeutscht: „Wir halten, daß der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werk, allein durch den Glauben," obschon im Urtext ein Wort für „allein" nicht steht. Luthers Übersetzung dieser Stelle hatte ganz besonders den Zorn der „Papisten" wachgerufen. Er mußte wieder und wieder die „Lästerung" hören, er habe gute Werke in seiner Bibelübersetzung verboten und den Text gefälscht. Endlich riß ihm die Geduld. Seine Antwort ist das vorliegende Sendschreiben vom Dolmetschen.

[1] Dolmetschen bedeutete damals sowohl das mündliche wie das schriftliche Übertragen aus einer Sprache in die andere. [2] fürsichtig = einsichtig, verständig. [3] wo es euch gelüstet = wenn es euch Freude macht. [4] Wenn ich das hätte wissen können.

Bedeutung

Haufen[1] so geschickt wären, daß sie ein Kapitel in der Schrift könnten recht und wohl verdeutschen, so wollte ich fürwahr mich der Demut haben finden lassen[2] und sie um Hülfe und Beistand gebeten, das Neue Testament zu verdeutschen. Aber dieweil ich gewußt und noch vor Augen sehe, daß ihrer keiner recht weiß, wie man dolmetschen oder deutsch reden soll: habe ich sie und mich solcher Mühe überhoben. Das merkt man aber wohl, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch solches reden und schreiben lernen, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt: danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl; denn es thut mir doch sanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, reden gelehrt habe.

Zum andern mögt ihr sagen, daß ich das Neue Testament verdeutscht habe auf mein bestes Vermögen und auf mein Gewissen; habe damit niemand gezwungen, daß er es lese, sondern frei gelassen und allein zu Dienst gethan denen, die es nicht besser machen können. Ist niemand verboten, ein besseres zu machen. Wer's nicht lesen will, der lasse es liegen. Ich bitte und feiere[3] niemand drum. Es ist mein Testament und meine Dolmetschung[4] und soll mein bleiben und sein. Hab' ich drinnen irgendwo gefehlet, (das mir doch nicht bewußt, und freilich ungern einen Buchstaben mutwillig wollt' unrecht verdolmetschen,) darüber will ich die Papisten nicht zu Richtern leiden. Denn sie haben noch zur Zeit zu lange Ohren dazu und ihr Ika Ika[5] ist zu schwach, mein Verdolmetschen zu verurteilen. Ich weiß wohl, und sie wissens weniger denn des Müllers Tier, was

Mit Recht sagt der Herausgeber des Sendbriefes, Rud. Lehmann, von demselben: „Es sind nur wenige Seiten, aber der ganze Luther ist darin. Die Tiefe seines religiösen Empfindens, der heilige Ernst und die strenge Gewissenhaftigkeit, mit der er sich von den Einzelheiten seines Bibelwerkes Rechenschaft ablegte; auf der anderen Seite die rücksichtslose Derbheit seiner Polemik, der überlegene, freilich nicht immer geschmackvolle Humor, mit dem er auf die Gegner herabsah, — alles das spricht aus der kleinen Schrift auf das le-

[1] alle auf einen Haufen = alle zusammen. [2] sich einer Sache finden lassen: sich im Besitz einer Sache erweisen. [3] feiere bedeutet hier = jemandem Schönes, Liebes sagen oder thun. [4] **Dolmetschung** = Übertragung. [5] **Ika, Ika** = Eselsgeschrei.

für Kunst, Fleiß, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehöret; denn sie haben's nicht versucht. Es heißt: „Wer am Wege bauet, der hat viele Meister." Also gehet mir's auch. Diejenigen, die noch nie haben recht reden können, geschweige denn dolmetschen, die sind allzumal meine Meister, und ich muß ihrer aller Jünger sein. Und wenn ich sie hätte sollen fragen, wie man die ersten zwei Worte Matthäi 1: „Liber generationis" sollte verdeutschen, so hätte ihrer keiner gewußt „Gack"[1] dazu zu sagen; und verurteilen mir nun das ganze Werk, die feinen Gesellen! Also ging es St. Hieronymo auch, da er die Biblia dolmetschet:[2] da war alle Welt sein Meister; er allein war es, der nichts konnte; und verurteileten dem guten Mann sein Werk diejenigen, so ihm nicht genug gewesen wären, daß sie ihm die Schuh hätten sollen wischen. Darum gehört große Geduld dazu, so jemand etwas öffentlich Gutes thun will. Denn die Welt will Meister Klügling[3] bleiben und muß immer alles meistern und selbst nichts können. Das ist ihre Art, davon sie nicht lassen kann.

Ich wollte noch gern den Papisten ansehen, der sich hervorthäte und etwa eine Epistel St. Pauli oder einen Propheten verdeutschte, sofern, daß er des Luthers Deutsch und Dolmetschen nicht dazu gebraucht: da sollte man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch oder Dolmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Sudler zu Dresen,[4] der mein Neues Testament gemeistert hat (ich will seinen Namen in

---

bendigste zu uns; und es giebt wenige Denkmäler, die den Leser so lebhaft in die Zeit zu versetzen vermögen, wo die hier besprochenen Streitpunkte Tagesfragen waren. Vor allem aber ist es der besondere Inhalt der Schrift, der ihr heute noch Interesse und Wert verleiht. Die Grundsätze der Sprachbehandlung, die ihn bei der Bibelübersetzung leiteten, spricht Luther hier kurz und prägnant aus und verdeutlicht sie an einer Reihe schlagender Beispiele. Die Stelle Seite 235 über die Quelle des Sprachgefühls ist mit

---

[1] **Gack** sagen = gackern, wie Gänse und Hühner. [2] **St. Hieronymus**, 341–420, Kirchenvater; Verfasser der Vulgata (lateinischen Bibelübersetzung). [3] **Meister Klügling** = naseweiser Besserwisser. [4] **Sudler zu Dresen** = Hieronymus Emser in Dresden, Hoftheologe des Herzogs Georg von Sachsen und erbitterter Gegner Luthers. Emser veröffentlichte 1527 eine Übersetzung des neuen Testamentes, um den vielen „Fehlern" in Luthers Verdeutschung entgegen zu treten. Es fand sich aber, daß er Luthers Übersetzung fast wörtlich abgeschrieben und nur an einzelnen Stellen den Text nach der Vulgata geändert hatte.

meinen Büchern nicht mehr nennen; so hat er auch nun seinen Richter[1] und ist sonst wohl bekannt,) der bekennet, daß mein Deutsch süß und gut sei, und sahe wohl, daß er's nicht besser machen konnte, und wollte es doch zu Schanden machen, fuhr zu und nahm für sich mein Neues Testament, fast von Wort zu Wort, wie ich's gemacht habe, und thät meine Vorrede, Glosse und Namen davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glosse dazu, verkauft' also mein Neues Testament unter seinem Namen. Ach, lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe, da sein Landesfürst mit einer greulichen Vorrede verdammt und verbot des Luthers Neues Testament zu lesen, doch daneben gebot des Sudlers Neues Testament zu lesen, welches doch eben dasselbige ist, das der Luther gemacht hat.

Und daß nicht jemand hier denke, ich lüge, so nimm beide Testamente für dich, des Luthers und des Sudlers, halte sie gegeneinander: so wirst du sehen, wer in allen beiden der Dolmetscher sei. Denn was er in wenigen Orten geflickt und geändert hat, (wiewohl mir's nicht alles gefällt,) so kann ich's doch wohl leiden, und schadet mir sonderlich nichts, so viel es den Text betrifft; darum ich auch nie darwider habe wollen schreiben, sondern habe der großen Weisheit müssen lachen, daß man mein Neues Testament so greulich verlästert, verdammt, verboten hat, weil es unter meinem Namen ist ausgegangen, aber doch müssen lesen, weil es unter eines andern Namen ist ausgangen. Wiewohl, was das für eine Tugend sei, einem andern sein Buch lästern und schänden, darnach dasselbige stehlen und unter eigenem Namen dennoch herausgeben und also durch fremde verlästerte Arbeit eigen Lob und Namen suchen: das laß' ich seinen Richter finden. Mir ist indes genug, und bin froh, daß meine Arbeit (wie St. Paulus auch rühmet,)[2] muß auch durch meine Feinde gefördert,

---

Recht zur Berühmtheit gelangt. Der hier ausgesprochene Grundsatz ist im wesentlichen bis heute maßgebend geblieben; er hat der Entwicklung der deutschen Schriftsprache ihr Gepräge verliehen, im Gegensatz zu Sprachen wie z. B. der französischen, deren Weiterbildung durch einen akademischen Areopag geregelt wird. Vor allem diese Stelle ist es, welche der kleinen Schrift fast den Wert eines historischen Dokuments verleiht."

---

[1] Emser war am 8. Nov. 1527 gestorben. [2] Vielleicht mit Beziehung auf Philip. 1, 15–18.

und des Luthers Buch ohne Luthers Namen unter seiner Feinde Namen gelesen werden. Wie könnte ich mich besser rächen?

Und daß ich wieder zur Sache komme: wenn euer Papist sich viel unnütze machen will mit dem Wort sola, allein, so sagt ihm flugs also: Doktor Martinus Luther will's also haben und spricht: Papist und Esel sei ein Ding: Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas.[1] Denn wir wollen nicht der Papisten Schüler noch Jünger, sondern ihre Meister und Richter sein, wollen auch einmal stolzieren und pochen[2] mit den Eselsköpfen; und wie Paulus wider seine tollen Heiligen sich rühmet,[3] so will ich mich auch wider diese meine Esel rühmen. Sie sind Doktores? Ich auch. Sie sind gelehrt? Ich auch. Sie sind Prediger? Ich auch. Sie sind Theologi? Ich auch. Sie sind Disputatores? Ich auch. Sie sind Philosophi? Ich auch. Sie sind Dialektici? Ich auch. Sie sind Legenten?[4] Ich auch. Sie schreiben Bücher? Ich auch. — Und will weiter rühmen: ich kann Psalmen und Propheten auslegen; das können sie nicht. Ich kann dolmetschen; das können sie nicht. Ich kann die heiligen Schriften lesen; das können sie nicht. Ich kann beten; das können sie nicht. Und daß ich herunter komme, ich kann ihre eigene Dialektica und Philosophia besser als sie selbst allesamt und weiß dazu fürwahr, daß ihrer keiner ihren Aristotelem verstehet. Und ist einer unter ihnen allen, der ein Prooemium oder Kapitel im Aristotele recht verstehet, so will ich mich lassen prellen.[5] Ich rede jetzt nicht zu viel; denn ich bin durch ihre Kunst alle erzogen und erfahren von Jugend auf, weiß fast wohl, wie tief und weit sie ist. So wissen sie auch wohl, daß ich alles weiß und kann, was sie können; dennoch handeln die heillosen Leute gegen mich, als wäre ich ein Gast[6] in ihrer Kunst, der allererst heute morgen gekommen wäre und noch nie weder gesehen noch gehört hätte, was sie lehren oder können. So gar herrlich prangen sie herein mit ihrer Kunst und lehren mich, was ich seit zwanzig Jahren

---

[1] Sic volo, 2c.: ist ein Citat aus Juvenals Satir. 6, 223, wo aber hoc volo, hoc jubeo gelesen wird. [2] **pochen mit** = trotzig stolz sich benehmen wie . . . [3] Siehe 2. Chor. 11, 17 ff. [4] Sie sind Legenten = sie halten Vorlesungen. [5] **prellen** = ein rohes Jagdvergnügen: ein auf ein Netz aufgelaufener Fuchs wird durch Anziehen des Netzes schnell in die Luft geschleudert und wieder aufgefangen. [6] **Gast**, im ursprünglichen Sinne = Fremder, vgl. Gasthof = Fremdenhof.

an den Schuhen zerrissen habe,[1] daß ich auch mit jenem Mädchen auf all ihr Plärren und Schreien singen muß: „Ich hab's seit sieben Jahren gewußt, das Hufnägel Eisen sind."

Das sei auf eure erste Frage geantwortet, und bitte euch, wollet solchen Eseln ja nichts anderes noch mehr antworten auf ihr unnützes Geplärre vom Wort sola, denn also viel: Dr. Luther will's haben, und spricht, er sei ein Doktor über alle Doktoren im ganzen Papsttum. Da soll's bei bleiben, ich will sie hinfort einfach verachten und verachtet haben, so lange sie solche Leute, ich wollte sagen, Esel sind. Denn es sind solche unverschämte Tröpfe unter ihnen, die auch ihre eigene, der Sophisten, Kunst nie gelernt haben, wie Doktor Schmid und Doktor Kochlöffel[2] und seinesgleichen; und legen sich gleichwohl wider mich in dieser Sache, die nicht allein über die Sophisterei, sondern auch (wie Sankt Paulus sagt) über aller Welt Weisheit und Vernunft ist. Zwar es dürfte ein Esel nicht viel singen, man kennt ihn sonst wohl an den Ohren.

Euch aber und den Unsern will ich anzeigen, warum ich das Wort sola habe wollen brauchen, wiewohl Röm. 3, V. 28. nicht sola, sondern solum oder tantum von mir gebraucht ist. Also fein sehen die Esel meinen Text an; aber doch habe ich's sonst anderswo sola fide gebraucht und will auch beide, solum und sola, haben.[3] Ich hab' mich des beflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden.

Im Hiob arbeiten wir also, M. Philipps,[4] Aurogallus[5] und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern; läuft einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken[6]

---

[1] Was ich seit langem gewußt habe. [2] **Doktor Kochlöffel**: gemeint ist Cochlaeus, (lat. cochlear = Löffel) eigentlich Johann Dobeneck, ein heftiger Gegner Luthers. [3] Luther scheidet hier: „bloß (allein) durch den Glauben" = solum fide, und „durch den bloßen Glauben" = sola fide. [4] **M. Philipps** = Magister Philippus, gemeint ist Melanchthon. [5] **Matthäus Aurogallus** (Goldhahn), Prof. der hebräischen Sprache an der Universität Wittenberg. [6] **Wacken** = Wackersteine, große Feldsteine.

und Klötze da gelegen haben, da er jetzt über hingehet, wie über ein gehobeltes Brett, da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumen, auf daß man könnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist; aber den Wald und die Stöcke[1] ausrotten und den Acker zurichten, da will niemand an.[2] Es ist bei der Welt kein Dank zu verdienen. Kann doch Gott selbst mit der Sonne, ja mit Himmel und Erde, noch mit seines eigenen Sohnes Tod keinen Dank verdienen; sie sei und bleibe Welt, in des Teufels Namen, weil sie ja nicht anders will.

Also habe ich hier Röm. 3, 28 fast wohl gewußt, daß im lateinischen und griechischen Text das Wort sola nicht stehet, und hätten mich solches die Papisten nicht dürfen lehren. Wahr ists, diese vier Buchstaben SOLA, stehen nicht drinnen, welche Buchstaben die Eselsköpfe ansehen, wie die Kühe ein neues Thor. Sehen aber nicht, daß es gleichwohl die Meinung des Textes in sich hat, und wo man's will klar und gewaltig verdeutschen, so gehöret es hinein.[3] Denn ich habe Deutsch, nicht Lateinisch, noch Griechisch reden wollen, da ich Deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. Das ist aber die Art unserer deutschen Sprache, wenn sich eine Rede begiebt von zweien Dingen, deren man eins bekennet und das andere verneinet, so braucht man das Wort solum „allein" neben dem Wort nicht oder kein. Als wenn man sagt: Der Bauer bringet allein Korn, und kein Geld. Item, ich habe wahrlich jetzt nicht Geld sondern allein Korn. Ich habe allein gegessen und noch nicht getrunken. Hast du allein geschrieben und nicht übergelesen? Und dergleichen unzählige Weise in täglichem Brauch.

In diesen Reden allen, ob's gleich die lateinische oder griechische Sprache nicht thut, so thut's doch die deutsche, und ist ihre Art, daß

---

[1] Stöcke = Baumstümpfe; vergl. „Über Stock und Stein." [2] Die Arbeit wagt niemand anzugreifen. [3] Wenn wir gerecht urteilen, so werden wir heute sagen müssen, daß Luther kein Recht hatte, das Wort allein dem Text hinzuzufügen, denn zum Verständnis desselben war es durchaus nicht notwendig. Der Mann aus dem Volke mag gern ein „allein," „bloß" seiner Rede hinzufügen; hier in dieser hochbedeutsamen Bibelstelle legt der Zusatz allein einen ungebührlichen Nachdruck auf das Wort „Glauben." Luther befindet sich daher hier den „Papisten" gegenüber im Unrecht.

sie das Wort allein hinzusetzt, auf daß das Wort nicht oder kein desto völliger und deutlicher sei. Denn wiewohl ich auch sage: der Bauer bringt Korn und kein Geld, so lautet doch das Wort „kein Geld“ nicht so deutlich, als wenn ich sage: der Bauer bringt allein Korn und kein Geld; und hilft hier das Wort „allein“ dem Wort „kein“ so viel, daß es eine völlige deutsche klare Rede wird. Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun; sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.

Als wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben vorlegen und also dolmetschen: „Aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund.“ Sage mir, ist das Deutsch geredet? Welcher Deutscher verstehet solches? Was ist Überfluß des Herzens für ein Ding? Das kann kein Deutscher sagen, er wollte denn sagen, es sei, daß einer ein allzu großes Herz habe oder zu viel Herzens habe. Wiewohl das auch noch nicht recht ist. Denn Überfluß des Herzens ist kein Deutsch, so wenig als das Deutsch ist: Überfluß des Hauses, Überfluß des Kachelofens, Überfluß der Bank, sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ Das heißt gut Deutsch geredet; des ich mich beflissen und leider nicht allewege erreicht noch getroffen habe. Denn die lateinischen Buchstaben[1] hindern über die Maßen sehr, gut Deutsch zu reden.

Also, wenn der Verräter Judas sagt Matth. 26. V. 8.: Ut quid perditio haec? Und Marci 14. V. 4.: Ut quid perditio ista unguenti facta est? Folge ich den Eseln und Buchstabilisten, so muß ich's also verdeutschen: „Warum ist diese Verlierung der Salben geschehen?“ Was ist aber das für Deutsch? Welcher Deutscher redet also: Verlierung der Salben ist geschehen? Und wenn er's

[1] Die lateinischen Buchstaben = die lateinischen Worte.

wohl verstehet, so denkt er, die Salbe sei verloren, und müsse sie etwa wieder suchen; wiewohl das auch noch dunkel und ungewiß lautet. Wenn nun das gut Deutsch ist, warum treten sie nicht hervor, und machen uns ein solch fein, hübsch, neu deutsch Testament und lassen des Luthers Testament liegen? Ich meine ja, sie sollten ihre Kunst an den Tag bringen. Aber der deutsche Mann redet also: Ut quid etc. Was soll doch solche Vergeudung? oder: Was soll doch solcher Schaden? Item: es ist schade um die Salben. Das ist gut Deutsch, daraus man verstehet, daß Magdalene mit der verschütteten Salbe sei verschwenderisch umgegangen und habe Schaden gethan; das war Judas' Meinung: denn er gedachte besseren Gebrauch davon zu machen.

Item, da der Engel Maria grüßet und spricht: „Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden, der Herr mit dir.“[1] Wohlan, so ist's bisher schlecht den lateinischen Buchstaben nach verdeutschet. Sage mir aber, ob solches auch gut Deutsch sei? Wo redet der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden? Und welcher Deutsche verstehet, was gesagt sei voll Gnaden? Er muß denken an ein Faß voll Bier oder Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht: du Holdselige; damit doch ein Deutscher desto mehr hinzu könne denken, was der Engel meinet mit seinem Gruß. Aber hier wollen die Papisten toll werden über mich, daß ich den engelischen Gruß[2] verderbt[3] habe; wiewohl ich dennoch damit nicht das beste Deutsch habe getroffen. Und hätte ich das beste Deutsch hier sollen nehmen, so hätte ich den Gruß also verdeutschen müssen: „Gott grüße dich, du liebe Maria,“ denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen sie deutsch grüßen. Ich halte, sie sollten sich wohl selbst erhenkt haben vor großer Andacht zu der lieben Maria, daß ich den Gruß so zu nichte gemacht hätte.

---

[1] Lukas 1, 28: Χαῖρε κεχαριτωμένη (Part. Perf. Pass. von χαριτόω = mit Liebreiz geschmückt, oder = begnadet) übersetzt die Vulgata durch Ave, gratia plena, wo gratia das griech. χάρις wiedergiebt, das an sich „Anmut“ und „Gnade“ heißen kann. [2] engelischen, des Engels. [3] verderbt: die Papisten legten eben die Worte gratia plena unberechtigt, weil gegen den griech. Text (der ein passives Perf. bietet), anders aus als Luther („du Gnadenreiche“, d. h. Gnadenspenderin, statt: du „Anmutreiche“ = Holdselige oder: „du Begnadete.“)

Aber was frage ich darnach ob sie toben oder rasen? Ich will nicht wehren, daß sie verdeutschen, wie sie wollen; ich will aber auch verdeutschen, nicht wie sie wollen, sondern wie ich will. Wer es nicht haben will, der laß mir's stehen und halte seine Meisterschaft bei sich; denn ich will ihrer weder sehen noch hören. Sie dürfen für mein Dolmetschen nicht[1] Antwort geben noch Rechenschaft thun. Das höreſt du wohl, ich will sagen: Du holdselige Maria, du liebe Maria; und lasse sie sagen: du voll Gnaden Maria. Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist: du liebe Maria; der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache.

Denn ich halte, St. Lucas, als ein Meister in hebräischer und griechischer Sprache, habe das hebräische Wort, so der Engel braucht, wollen mit dem griechischen κεχαριτωμένη treffen und deutlich geben; und denk' mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredet, wie er mit Daniel redet, und nennet ihn Hamudoth und Isch Hamudoth, vir desideriorum, das ist: du lieber Daniel. Denn das ist Gabriels Weise zu reden, wie wir im Daniel sehen. Wenn ich nun den Buchstaben nach aus der Esel Kunst sollte des Engels Wort verdeutschen, müßte ich also sagen: Daniel, du Mann der Begierungen, oder: Daniel, du Mann der Lüste. O, das wäre schönes Deutsch! Ein deutscher Mann höret wohl, daß Lüste oder Begierungen deutsche Worte sind. Wiewohl es nicht eitel reine deutsche Worte sind, sondern Lust und Begier wären wohl besser. Aber wenn sie so zusammen gefasset werden: du Mann der Begierungen, so weiß kein Deutscher, was gesagt ist; denkt, daß Daniel vielleicht voll böser Lüste stecke. Das hieße denn fein gedolmetscht. Darum muß ich hier die Buchstaben fahren lassen und forschen, wie der deutsche Mann solches redet, welches der hebräische Mann Isch Hamudoth redet, so finde ich, daß der deutsche Mann also spricht: Du lieber Daniel, du liebe Maria, oder, du holdselige Magd, mägdliche Jungfrau, du zartes

[1] Sie dürfen nicht = sie brauchen nicht.

Weib, und dergleichen. Denn wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben, daß er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.

Und was soll ich viel und lang sagen vom Dolmetschen? Sollt ich aller meiner Worte Ursachen und Gedanken anzeigen, ich müßte wohl ein Jahr dran zu schreiben haben. Was Dolmetschen für Kunst, Mühe und Arbeit sei, das habe ich wohl erfahren; darum will ich keinen Papstesel noch Maulesel, die nichts versucht haben, hierin zum Richter oder Tadler leiden. Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen; der Teufel dank ihm, wer's ungerne hat oder ohne meinen Willen und Wissen meistert. Soll's gemeistert werden, so will ich's selber thun; wo ich's selber nicht thue, da lasse man mir mein Dolmetschen mit Frieden, und mache ein jeglicher, was er will, für sich selbst und habe ein gutes Jahr.

Das kann ich mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich meine höchste Treue und Fleiß drinnen erzeigt, und nie falsche Gedanken[1] gehabt habe. Denn ich habe keinen Heller dafür genommen noch gesucht noch damit gewonnen;[2] so habe ich meine Ehre drinnen nicht gemeinet, das weiß Gott mein Herr, sondern hab's zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren einem, der droben sitzt, der mir alle Stunde so viel Gutes thut, daß, wenn ich tausendmal so viel und fleißig dolmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdienet hätte zu leben oder ein gesundes Auge zu haben. Es ist alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines teuren Bluts und sauren Schweißes, drum soll's auch (wenn Gott will) alles ihm zu Ehren dienen, mit Freuden und von Herzen. Lästern mich die Sudeler und Papstesel, wohlan, so loben mich die frommen Christen samt ihrem Herrn Christo, und bin allzu reichlich belohnet, wo mich nur ein einziger Christ als einen treuen Arbeiter erkennet. Ich frage nach Papsteseln nichts; sie sind nicht wert, daß sie meine Arbeit sollen kennen: und sollte mir im Grunde meines Herzens leid sein, daß sie mich lobeten. Ihr Lästern ist mein höchster Ruhm und

[1] unehrliche Nebengedanken. [2] Luther hat sich nie für seine Bücher bezahlen lassen, trotz der hohen Anerbietungen, die ihm von Buchdruckern gemacht wurden.

Ehre. Ich will doch ein Doktor, ja auch ein vortrefflicher Doktor sein, und sie sollen mir den Namen nicht nehmen bis an den jüngsten Tag, das weiß ich fürwahr.

Doch habe ich wiederum nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehülfen darauf gesehen, daß, wo etwa an einem Wort gelegen ist, hab ich's nach den Buchstaben behalten und bin nicht so frei davon gangen. Wie Johannes 6. V. 27., da Christus spricht: „Diesen hat Gott der Vater versiegelt;" da wäre wohl besser deutsch gewesen: Diesen hat Gott der Vater gezeichnet, oder: diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort weichen. Ach, es ist ja Dolmetschen nicht eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrt, erfahren, geübt Herz. Darum halte ich, daß kein falscher Christ noch Rottengeist treulich dolmetschen könne; wie das wohl scheinet in den Propheten zu Worms verdeutschet,[1] darin doch wahrlich großer Fleiß geschehen und meinem Deutsch fast nachgangen ist; aber es sind Juden dabei gewesen, die Christo nicht große Huld erzeigt haben, sonst wäre Kunst und Fleiß genug da. — Das sei vom Dolmetschen und Art der Sprachen gesagt. Und haltet mir meine lange Schrift zu gut. Christus unser Herr sei mit uns allen. Amen.

Ex Eremo,[2] octava Septembris 1530.

Martinus Luther, euer guter Freund.

Literatur: Köstlin, M. Luther, sein Leben und seine Schriften, 1883. — Rich. Neubauer, Martin Luther. (Schriften zur Reformationsgeschichte in Denkmäler der älteren deutschen Literatur von Böttcher und Kinzel, Band III, 2.) H. v. Treitschke, Luther und die deutsche Nation. Vortrag; 1883. — P. Pintsch, Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache; 1884. — Willibald Grimm, Kurzgefaßte Geschichte der lutherischen Bibelübersetzung, 1884. C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.

---

[1] In Worms war 1527 eine deutsche Übersetzung der Propheten von den Wiedertäufern (das sind für Luther falsche Christen und Rottengeister) Hetzer und Denk erschienen. [2] Ex Eremo (griechisch) = aus der Einöde, Einsamkeit; gemeint ist die Feste Koburg.

18. Der fahrende Schüler
im Paradies.

1550

Fastnachtsspiel von **Hans Sachs.**

In moderner deutscher Fassung und Orthographie.

Bäurin: Fühle zum Seufzen mich stets bereit, denke ich der vergangenen Zeit,
Da noch lebte mein erster Mann, den ich je länger je lieber gewann,
Von Herzen liebte er auch mich, fromm war er und einfältiglich.
Mit ihm ist all mein' Freud gestorben, wiewohl mich ein andrer Mann erworben,
Der ist meinem ersten gar ungleich, er ist geizig und will werden reich,
Er kratzt und spart zusam' das Gut, hab' bei ihm weder Freud' noch Mut.
Gott segne meinen Mann, den Alten, der mich freundlicher thät halten;
Könnt' ich ihm etwas Gut's noch thun, würd' ich nicht rasten oder ruhn.

Schüler: Ach, liebe Frau, ich komm' herein, bitt', laß mich dir befohlen sein,
Und deiner milden Hand und Gab; denn ich gar große Weisheit hab,
Die ich in Büchern einst gelesen. Ich bin im Venusberg gewesen,
Viel Wunder schaute ich darin. Wißt, ich ein fahrender Schüler bin,
Von Paris ich hergekommen bin, jetzt etwa vor drei Tagen.

Bäurin: Sagt, lieber Herr, was hör' ich sagen,
Kommt ihr vom Paradiese her, ein Ding ich fragen muß daher,
Habt ihr gesehen meinen Mann, den der Herrgott zu sich nahm
Vor fast einem ganzen Jahr, der so fromm und einfältig war,
Daß er ist wohl hinein gefahren.

Schüler: Der Seelen so viel darinnen waren.
Doch sagt mir, Frau, was hat euer Mann für Kleider denn da oben an?
Vielleicht kann ich ihn dran erkennen.

Bäurin: Die kann ich bald euch alle nennen:
Er trug ach, einen blauen Hut, dazu ein leinen Laken gut,
Darin man ihn begraben that, kein' and're Kleidung er sonst hatt',
Wenn ich die Wahrheit sagen soll.

Schüler: O liebe Frau, ich kenn' ihn wohl,
Ganz ohne Strümpf und Schuh er geht, und ohne Kleider frierend steht,
Nur mit dem Laken angethan. Wenn sich vergnüget jedermann,
Steht er beiseit und grämet sich, denn er hat keinen Pfennig nicht,
Und muß von den Almosen leben, die ihm die andern Seelen geben;
Er kaum dem Elend wehren kann.

Bäurin: Ach, bist du elend dort, mein Mann,
Hast keinen Pfennig für ein Bad? Das ist doch wahrlich jammerschad,
Daß du sollst solche Armut leiden. Ach, lieber Herr, thut mich bescheiden,
Fahrt ihr zurück in's Paradies?

Schüler: Schon morgen reis' ich hin gewiß und komm hinein in vierzehn Tagen.

Bäurin: Ach, wollt ihr etwas hin wohl tragen ins Paradies zu meinem Mann?

Schüler: Ja, gerne, Frau, so viel ich kann, doch was ihr thun wollt, thut mit Eil.

Bäurin: Mein Herr, verzieht nur kurze Zeit, gleich hab ich's Bündel dann bereit. (Bäurin ab.)

Schüler allein: Das ist ein recht einfältig Schaf, das ich zu meinem Glück antraf,
Fürwahr, es wär' mir eben recht, wenn sie viel Geld und Kleider brächt',
Damit trollt' ich mich dann hinaus noch eh' der Bauer käm' nach Haus,
Der könnt' mir alles sonst verderben; den Alten hoff' ich zu beerben.

Bäurin, ein Bündel bringend: Mein Herr, erbarmt euch meiner Not und nehmet die zwölf Gulden rot,
Die ich schon lang gegraben ein da draußen in dem Kuhstall mein.
Nehmt, bitte, auch das Bündel an und bringt das alles meinem Mann
Nach jener Welt, ins Paradies. Im Bündel wird er finden dies:
Zu einem Rock ein blaues Tuch, der Hosen, Joppen, Hemd'n genug, —
Auch Taschen, Stiefel, langes Messer. Sagt, s' käm das nächste Mal noch besser,
Ich wollt' ihn ohne Geld nicht lassen. So, Herr, nun eilet eure Straßen,

Daß er bald aus der Armut komm'. Einfältig ist er und gar fromm,
Der liebste mir von meinen Zweien.

Schüler, das Bündel nehmend: Wie wird er sich darüber freuen,
Daß er nun wohl am Feiertag mit andern etwas trinken mag,
Auch spiel'n und andre Kurzweil treiben.

Bäurin: Mein Herr, wie lang denkt ihr zu bleiben
Bis ihr mir bringet Botschaft wieder?

Schüler: So balde, Frau, kehr ich nicht wieder,
Denn, ach, der Weg ist hart und weit.

Bäurin: So möcht's ihm in der Zwischenzeit
Vielleicht wiederum an Geld gebrechen, zu baden, spielen, Wein zu zechen;
Bringt ihm noch diese böhm'schen Groschen. Wenn wir dann unser Korn gedroschen,
Kann ich bald wieder Geld wegstehlen und es vor meinem Mann verhehlen,
Indem ich's in den Kuhstall grab', wie ich auch dies behalten hab'.
Zum Lohn nehmt diesen Thaler an und grüßt mir fleißig meinen Mann.

(Schüler ab.)

Bäurin, laut singend: „Bäurlein, laß dir's wohl gefallen."

Bauer, eintretend: Je, Alte, wie du fröhlich bist, sag mir nur, was die Ursach' ist?

Bäurin: Ach, lieber Mann, sei froh mit mir, groß' Freud' hab ich zu melden dir.

Bauer: Wer hat das Kalb in's Aug geschlagen?[1]

Bäurin: Ach, soll ich nicht von Wunder sagen?
Ein armer Schüler mir zu frommen ist aus dem Paradies gekommen,
Er sah dort meinen ersten Mann; mit einem Eid künd't er mir an,
Daß Armut ihn bedrücke sehr, den blauen Hut hätt' er — nichts mehr —
Und's Leichentuch in jener Welt, nicht Rock noch Hosen oder Geld.
Ich glaube wohl, daß er nichts hab' als was ich ihm gelegt in's Grab.

Bauer: Und helfen willst wohl deinem Mann?

Bäurin: O, lieber Mann, hab's schon gethan,
Hab ihm geschickt das blaue Tuch, auch Jacken, Stiefel, Hemden g'nug,
Auch für ein Gulden kleines Geld wird ihm gebracht in jene Welt.

Bauer: Da hast du wahrlich recht gethan. Und wo hinaus zog denn der Mann,
Den du die Ding hast nehmen lassen?

[1] Sprichwörtliche Redensart: jemandem heftigen Schmerz verursachen.

Bäurin: Er zog hinaus die untern Straßen;
Der Schüler, der mir half so klug trägt um den Hals ein gelbes Tuch,
Und hat das Bündel auf dem Rücken.

Bauer: Wie soll's dem armen Burschen glücken!
Zu wenig Geld hast ihm gegeben, er kann nicht lange davon leben.
Geh, heiß mir satteln 's Roß bei Zeiten, denn ganz geschwinde will ich reiten
Und ihm noch mal zehn Gulden bringen.

Bäurin: Will's Gott, so soll es mir gelingen
Daß ich es dir vergelten kann, was meinem Alten du gethan.
Auch dir will schicken ich mein' Schätz'.

Bauer: Warum so viel unnütz Geschwätz?
Laß satteln mir mein Pferd doch, geh! Damit ich nach dem Fremden seh.
(Bäurin ab.)

Bauer: Herr Gott, was hab ich für ein Weib! die ist an Seel', Vernunft und Leib
Ein Stockfisch, Thor und halber Narr; kein Weib gleicht ihr in unsrer Pfarr'.
Dem Mann, seit einem Jahre tot, will helfen sie aus seiner Not,
Dem list'gen Schüler giebt sie, leider, für ihren Alten Geld und Kleider.
Ihm nach will ich, will ihn erjagen und ihm den Buckel mürbe schlagen,
Ihn niederwerfen auf dem Feld, ihm wiedernehmen Zeug und Geld,
Damit will ich dann heimwärts kehren und meine Frau mit Fäusten lehren.
Ach, sie hat's ganz mit mir verdorben! Warum hab ich um sie geworben!
Das muß mich reuen all mein' Tage. O, hätte sie St. Urbans Plage.[1]

Bäurin, draußen: Sitz auf, das Pferd ist schon bereit, fahr hin und daß dich Gott geleit! (Beide ab.)

Schüler, mit dem Bündel kommend: Das Glück hat mir geschienen heute; ich habe hier so reiche Beute,
Daß ich's den Winter kaum verzehr'. Gäb's doch der dummen Bäurin'n mehr!
Potz Blitz, ich sehe dort von weitem, 'nen Mann gar eilends auf mich reiten,
Der Bauer ist es, mich zu plagen und mir die Beute abzujagen.
Ich will das Bündel hier verstecken derweil in diesen Dornenhecken,
Auf seinem Roß der gute Mann, kann nicht bis in den Sumpf heran,

---

[1] Sankt Urbans Plage = der Veitstanz.

Vor'm Graben muß er 'runtersteigen. Er thut's! Nun denn, so will ich schweigen,
Mein Tuch in'n Busen schieben frei, auf daß er mich nicht kenn' dabei,
Will lehnen mich auf meinen Stab, als wenn ich hier zu warten hab'.

Bauer kommt geritten: Glück zu, mein lieber Bursch, Glück zu! Hast keinen laufen sehen du,
Der um den Hals ein gelbes Tuch und der auf seinem Rücken trug
Ein kleines Bündel, das war blau?

Schüler: Ja wohl, ich sah ihn ganz genau,
Er lief schnell über's Moor zum Wald, doch einzuholen ist er bald.
Dort hinter's Gebüsch ist er gelaufen; fürwahr, er muß arg blasen, schnaufen
Und schwitzen mit dem Bündel schwer.

Bauer: Bei meinem Eid, 's ist eben der!
Willst wohl nach meinem Pferde sehen? Zu Fuß will über's Moor ich gehen
Ihm nach, um wacker ihn zu bleuen. Sein Lebelang soll's ihn gereuen
Und er die Schläge nie vergessen.

Schüler: Glück zu! ich muß hier unterdessen
Auf einen Priester wartend stehn. Nach eurem Pferd will ich gern sehn
So lange bis zurücke ihr.

Bauer: 'Nen Kreuzer schenk ich dir dafür.
Ich bitt' dich, hab auf's Pferd gut acht. (Bauer ab.)

Schüler: Um 's Tier euch keine Sorge macht,
Denn 's Sorgen, Herr, bekommt euch schlecht. Du, Rößlein, kommst mir grade recht!
Wie fröhlich blüht das Glück mir heute, noch niemals macht' ich reich're Beute:
Die Frau giebt Hosen, Rock und Schuh', der Mann schenkt mir ein Roß dazu,
Damit bequem ich reiten kann. O, was für ein barmherz'ger Mann!
Er geht zu Fuß, läßt mir den Gaul, er weiß wahrscheinlich, ich bin faul.
Daß doch der Bauer mir zu frommen bald möcht' in's Paradies 'neinkommen,
Es würde schöne Beute geben, nähm' Abschied er von diesem Leben!
Doch will ich hier nicht länger weilen, denn würd' der Bauer mich ereilen
So schlüg er mich im Feld darnieder und nähm' mir Geld und Kleider wieder;

Drum eil' ich auf dem Klepper mein spornstreichs ins Paradies hinein,
Ins Wirtshaus, wo die Hühner braten; der Bauer mag im Moor 'rumwaten. (Schüler ab.)

Bäurin: Mein Mann bleibt gar so lange aus, noch immer kommt er nicht nach Haus.
Ich fürcht', er hat den Weg verfehlt, dann kriegt mein Alter nicht sein Geld. —
Herrjeh! ich hör' den Wächter blasen, Zeit ist's, die Säue 'rauszulassen.
(Bäurin ab.)

Bauer, sich umsehend: Wo ist mein Pferd, zum Donnerwetter? Bei meiner Treu, 's wird immer netter!
Fort ist der Bursch, mit ihm das Pferd — o, Bau'r, bist aller Ehren wert,
Der größte Narr auf Erden bist! Der tück'sche Mensch derselbe ist,
Der meine Frau um's Geld betrogen. Schau, kommt sie da nicht hergezogen?
Vom Pferde darf ich ihr nichts sagen. Ich drohte ihr, sie arg zu schlagen,
Weil sie einfältig all ihr Hab dem Schüler in die Hände gab —
Und gab ihm selber doch mein Pferd. Wär' wahrlich größrer Prügel wert,
Denn klüger dünkt' ich mich zu sein. Fällt mir denn keine Ausflucht ein!

Bäurin: Zu Fuße bist zurückgekommen? Hat er das Geld denn angenommen?

Bauer: Ja wohl. Er klagt' der Weg sei weit; damit er nun in kürzrer Zeit
Den Mann im Paradies erreich', so hieß ich ihn aufsitzen gleich,
Im Reiten kommt er schneller an. Das Rößlein bringt er deinem Mann,
Nun, Frau, hab ich nicht recht gethan?

Bäurin: Ja, du mein herzgeliebter Mann,
Nun seh ich erst dein treues Herz. Fürwahr ich meine keinen Scherz.
Ich möchte nur du stürbest morgen, weiß Gott, ich wollte für dich sorgen
Im Paradies, wie für den Alten. Nichts würde ich für mich behalten:
Geld, Kleider, Kälber, Gänse, Säu, ich würd' es schicken, meiner Treu!
Daß ich dir gut bin sollt'st du sehn.

Bauer: Erzähl nicht, Frau, was uns geschehn,
Solch' geistlich Ding muß heimlich sein.

B ä u r i n: Es weiß es schon die Dorfgemein'.

B a u e r: Ei, wer erzählt' es denn so bald?

B ä u r i n: Eh' du geritten in den Wald
Hab allen ich's verkündet an, was ich gesendet meinem Mann
Mit großer Freud' in's Paradies. Sie hab'n gelacht, das ist gewiß,
Und sich allsamt gefreut mit mir.

B a u e r: Ei, das vergelt' der Teufel dir!
Sie zeigten dir nur Hohn und Spott. Was für ein Weib, du lieber Gott!
Geh, richt mir meinen Milchbrei an.

B ä u r i n: Komm ja auch nach, mein lieber Mann. (Ab.)

B a u e r: Wen Gott mit solchem Weib geschlagen, der könnte wohl von Unglück sagen,
Wie 'n dummes Vieh lebt sie dahin, ganz ohn' Verstand, Vernunft und Sinn,
Leichtgläubisch, närrisch, täppisch, dumm. Hab meine liebe Sorge drum,
Daß sie mein Gut mir nicht verschwende. Ihr' Treu ist freilich ohne Ende
Und deshalb habe ich Geduld. Der Mann ist auch nicht ohne Schuld:
Es steht nicht immer fest sein Fuß, gar oft er Schaden leiden muß,
Und ist nicht immer weis' genug, erleidet Schaden durch Betrug.
Man wäge beider Fehler ab, damit man Fried im Ehstand hab'.
Und nicht Uneinigkeit erwachs'. Dies wünschet allen uns H a n s S a c h s.

Literatur: A. v. K e l l e r, Hans Sachs (Gesamtausgabe); 1870–1882. — Ed. G o e t z e, Sämmtliche Fastnachtsspiele von Hans S a c h s; 1880–84. — K. P a n n i e r, Ausgewählte poetische Werke von Hans Sachs (Reclam Nr. 1283, 1284) und Ausgewählte dramatische Werke, sprachlich erneuert. (Reclam Nr. 1381, 1382). — H. O e r t e l, Hans Sachs, ein Lebensbild aus dem Handwerkerstande, 1881. — C. W e n c k e b a c h, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.

19. Das glückhafte Schiff von Zürich.

1576

Von **Johann Fischart.**

Inhaltserzählung nebst Proben aus Panniers Übersetzung.

> Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel,
> Die führen über Strom und Hügel.[1]
>
> Johann Fischart.

Es giebt in der Weltgeschichte manche Beispiele von beabsichtigter und mißlungener Zähmung des Wassers: Xerxes zum Beispiel ließ das Meer geißeln und in Ketten legen, allein es ließ sich nicht nach seinem Willen fesseln. Venedig feiert alljährlich ein Vermählungsfest mit dem Meer, doch vermag es nicht durch diesen Bund das tobende Element zu zähmen.

Drum andre Art man wählen muß zu zähmen Wasser sich und Fluß,
Daß folgsam sie und duldsam werden und Leute fördern ohn' Beschwerden.
Und welche ist's? Das ist nur die, die wir erfahren haben hie,
Daß neulich sie gebrauchet hat das junge Volk aus Zürichstadt,
Das ist handfeste Arbeitsamkeit, beständ'ge Unverdrossenheit
Durch rudern, stoßen, schieben, schalten, trotz Mühen ernst die Arbeit halten,
Nicht scheuen Hitze, Schweiß, Gefahr, des Wassers Drängen immerdar,
Nicht bangen vor Wirbeln und Wellen, nein, herzhaft sich entgegen stellen,

[1] Obiges Motto drückt den Grundgedanken der Dichtung aus. Fester Wille und angestrengter Fleiß sind die schönsten Zierden des Mannes, sie überwinden selbst die größten Schwierigkeiten. Im Hintergrunde steht der Eifer des Protestanten Fischart für einen Bund Straßburgs mit den evangelischen Städten der Schweizer Eidgenossenschaft.

Je mehr die Flüsse drohn entgegen, je kräft'ger sich dawider legen,
In Summa durch standhaft Gemüt und strenge Hand, die nicht ermüd'.
Denn nichts ist also schwer und scharf, daß Arbeit es nicht unterwarf,
Nichts mag kaum sein so ungelegen, das nicht die Arbeit bring' zu-
wegen;
Was Faulheit unbezwingbar dünkt, das leicht die Arbeit niederringt;
Die Arbeit Berge hat durchgraben und machte Thäler hocherhaben,
Standhaftigkeit und feste Hand, die machen fliegen durch das Land.
Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel, die führen über Strom und
Hügel.

Die schönsten Stellen der nun folgenden Reiseschilderung[1] sind 1) die Anrede, welche der Vater Rhein an die kühnen Züricher Eidgenossen hält, als ihr schnell dahin fliegendes Schiff in seine Fluten eintaucht:

„Frisch auf, ihr lieben Eidgenossen," sprach er, „frisch auf, seid unver-
drossen!
Fahrt hin und lasset nichts euch schrecken und thut die Arme vorwärts
strecken,
Die Arbeit ist's die immer siegt, sie macht, daß hoch daher man fliegt
Mit Fama, der Göttin hehr, denn das bringt Ehr', was uns wird schwer,
Mit solchen Leuten sollt man schiffen durch Meereswirbel und Meeres-
tiefen,
Wenn diese an dem Meer gesessen, es wäre unentdeckt gewesen
So lange nicht Amerika — aus Ruhmgier wären längst sie da.
Laßt euch am Thun behindern nicht, wenn auf die Haut die Sonne
sticht,
Sie will dadurch euch nur ermahnen, brav zu durchziehn des Wassers
Bahnen,

[1] Das Lied ist auf eine wirkliche Begebenheit gegründet. Die Einwohner von Zürich wünschten, daß die damals noch freie Reichsstadt Straßburg sich dem Schweizerbunde anschließen möchte. Die Straßburger wendeten ein, daß die Städte einandern zu fern lägen, um sich in Zeiten der Gefahr Unterstützung senden zu können. Um den Beweis des Gegenteils zu liefern, verbanden sich 54 Züricher Schützen. Sie ließen einen mächtigen Topf mit Hirsebrei kochen, brachten ihn des Morgens heiß in ein Schiff und ruderten mit aller Kraft den Strom der Limmat hinab in die Aar und darauf in den Rhein auf Straßburg zu. Sie vollführten die Reise, zu der sonst viele Tage gehörten in einem Tage (am 20. Juni 1575) und brachten den Hirsebrei noch warm nach Straßburg. Der Beweis war gegeben, daß, ehe ein warmer Hirsebrei kalt würde, die Unterstützung von Zürich da sein könnte. Daraufhin ward der Bund zwischen den beiden Städten geschlossen.

Denn sie säh' gerne, könnt es sein, es würd' vollbracht bei ihrem Schein,
Daß sie den Ruhm auch trag' hindann, wie ich mich dessen rühmen kann.
Die Blasen, die sie euch nun brennt und die ihr rudert in die Händ',
Die werden dienen euch zum Ruhme wie zwischen Dornen eine Blume.
Braucht euch nach Wind nicht umzusehn, ihr seht, der Wind will euch
nachwehn,
Wie sich das Wetter freundlich zeigt, also bin ich auch euch geneigt.
Ihr sehet ja mein Wasser klar, wie einen Spiegel offenbar.
So lang' man auf dem Rhein wird fahren, wird keiner eures Lobes
sparen,
Nein, wünschen, daß auch sein Schiff lief' wie der Züricher glückhaft
Schiff.
Frisch dran, ihr habet mein Geleit um eure frohe Beharrlichkeit!
Der Weg gen Straßburg sei euch offen, ihr führt es durch nach eurem
Hoffen,
Was ihr heut' früh' beschloss't, fürwahr, das wird am Abend euch
noch wahr.
Stadt Straßburg ihr noch heüte seht, so wahr mein Lauf auch dorthin
geht.
Ihr werdet als willkommne Gäste nach Straßberg kommen heut', der
Veste.
Nun, Schifflein, laufe eilendlich, heut nennt man noch ein Glücksschiff
dich,
Und ich werd' auch durch dich gepriesen, weil ich dir solche Treu
bewiesen."
Die Stimme ihnen seltsam war, es schwieg darob erstaunt die Schar;
Die Stimme glaubten sie zu fühlen, als thät' ein Wind um Höhlen
spielen,
Darum verlieh sie ihnen Mut, gleichwie das Horn und Rufen thut
Des Jägers, wenn es weit erschallt den Hunden in dem finstern Wald,
Wenn sie, im tiefen Thal verlaufen, die Berge auf und ab durch-
schnaufen:
Dann ihnen erst die Schnauze schäumt, die Spur sie finden ungesäumt;
So war die Stimme auch dem Schiff, ein Grimm zu rudern sie ergriff;
Sie ruckten an den Rudern allen, als wollten sie auf den Rücken fallen,
Zu gleichem Zug, in gleichem Flug, der Steuermann stand fest am
Bug,
Schnitt tiefe Furchen in den Rhein, daß unten oben schien zu sein.
Die Sonn' auch freute sich daran, daß so an Raum das Schiff gewann,
Die Ruderfurchen goldig malte und jede spiegelgleich erstrahlte,
Das Ufer scherzt' auch mit dem Schiff, denn wenn zum Land das
Wasser lief,

So gab es einen Widerhall ganz nach der Ruder Niederfall.
Es trieb zum Land die eine Welle die andere mit Wunderschnelle;
Der Rhein warf auf viel kleine Wellen, um's Schiff zu tanzen als Gesellen.
In Summa, alles fröhlich ward ganz zu vollbringen diese Fahrt,
Die Tröstung, Ehre zu erjagen, erwärmt' das Herz, nicht zu verzagen.

Als nun die kühnen Reisenden an Basel, Breisach und anderen Rheinstädten vorübergezogen sind und die Sonne fast im Zenith steht, folgt 2) die Schilderung vom Wettlauf der Sonne mit dem Schiff sowie die Ankunft in Straßburg:

Je mehr der Rhein sie vorwärts stieß, je mehr die Sonne Kraft bewies.
Denn als der Sonnenrosse Lauf zur Höhe mächtig strebt' hinauf,
Damit die Sonn' im Mittag wär' und Rast sich böte desto eh'r,
Im Lauf sie sich so sehr erhitzte, daß sie nur Feuerstrahlen schwitzte.
Besonders aber traf der Strahl der Sonne unser Schifflein schmal,
Dieweil sie ihm ja das vergönnte, daß es mit ihr wettlaufen könnte,
Weil es wollt' nachthun ihrem Lauf und mit ihr niedergehn und auf.
Jedoch die braven Schiffsgenossen all die Beschwerden nicht verdrossen:
Dort mit der Hitze ohne Wanken stritten die kühnen Ruhmgedanken,
Denn an dem Leibe äußre Glut die innere nicht vertreiben thut;
Je mehr erhitzet ward ihr Blut, je mehr entflammte sich ihr Mut,
Denn Arbeit, Mühe, Schweiß und Frost, die sind für Ruhm und Tugend Kost,
Das sind die Stufenleitern steil, darauf man klimmt zu Ruhmes Heil.
Mit Trägheit und mit Müssiggang man einen Namen nie errang,
Jedoch von ernstentflammtem Fleiß zerschmelzen müssen Stahl und Eis.
Die Männer dünkt der Sonne Stich nur Mahnung brav zu eilen sich;
Denn wer schön Wetter haben will, muß auch die Sonne leiden still.
Drum, als die Sonne das bemerkte, daß sie nur ihre Mannheit stärkte,
Und stets das Schiff sah weiter eilen, da bangt' ihr, sie könnt' sich verweilen,
So daß das Schiff zuvor ihr käme und also ihr das Lob benähme;
Drum hat sie sich kaum ausgeruht, nahm frische Rosse wohlgemut,
Verließ des Mittags goldnen Saal und eilte rastlos dann zu Thal,
Wie wenn vom Himmel ein Blitzesstrahl schießt plötzlich in ein fernes Thal.
So eilig sie sich abwärts wandte, daß sie bei Rheinau sie überrannte
Und sich dem Schiffe zeigt' zur Seite, es aufzufordern zum Wettstreite.
Als Mahnung dies die Männer sahn, kräftig die Hand zu legen an,
Besonders da 's von fern sie däuchte, ein neuer Stern vor ihnen leuchte

Vom Widerschein des Turmes Spitzen zu Straßburg mit hellem Blitzen,
Das auf der Spitz' die Sonn' erregte, damit die Schar sich neu bewegte,
Und also gleichsam mit ihr scherzt' und sie zum Fahren macht' beherzt;
Denn Streitlust ihr vergangen war, als ihren Vorsprung sie ward
gewahr:
Ließ gern die Rosse langsam traben, mehr Kurzweil mit dem Schiff zu
haben,
Das wettlief auf dem Rheine hier ganz ungewohnter Art mit ihr;
Doch durft' sie sich nicht mehr aufhalten, damit die Erde könn' erkalten
Und sie sich selbst im Meer erfrischen und sich den glüh'nden Schweiß
abwischen.
Jedoch vor'm Ziel von ihrem Lauf sprang sie noch ein'ge Male auf
Und schaut' noch einmal über'n Berg, zu sehen nach der Kühnen Werk;
Und als sie sah das Werk vollbracht, sprach sie noch einmal „Gute
Nacht!"
Befehlend Schiff und Schar dem Rhein, daß er sie leit' zur Stadt hinein.
Der Rhein that auch getreulich dies und sich am Ufer hören ließ
Mit größerm Rauschen, weil's ihn freute, daß nah der Stadt das
Schifflein gleite;
Sie ließen auch dem Rhein zu Ehren, zum Zeichen auch, daß nah sie
wären,
Die Trommeln und Trompeten schallen, daß rings ertönt' ein freudig
Hallen.
Vor allen aber Gott sie priesen, daß er so große Huld erwiesen
Und Sonne, Wasser, Wetter ihnen zu ihrer Fahrt hatt' lassen dienen
Und vor Gefahr sie wohl bewahrt und Kraft verliehen zu der Fahrt.
Weil man in Straßburg schon vernommen, daß die Gesellschaft sollte
kommen,
Auch ein'ge Wetten d'rauf geschehn, ob man sie heut' würd' kommen sehn,
So stand am Flusse dort herauf zum Kaufhaus hin ein solcher Hauf'
Von Frau'n und Männern, jung und alt, daß das Gestade schien ein
Wald.
Als mit Trompeten und Trommeln da der Haufe sie herkommen sah,
Da sprach er: „Hier sind nun die Leute, erwartet aus der Ferne heute,
Hier sind dieselben Eidgenossen, die auch vollbracht, was sie beschlossen!
Wer ist's, der noch zu sagen wage, daß Arbeit alles nicht erjage!
Als sie d'rauf aus dem Schiffe gingen, zwei Herrn des Rates sie
empfingen
Im Namen aller Obrigkeit, die sehr sich ihrer Ankunft freut',
Die also wunderglücklich sei vollbracht aus nachbarlicher Treu;
Sie wünschten, daß, wie ihre Fahrt so glücklich nun vollendet ward,
So glücklich auch sei alle Zeit der beiden Städte Freundlichkeit.

Nach dieser Rede führt man alle mit Trommeln und Trompetenschalle
Zum Rathaussaale, zu dem Essen, da war viel Volk zu Tisch gesessen,
Auch war Musik dort bei dem Feste und was sonst freuen konnt' die
Gäste,
Sie ließen auch gleich bringen dar, den Brei, der gekocht in Zürich war,
Und setzten davon auf jeden Tisch einen Teller voll, noch warm und frisch.
Des wunderte sich mancher Mann, da er den Mund verbrannte dran,
Das Sprichwort sagt: wem's Glück wohl will, der tanzt auch ohne
Saitenspiel,
Und wen das Glücke thut anlachen, der kann auch andre lachen machen.
Auch darum man des Glücks sich freute, weil's auch ansporne andre
Leute,
Denn sicher ist Unfreundlichkeit ein Stück der Unglückseligkeit!
Dies ist der Freundschaft Wesenheit; herzhaft in Freud, standhaft in
Leid!
So unterhielt man sich fortwährend und freute sich, die Freunde ehrend,
Denn nach der Freud' nennt man die Freunde,[1] wie nach der Fehde
nennt die Feinde.[2]
Wie hat die Treue große Kraft, die starke Freundschaft stärker schafft.
Drum sei man deutscher Treu' beflissen, um die die Deutschen stets
gepriesen;
Und wer nicht wahret deutsche Treu', auch Deutscher nicht geheißen sei.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' ein Glücksschiff hier beschrieben, das selber hat das Glück
getrieben,
Von dem man sagen wird allweilen Zürich von Straßburg liegt
dreißig Meilen.[3]
Gott schütze die Eidgenossenschaft und ihre liebe Nachbarschaft.

Literatur: K. Goedeke, Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer, 1880. — H. Stiehler, Der Dichter Johann Fischart und insbesondere sein „Glückhaft Schiff," das Hohelied von Manneskraft und Mannestreu, 1885. — Übersetzung des Glückhaften Schiffes von K. Pannier (Reclam Nr. 1951). — E. Wendebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000. —

[1] Freund und Freude gehen nicht auf denselben Stamm zurück. [2] Fehde und Feind sind wahrscheinlich verwandt; der ihnen gemeinsame Stamm scheint in dem gotischen Wort fijands = Feind zu liegen. [3] Ein guter Fußgänger legt eine deutsche Meile in zwei Stunden zurück.

20. Das Volksbuch von Dr. Faust.

1587

Aus dem Abdruck der ältesten Ausgabe des Volksbuches von Johann Spies, 1587, zu Frankfurt am Main. In moderner deutscher Fassung und Orthographie.

Historia

von

Dr. Johann Fausten,

dem weitberühmten

Zauberer und Schwarzkünstler,

Wie er sich dem Teufel auf eine benannte Zeit verschrieben, was er inzwischen für seltsame Abenteuer gesehen, selbst angerichtet und getrieben, bis er endlich seinen wohlverdienten Lohn empfangen.

Mehrenteils aus seinen eigenen hinterlassenen Schriften.

Allen hochtrachtenden, vorwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung zusammengezogen und in Druck gegeben.

Jakobi IIII. Seid Gott unterthänig, widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch. — Cum gratia et Privilegio.

Gedruckt zu Frankfurt am Main durch Johann Spies. M. D. LXXXVII.

Doktor Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen, zu Roda bei Weimar gebürtig. Zu Wittenberg hat er viele Freunde gehabt; auch waren seine Eltern gottselige und christliche Leute. Sein Ohm, der zu Wittenberg seßhaft und ein vermögender Bürger war, hat Faustum auferzogen und wie sein Kind gehalten; denn weil er ohne Erben war, nahm er diesen Faustus zu einem Kind und Erben an und ließ ihn in die Schule gehen, Theologie zu studieren. Er ist aber von

diesem gottseligen Vorhaben abgegangen und hat Gottes Wort mißbraucht.

Da Faustus als ein gelehriger und geschwinder Kopf zum Studieren geeignet und geneigt war, ist er bald so weit gekommen, daß man ihn zum Magister examinierte, und neben ihm noch sechzehn Magister, welchen er allen in Fragen und Geschicklichkeit obsiegte, also daß er zu seinem Teil genugsam studiert hatte und Doktor der Theologie ward. Weil er aber einen unsinnigen und hoffärtigen Kopf gehabt, wie man ihn denn allzeit den Spekulierer genannt hat, ist er in böse Gesellschaft geraten, hat die heilige Schrift eine Weile hinter die Thür und unter die Bank gelegt und ein ruch- und gottloses Leben geführt, wie es denn ein wahres Sprichwort ist: was zum Teufel will, das läßt sich nicht aufhalten. Begab sich also gen Krakau in Polen, eine der Zauberei halber vor Zeiten berühmte Hochschule und fand allda seines gleichen, die mit chaldäischen, persischen, arabischen und griechischen Worten, figuris, characteribus, conjurationibus, incantationibus umgingen, oder wie sonst solche Beschwörung und Zauberei genannt werden mag. Das gefiel Doktor Fausto wohl, spekulierte und studierte darin Tag und Nacht und wollte sich hernach keinen Theologen mehr nennen lassen, sondern ward ein Weltmensch, ein Astrologus und Mathematikus, nannte sich einen Doktor der Medizin, half auch vielen Leuten mit Kräutern, Wurzeln und Wassern und war dabei redselig und in der göttlichen Schrift wohlerfahren. Er wußte die Regel Christi gar wohl: wer den Willen des Herrn weiß, und thut ihn nicht, der wird zwiefach gestraft. Item, niemand kann zwei Herren dienen. Item, du sollst Gott den Herrn nicht versuchen. Dies alles schlug er in den Wind, darum für ihn keine Entschuldigung sein soll.

Wie oben gemeldet, war Doktor Fausti Sinn dahin gestellt, das zu lieben, was nicht zu lieben war; dem trachtete er Tag und Nacht nach, nahm an sich Adlersflügel und wollte alle Gründe von Himmel und Erden erforschen, denn sein leichtfertiger Vorwitz stachelte und reizte ihn also, daß er sich auf eine Zeit vornahm, etliche zauberische Vokabeln, Figuren und Beschwörungen zu versuchen und ins Werk zu setzen, damit er den Teufel vor sich fordern möchte. Kam also zu einem dichten Wald, der, wie etliche auch melden, bei Wittenberg

gelegen und der Spessertwald genannt war. In diesem Walde, gegen Abend, auf einem Kreuzwege, machte er mit einem Stab etliche Zirkel, beschwur also den Teufel in der Nacht zwischen neun und zehn Uhr. Dieser hob im Walde einen solchen Tumult an, daß sich die Bäume bis zur Erde bogen. Er ließ sich in der Form eines Greifen oder Drachen sehen, darauf nahm er die Gestalt eines feurigen Mannes an. Endlich verwandelte sich der Geist in einen grauen Mönch, kam mit Fausto zu reden und fragte, was er begehrte. Doktor Faust beschied den Geist in seine Kammer und begehrte von ihm wie folgt:

Erstlich, daß er auch Form und Gestalt eines Geistes möchte annehmen können.

Zum andern, daß der Geist alles thun sollte, was er begehrte, und ihm unterthänig und gehorsam sein sollte wie ein Diener.

Daneben sollte er ihm nicht verhalten, was er ihn fragen oder von ihm erforschen würde.

Auch sollte er ihm auf alle Fragen nichts Unwahrhaftiges antworten.

Darauf antwortete der Geist dem Fausto, daß er ihm in allem gehorsam sein wollte, sofern er ihm dagegen auch etliche Artikel zu halten verspräche.

Erstlich, daß er, Faustus, verspreche, daß er sein, des Geistes, eigen sein wolle.

Zum andern, daß er solches zur Bekräftigung mit seinem eigenen Blute bezeugen und sich ihm also verschreiben wolle.

Zum dritten, daß er allen christgläubigen Menschen feind sein wolle.

Zum vierten, daß er den christlichen Glauben verleugne.

Hingegen wolle der Geist ihm etliche Jahre zum Ziel setzen und wenn solche verlaufen, solle er von ihm geholt werden. Und so er solche Punkte halten werde, solle er alles haben, was sein Herz gelüste und begehre und solle er alsbald spüren, daß er eines Geistes Gestalt und Weise haben würde. Doktor Faustus war in seinem Stolz und Hochmut so verwegen, wenngleich er sich eine Weile besann, daß er seiner Seele Seligkeit nicht bedenken wollte, sondern dem bösen Geist solches bewilligte und alle Artikel zu halten verhieß. Er meinte, der

Teufel wäre nicht so schwarz als man ihn malte, noch die Hölle so heiß wie man sagt.

Darauf fragte er den Geist, wie er genannt würde. Der Geist antwortete, er hieße Mephostophiles.[1] Hierauf setzte Doktor Faustus in seiner großen Vermessenheit dem bösen Geist seine briefliche Urkunde auf. Er nahm ein spitzes Messer, stach sich eine Ader der linken Hand auf und sagt man, daß dabei eine blutige Schrift gesehen worden: O Homo fuge, O Mensch, fliehe!

Ich, Johannes Faustus, Doktor, bekenne mit meiner eigenen Hand öffentlich in kraft dieses Briefes: Nachdem ich mir vorgenommen die Elemente zu erforschen, aus den Gaben aber, die mir von oben herab beschert und gnädig mitgeteilt worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und solches von den Menschen nicht erlernen mag, so habe ich gegenwärtigem Geist, der sich Mephostophiles nennt, einem Diener des höllischen Fürsten, mich untergeben, auch denselben mich solches zu berichten und zu lehren mir erwählt, der mir auch versprochen hat in allem unterthänig und gehorsam zu sein. Dagegen verspreche ich ihm hinwieder, daß er, so das vierundzwanzigste Jahr von Dato dieses Briefes an verlaufen, mit mir nach seinem Gefallen zu schalten und zu walten gute Macht haben solle, mit allem, es sei Seele, Fleisch, Blut und Gut, und das in Ewigkeit. Dazu absage ich allen denen, die da leben, allem himmlischen Heer und allen Menschen. Zu fester Urkunde und Bekräftigung habe ich diesen Revers mit eigener Hand und mit meinem eigenen Blute geschrieben und unterschrieben.

Johannes Faustus, Doktor.

Als Doktor Faustus dem bösen Geist solchen Greuel mit seinem eigenen Blute und Handschreiben geleistet, ist gewißlich zu vermuten, daß auch Gott und alles himmlische Heer von ihm gewichen. Indem hat er nun sein Thun eingerichtet nicht wie ein rechter gottseliger Hausvater, sondern wie der Teufel.

Doktor Faustus hatte seines frommen Oheims Behausung inne, die er ihm im Testament vermacht hatte. Darin hatte er einen jungen Schüler zum Famulus, einen verwegenen Lecker, Christoph Wagner,

[1] In dem jüngsten Volksbuche und bei Goethe heißt er Mephistopheles.

genannt. Dem gefiel dieses Spiel auch, zumal ihn sein Herr tröstete, er wolle einen hocherfahrenen und geschickten Mann aus ihm machen; und wie die Jugend allzeit mehr zum Bösen als zum Guten neiget, also dieser auch.

Speise, Trank und Kleidung hatte Faustus im Überfluß. Es war alles gestohlene Ware, die sein Geist ihm brachte. Auch gab ihm der Teufel ein Jahrgehalt von 1300 Kronen. Dr. Faustus lebte also ein üppiges Leben Tag und Nacht, glaubte nicht, daß ein Gott, Hölle oder Teufel wäre und vermeinte Leib und Seele stürben miteinander.

Faustus sprach zu dem Geist: Mein Diener, sag an, was für ein Geist bist du? Der Geist antwortete und sprach: Ich bin der fliegenden Geister unter dem Himmel einer. Wie ist aber dein Herr Lucifer zu Fall gekommen? Der Geist sprach: Mein Herr Lucifer war von Gott als ein schöner Engel, ein Geschöpf der Seligkeit erschaffen. Aber der Hochmut brachte ihn zu Fall, und gleich war ihm die Hölle bereit.

Doktor Faustus, als er den Geist also reden hörte, ging stillschweigend in seine Kammer, legte sich auf sein Bette und hub bitterlich an zu weinen und zu seufzen und in seinem Herzen zu schreien. Er sann darüber nach, wie der verstoßene Engel solch himmlisches Wesen gehabt und nun auf ewig verstoßen sei. O weh mir, sprach er, und immer weh! Also wird es mir auch ergehen, denn ich bin auch solch ein Geschöpf Gottes und mein Übermut hat mich um Leib und Seele und in die Verdammnis gebracht.

Doktor Faust hatte wohl immer eine Reue im Herzen, aber seine Reue war Kains und Judas Reue: er verzagte an der Gnade Gottes und es däuchte ihm unmöglich, daß er wieder zu Gottes Huld kommen möchte.

Nun fragte er, wie die Hölle beschaffen sei, und welche Qual die Verdammten zu leiden hätten und ob sie wieder zu Gottes Huld kommen möchten. Der Geist antwortete: In der Hölle wird Zittern und Zagen, Weinen, Schreien und Heulen, Schmerz und Trübsal sein. Die Verdammten werden klagen über die unleidliche Kälte, das

unausstehliche Feuer, die unerträgliche Finsternis, über die ewige Qual, die Verzweiflung an allem Guten. Sie werden klagen mit weinenden Augen, knirschenden Zähnen, jammernder Stimme, zitternden Händen und Füßen. Sie werden vor Schmerzen ihre Zunge fressen, sich den Tod wünschen und sterben wollen; sie mögen aber nicht, denn der Tod wird vor ihnen fliehen; ihre Marter und Pein wird täglich größer und schwerer.

Und willst du wissen, ob Gott die Verdammten wieder zu Gnaden aufnehme, und ob sie zu Huld kommen können? Darauf antworte ich: Nein. Denn alle, die in der Hölle sind, müssen in Gottes Zorn und Ungnade brennen, da dort nimmermehr Hoffnung ist.

Wenn du an meiner Statt, sprach Faustus, als ein Mensch von Gott erschaffen wärst, was wolltest du thun, daß du Gott und den Menschen gefallen würdest? Darüber lächelte der Geist und sagte: Wenn ich ein Mensch erschaffen wäre wie du, so wollte ich mich beugen vor Gott, so lange ich menschlichen Atem hätte, seine Lehre, Gesetz und Gebot so viel als möglich halten, daß ich nach meinem Absterben die ewige Freude und Herrlichkeit erlangte. Hierauf sagte Doktor Faustus: Solches habe ich aber nicht gethan. Ja freilich, sagte der Geist, hast du es nicht gethan, sondern deinen Schöpfer verleugnet, die herrliche Gabe deines Verstandes mißbraucht, Gott und allen Menschen abgesagt, und hast niemand die Schuld zu geben, als deinem stolzen, frechen Mutwillen, durch den du dein bestes Kleinod verloren hast. Ja, das ist leider wahr, sagte Doktor Faustus; wolltest du aber, Mephostophiles, daß du ein Mensch an meiner Statt wärst? Ja, sagte der Geist seufzend, denn ob ich schon also gegen Gott gesündigt, wollte ich mich doch wieder zu seiner Gnade bringen. Da antwortete Faustus: So wäre es auch für mich noch früh genug, wenn ich mich besserte? Ja, sagte der Geist, wenn du vor deinen groben Sünden zur Gnade Gottes gelangen könntest; aber es ist zu spät, Gottes Zorn ruht über dir. Laß mich zufrieden, sagte Doktor Faustus. Der Geist antwortete: So laß mich hinfort auch zufrieden mit deinen Fragen.

Als Doktor Faustus auf gottselige Fragen vom Geist keine Antwort mehr bekommen konnte, mußte er es gut sein lassen und fing an,

Kalender zu schreiben und ward also ein guter Astronomus oder Astrologus.

Belial, der oberste Fürst der Teufel, kam eines Tages mit allen höllischen Geistern, Faust zu besuchen. Da verlangte er, daß ihn ein Geist in die Hölle und wieder herausführen möge. Beelzebub fuhr mit ihm zur Hölle.

Diese Begebenheit hat Dr. Faustus selbst aufgeschrieben und ist sein Bericht davon nach seinem Tode in seiner eigenen Handschrift gefunden worden.[1]

Im sechzehnten Jahre seines Bündnisses verlangte Faust eine Reise zu machen und befahl seinem Geist Mephostophiles, ihn dahin er begehre zu führen. Mephostophiles verwandelte sich in ein geflügeltes Pferd und fuhr also, wohin ihn Doktor Faustus lenkte. Doktor Faustus durchfuhr alle Länder Europas.

Kaiser Karolus der Fünfte dieses Namens war mit seiner Hofhaltung nach Innsbruck gekommen, dahin sich Doktor Faustus auch verfügte und von vielen Grafen und Freiherrn wohl empfangen und zu Tisch geladen worden. Darnach forderte der Kaiser Faustum auf, er solle ihn eine Probe seiner schwarzen Kunst sehen lassen. Er begehrte den großen Alexander und seine Gemahlin zu sehen, wie sie im Leben gewesen.

Da that Doktor Faustus die Thür auf: alsbald gingen Kaiser Alexander und seine Gemahlin hinein und verneigten sich tief vor dem Kaiser. Hiemit war dem Kaiser sein Begehren erfüllt.

Als Dr. Faustus gen Wittenberg kam, lud er etliche Studenten zu sich in seine Behausung. Als bei Tisch von schönen Weibsbildern geredet ward, sagte einer, daß er kein Weibsbild lieber sehen möchte, denn die schöne Helena von Griechenland, um derentwegen die schöne Stadt Troja zerstört worden. Doktor Faustus antwortete: Dieweil ihr denn so begierig seid, die schöne Königin zu sehen, so will ich sie euch vorstellen. Darauf verbot Doktor Faustus daß keiner was redete, noch vom Tisch aufstünde oder sich anmaßte sie zu empfangen

---

[1] Der Bericht ist betitelt: Doktor Fausts großer und gewaltiger Höllenzwang. Siehe die Schrift in J. Scheibele, Das Kloster, Bd. 2, S. 805—930.

und ging zur Stube hinaus. Als er wieder hereintrat, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß die Studenten nicht wußten, ob sie bei Sinnen wären oder nicht, so verwirrt und entzückt waren sie.

Etliche fremde Studenten baten Faustus, er möge mit ihnen zur Leipziger Messe ziehen. Als sie nun in Leipzig hin und wieder spazierten, die Universität, die Stadt und die Messe besahen, gingen sie vor einem Weinkeller[1] vorüber. Da versuchten etliche Männer ein großes Weinfaß von etwa sechzehn bis achtzehn Eimern aus dem Keller zu schieben, konnten es aber nicht herausbringen. Das sah Doktor Faustus und sprach: Wie stellt ihr euch so läppisch: euer sind so viele, und einer allein könnte doch dies Faß herausbringen, wenn er sich recht dazu zu schicken wüßte. Die Männer wurden solcher Rede halben unwillig und warfen mit unnützen Worten um sich, weil sie ihn nicht kannten, wie solches Volk zu thun pflegt. Als aber der Herr des Weines solchen Zank vernahm, sprach er zu Fausto und seinen Gesellen: Wohlan, welcher von euch das Faß allein herausbringen wird, dem soll es gehören. Faustus war nicht faul, ging alsbald in den Keller, setzte sich auf das Faß wie auf ein Pferd und ritt es also schnell aus dem Keller, worüber sich jedermann verwunderte. Darüber erschrak der Weinherr, der solches nicht für möglich gehalten hätte; mußte aber doch seine Zusage halten und Fausto das Faß mit Wein verabfolgen lassen. Der gab es seinen Wandergesellen zum besten. Die luden andere gute Freunde dazu und hatten etliche Tage lang ein gutes Leben davon und wußten von Glück in Leipzig zu sagen.

In der Schlossergasse zu Erfurt ist ein Haus, zum Anker genannt, darin hat damals ein Stadtjunker gewohnt, bei dem sich Doktor Faustus die ganze Zeit über, daß er zu Erfurt gewesen, am meisten aufgehalten, auch viel wunderliche Possen und Kurzweil bei ihm getrieben hat. Nun trug es sich zu, daß der Junker viele gute Freunde

---

[1] Daß Faust seine Künste in Leipzig zeigte, beweisen noch zwei Wandgemälde in Auerbachs Keller. Auf einem derselben reitet Faust auf einem großen Weinfaß aus dem Keller. — Vergleiche in Goethes Faust I. (Calvin Thomas' Ausgabe), Vers 2329—2330.

zur Abendmahlzeit geladen hatte. Da begann Faustus seine Possen mit ihnen zu üben und fragte, ob sie nicht möchten auch einen fremden Wein oder zweie versuchen. Sie antworteten ja, worauf er weiter fragt, ob es Malvasier, spanischer oder französischer Wein sein solle, worauf einer lachend zur Antwort giebt, sie seien alle gut. Da fordert Faustus einen Bohrer und fängt an in den Rand der Tischplatte vier Löcher nebeneinander zu bohren, stopft dann Pflöcklein hinein, wie man die Zapfen oder Hahnen vor die Fässer zu stecken pflegt, und bittet frische Gläser zu bringen. Als dies geschehen, zieht er ein Pflöcklein nach dem andern heraus, und läßt einem jeden aus der dünnen Tischplatte welchen Wein er fordert fließen.[1] Mit solchen und ähnlichen Possen brachten sie den Abend hin bis zur Mitternacht. Da that Dr. Faustus Pferd einen hellen Schrei, daß man es über das ganze Haus hören mochte. Nun muß ich fort, sagte Faustus. Da schwang sich sein Pferd mit ihm in die Luft, daß die, welche ihm nachsahen, ihn bald nicht mehr verspüren konnten.

Das Gerücht von Dr. Fausto und seinen seltsamen Abenteuern verbreitete sich bald über Stadt und Land. Da die Verständigen fürchteten, Faustus möchte durch seine Schwarzkunst die Jugend verführen, so ward ein berühmter Barfüßermönch, Doktor Klinge, welcher auch mit Doktor Luther und Doktor Lange wohl bekannt war, gebeten, er solle ihn ernstlich vornehmen und versuchen, ob er ihn aus des Teufels Rachen erretten möchte. Der Mönch ging zu Fausto, redete erst freundlich, darnach auch hart mit ihm, erklärte ihm Gottes Zorn und Verdammnis, so auf solcher Zauberei stünde und sagte, er könnte noch Vergebung erlangen, weil Gottes Gnade niemals verschlossen sei. Doktor Faustus hörte mit Fleiß zu bis er ganz ausgeredet hatte; da sprach er: Mein lieber Herr, ich erkenne, daß ihrs gut mit mir meinet, weiß auch das alles wohl, was ihr mir jetzt vorgesagt. Ich habe mich aber zu hoch verstiegen und mit meinem eigenen Blute gegen den leidigen Teufel verschrieben, daß ich mit Leib und Seele ewig sein bleiben wolle: wie kann ich denn nun

[1] Vergl. Goethes Faust I, Vers 2248–2292.

zurück, oder wie mag mir geholfen werden? Der Mönch antwortete: Das kann wohl geschehen; wenn ihr Gott um seine Gnade und Barmherzigkeit fleißig anruft, wahre Reue und Buße thut, und eure Sünde Gott abbittet, gänzlich davon absteht, euch hinfort solcher Zauberei und Gemeinschaft mit dem Teufel enthaltet, niemand mehr ärgert noch verführt: so wollen wir Messe für euch halten in unserm Kloster, daß ihr wohl sollt des Teufels los werden. Messe hin, Messe her, spricht Doktor Faustus, meine Zusage bindet mich zu hart; so habe ich auch Gott mutwillig verachtet und bin meineidig und treulos an ihm geworden, habe dem Teufel mehr geglaubt und vertraut als ihm, daher ich nicht wieder zu ihm kommen noch mich seiner Gnade, die ich verscherzt, getrösten kann. Zudem wäre es nicht ehrlich und mir nachzusagen unrühmlich, daß ich meinem Brief und Siegel, den ich doch mit meinem Blut ausgestellt, zuwider handeln sollte. Auch hat mir der Teufel redlich gehalten, was er mir zugesagt und verschrieben. Da solches der Mönch hörte, ward er zornig und sprach: So fahr immer hin, du verfluchtes Teufelskind, wenn du dir nicht helfen lassen und es nicht anders haben willst. Also ging er wieder von ihm und zeigte solches dem Rektor in der Universität an und einem ehrbaren Rat. Da ward die Verfügung getroffen, daß Doktor Faustus seinen Stab weiter setzen mußte. Und also kam er von Erfurt hinweg.

Doktor Faustus hatte in einer vornehmen Reichsstadt etliche stattliche Herren zu Gaste geladen. Nachdem sie gegessen hatten, begehrten sie, warum sie vornehmlich gekommen wären, daß er ihnen zur Lust ein Gaukelspiel machte. Da ließ er auf dem Tisch eine Rebe mit reifen Trauben wachsen, daß vor jedem eine hing. Darauf hieß er einen jeglichen die seine mit der einen Hand ergreifen und halten und mit der andern das Messer auf den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wollte; aber es sollte bei Strafe keiner schneiden. Darnach geht er aus der Stube, wartet nicht lange und kommt wieder: da sitzen sie alle und halten sich einander bei der Nase und das Messer darauf. Wenn ihr nun gerne wollt, so mögt ihr die

Trauben abschneiden. Das war ihnen ungelegen; wollten sie lieber noch reifer werden lassen.[1]

Im 23. Jahre seines Bündnisses kam Faustus die Helena aus Griechenland, die er vor den Studenten erweckt hatte, in den Sinn. Deshalb verlangte er von seinem Geist, er solle ihm die Helena herbeischaffen, daß sie seine Gefährtin sein möchte, welches auch geschah. Und diese Helena war ebenmäßiger Gestalt, mit lieblichem und holdseligem Antlitz. Als nun Doktor Faustus solches sah, hat sie ihm sein Herz dermaßen gefangen, daß er schier keinen Augenblick von ihr sein konnte. Sie schenkte ihm einen Sohn, dessen sich Doktor Faustus heftig erfreute und ihn Justus Faustus nannte. Dieses Kind erzählte Doktor Fausto viel von zukünftigen Dingen, so in allen Landen geschehen sollten. Als er aber hernach um sein Leben kam, verschwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind.[2]

Dem Faustus liefen die Stunden wie ein Stundenglas. Nun hatte er nur noch einen Monat vor sich bis seine 24 Jahre zu Ende gingen, nach welchen er sich dem Teufel mit Leib und Seele ergeben hatte. Da ward Faustus erst zahm; ihm war wie einem gefangenen Mörder oder Räuber, der das Urteil im Gefängnis empfangen und der Strafe des Todes gewärtig sein muß. Denn er ward geängstet, weinte und redete immer mit sich selbst. Mephostophiles trat zu ihm und sprach: Dieweil du aus der heiligen Schrift wohl gewußt hast, daß du Gott allein anbeten, ihm dienen und keine andern Götter weder zur Linken noch zur Rechten neben ihm haben sollest, dies aber nicht gethan, sondern deinen Gott versucht, verleugnet und von ihm abgefallen bist und dich mit Leib und Seele hieher versprochen hast, so mußt du diese deine Versprechung leisten. Nun merke meine Reime:

Weißt du was, so schweig.
Ist dir wohl, so bleib.
Hast du was, das behalt,
Unglück kommt bald.

Drum schweig, leid, meid und ertrag.
Dein Unglück niemand klag.
Es ist zu spät, an Gott verzag.
Dein Unglück kommt alle Tag.

Darum, mein Fauste, ist nicht gut mit großen Herrn und mit dem Teufel Kirschen essen, sie werfen einem die Stiele ins Gesicht, wie du

[1] Vergl. Goethes Faust I, V. 2313—2325. [2] Vergl. Goethes Faust II, V. 9192—9944.

nun siehst. Du hast die Kunst, so dir Gott gegeben, verachtet, dich nicht damit begnügen lassen, sondern den Teufel zu Gast geladen; du hast die 24 Jahre lang gemeint, alles sei Gold was glänzt und was der Geist dir berichte; darum hat dir der Teufel wie einer Katze die Schelle angehangen. Sieh, du wärst eine schöne Kreatur; aber die Rose, die man lang in den Händen hat und dran riecht, bleibt nicht; dessen Brot du gegessen, dessen Lied mußt du singen; eine gebratene Wurst hat zwei Zipfel; auf des Teufels Eis ist nicht gut gehen; du hast eine böse Art gehabt, und Art läßt nicht von Art, also läßt die Katze das Mausen nicht. Du solltest dem Teufel nicht so wohl vertraut haben, dieweil er Gottes Affe und ein Lügner und Mörder ist. Darum solltest du klüger gewesen sein. Den Teufel zu beherbergen braucht's einen klugen Wirt. Faust jammerte: Ich armer Verdammter, warum bin ich nicht ein Vieh, welches ohne Seele stirbt, damit ich nichts Weiteres erfahren müßte! Nun nimmt der Teufel Leib und Seele von mir und setzt mich in eine unaussprechliche Qual der Finsternis. Ach, ich wollte gern des Himmels entbehren, wenn ich nur der ewigen Strafe entfliehen könnte. Ach, wer wird mich aus dem unauslöschlichen Feuer der Verdammnis erretten! da keine Hülfe sein wird, da kein Beweinen der Sünde nütze ist, da weder Tag noch Nacht Ruhe ist, wer will mich Elenden erretten? Ach, was klage ich, da keine Hülfe kommt, da ich keine Vertröstung weiß? Amen, Amen. Ich hab's also haben wollen, nun muß ich den Spott zu dem Schaden tragen.

Die 24 Jahre des Doktor Faustus waren schier verlaufen und in der Woche vorher erschien ihm der Geist, hielt ihm seine Verschreibung vor und zeigte ihm an, daß der Teufel in der andern Nacht seinen Leib holen werde.

Da bat Faust seine ihm vertrauten Gesellen, Magister, Baccalaureis und andere Studenten, mit ihm in das Dorf Rimlich, eine halbe Meile von Wittenberg gelegen, zu spazieren und allda mit ihm eine Mahlzeit zu halten und die Nacht bei ihm zu bleiben, er wolle ihnen etwas Wichtiges sagen; welches sie ihm zusagten und auch die Mahlzeit annahmen. Als nun der Schlaftrunk auch geschehen war,

bezahlte Doktor Faustus den Wirt und bat die Studenten, sie möchten mit ihm in eine andere Stube gehen: er wollte ihnen etwas sagen. Das geschah. Doktor Faustus sprach also zu ihnen:

Meine lieben, vertrauten und günstigen Herrn! warum ich euch berufen habe, ist dies, daß euch seit vielen Jahren bewußt ist, was ich für ein Mann war, in Zauberei und vielen Künsten erfahren, welche aber nirgends anders her denn vom Teufel gekommen. Zu welcher teuflischen Lust mich auch niemand gebracht als die böse Gesellschaft, die mit dergleichen umging, darnach aber mein unwertes Fleisch und Blut, mein halsstarriger gottloser Wille, und die hochfliegenden teuflischen Gedanken, welche ich mir vorgesetzt, wofür ich mich dem Teufel habe versprechen müssen, nämlich Leib und Seele nach 24 Jahren. Nun sind diese Jahre bis auf die nächste Nacht zu Ende gelaufen und steht mir das Stundenglas vor den Augen, daß ich gewärtig sein muß, wenn es ausläuft, daß er mich holen wird, zumal ich ihm Leib und Seele mit meinem eigenen Blute verschrieben habe. Darum habe ich euch, freundliche, günstige, liebe Herrn, vor meinem Ende zu mir berufen und mit euch einen Trank zum Abschied thun wollen und euch mein Hinscheiden nicht verbergen. Bitte euch nunmehr, günstige, liebe Brüder und Herrn, ihr wollet alle die Meinen und die meiner im guten gedenken, brüderlich und freundlich grüßen, daneben mir nichts für übel halten und, wo ich euch jemals beleidigt, mir solches herzlich verzeihen. Was aber die Abenteuer anbelangt, so ich in diesen Jahren getrieben habe, das werdet ihr alles nach mir aufgeschrieben finden. Und laßt euch mein greulich Ende euer Lebtag ein Vorbild und eine Erinnerung sein und wollet Gott vor Augen haben und ihn bitten, daß er euch vor des Teufels List und Betrug behüten und nicht in Versuchung führen wolle. Dagegen hanget ihm an und fallt nicht so gar von ihm ab wie ich gottloser und verdammter Mensch, der ich abgesagt habe der Taufe, dem Sakrament Christi, Gott selbst, den Menschen und allem himmlischen Heer, einem solchen Gott, der nicht begehrt, daß einer sollte verloren werden. Laßt euch auch böse Gesellschaft nicht verführen, wie es mir begegnet ist, besucht

fleißig und emsig die Kirchen, siegt und streitet allezeit wider den Teufel, mit gutem Glauben an Christum und gottseligem Wandel.

Endlich und zum Beschluß ist meine freundliche Bitte, ihr wollet euch zu Bett begeben, mit Ruhe schlafen und euch nichts anfechten lassen; auch wenn ihr ein Gepolter und Ungestüm im Hause hört, wollet ihr drob mit nichten erschrecken: es soll euch kein Leid widerfahren; wollet auch vom Bett nicht aufstehen und so ihr meinen Leib tot findet, ihn zur Erde bestatten lassen. Denn ich sterbe als ein böser und guter Christ; ein guter Christ, darum, daß ich eine herzliche Reue habe und im Herzen immer um Gnade bitte, damit meine Seele möchte errettet werden; ein böser Christ, weil ich weiß, daß der Teufel meinen Leib will haben und ich ihm den gerne lassen will, ließe er mir nur meine arme Seele zufrieden. Hierauf bitte ich euch, ihr wollet euch zu Bette verfügen, und wünsche euch eine gute Nacht; mir aber eine ärgerliche, böse und erschreckliche.

Diese Erklärung und Erzählung that Doktor Faustus mit beherztem Gemüt, damit er sie nicht verzagt, erschrocken und kleinmütig machte. Die Studenten aber verwunderten sich aufs höchste, daß er so verwegen gewesen, sich nur um Schlemmerei, Vorwitz und Zauberei in solche Gefahr an Leib und Seele zu begeben. Das war ihnen herzlich leid, denn sie hatten ihn lieb, und sprachen: Ach mein Herr Fauste, wes habt ihr euch geziehen, daß ihr so stille geschwiegen und nichts offenbart habt: wir würden euch durch gelehrte Theologen aus dem Netz des Teufels errettet und gerissen haben. Nun aber ist es zu spät und euerm Leib und eurer Seele schädlich. Doktor Faustus antwortete, er hätte es nicht thun dürfen, obschon er es oft im Sinne gehabt, sich zu gottseligen Leuten zu wenden, und Rat und Hülfe zu suchen; wie mich mein Nachbar angesprochen, daß ich seiner Lehre folgen, von der Zauberei abstehen und mich bekehren sollte. Als ich aber dessen schon willens war, kam der Teufel und wollte mit mir fort, wie er diese Nacht thun wird, und sagte, sobald ich mir die Bekehrung zu Gott wieder vorsetzen würde, wollte er mir den Garaus machen. Als sie solches von Faustus vernommen, sagten sie zu ihm: Dieweil nun nichts anderes zu erwarten sei, solle er Gott anrufen,

ihn um seines lieben Sohnes Jesu Christi willen um Verzeihung bitten und sprechen: Ach Gott, sei mir armen Sünder gnädig, geh nicht mit mir ins Gericht, denn ich kann vor dir nicht bestehen. Wiewohl ich dem Teufel den Leib muß lassen, so wollest du doch die Seele erhalten; vielleicht würde dann Gott etwas wirken. Da sagte er ihnen zu, er wolle beten; es wollte ihm aber nicht gelingen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, denn daß sie ihm verziehen werden möchten: also gedachte er auch immerdar, er hätte es mit seiner Verschreibung zu grob gemacht. Diese Studenten und gute Herren, als sie Faustum gesegnet, weinten sie und umarmten einander; Doktor Faustus aber blieb in der Stube. Und da die Herren sich zu Bette begaben, konnte keiner recht schlafen, zumal sie den Ausgang hören wollten. Es geschah aber zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht, daß gegen das Haus her ein großer ungestümer Wind sich erhub, der das Haus an allen Seiten umgab, als ob er alles zu Grunde richten und das Haus zu Boden reißen wolle. Die Studenten meinten darob zu verzagen, sprangen aus dem Bette und huben an einander zu trösten, wollten aber nicht aus der Kammer; der Wirt lief aus seinem in ein anderes Haus. Die Studenten lagen nahe bei der Stube, darin Doktor Faustus war; da hörten sie ein greuliches Pfeifen und Zischen als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlichen Würmer wäre. Indem geht Doktor Fausti Stubenthür auf, er fängt an Mordio und um Hülfe zu schreien, aber kaum mit halber Stimme; bald darnach hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, und die Studenten die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, gingen sie in die Stube, darin Doktor Faustus gewesen war; sie fanden aber keinen Faustus mehr und nichts als die Stube voller Bluts gespritzt und das Hirn an den Wänden klebend, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne da, ein greulich und erschrecklich Spektakel. Da fingen die Studenten an ihn zu beklagen und zu beweinen und allenthalben zu suchen. Zuletzt aber fanden sie seinen Leib draußen auf dem Miste liegen, welcher greulich anzusehen war, da ihm der Kopf und alle Glieder schlotterten.

Diese Magister und Studenten, die bei Doktor Fausti Tod gewesen, haben so viel erlangt, daß man ihn in diesem Dorfe begraben hat. Darnach sind sie wieder gen Wittenberg und in Doktor Fausti Behausung gegangen, wo sie seinen Famulum Wagner gefunden haben, der sich seines Herrn halber übel gebärdete. Sie fanden auch diese, Doktor Fausti Historie, aufgezeichnet und von ihm geschrieben, wie vorher gemeldet, bis auf sein Ende, welches von obengenannten Studenten hinzugethan ward, von dem zu geschweigen, was sein Famulus hinzugethan, von dem auch ein neues Buch ausgeht. Desgleichen an demselben Tage ist die verzauberte Helena samt ihrem Sohn nicht mehr vorhanden gewesen, sondern verschwunden. Es ward auch forthin in seinem Hause so unheimlich, daß niemand darin wohnen konnte. Doktor Faustus erschien auch seinem Famulus leibhaftig bei der Nacht und offenbarte ihm viele heimliche Dinge. So hat ihn auch bei Nacht zum Fenster herausgucken gesehen, wer vorübergegangen ist.

Also endet die ganze wahrhaftige Historie und Zauberei Doktor Fausti, daraus ein jeder Christ, sonderlich aber die eines hoffärtigen, stolzen, vorwitzigen und trotzigen Sinnes sind, lernen mag, Gott zu fürchten, Zauberei, Beschwörung und anderes Teufelswerk zu fliehen, so Gott ernstlich verboten hat, und den Teufel nicht zu Gast zu laden, noch ihm Raum zu geben, wie Doktor Faustus gethan hat, indem uns hier ein erschreckliches Exempel an seiner Verschreibung vorgebildet ist. Gott allein anzubeten, ihm zu dienen und ihn zu lieben von ganzem Herzen und ganzer Seele und mit allen Kräften und dagegen dem Teufel und allem seinen Anhang abzusagen und mit Christo ewig selig zu werden, Amen, Amen: das wünsche ich einem jeden von Grund meines Herzens. Amen.

Literatur: A. Kühne, Wortgetreuer Abdruck der editio princeps des Spies'schen Faustbuches vom Jahre 1587. — W. Scherer, Das älteste Faustbuch; 1884. — Kuno Fischer, Goethes Faust nach seiner Entstehung, Idee und Komposition; 1887. — K. Simrock, Faust, das Volksbuch und das Puppenspiel. — J. Scheibele, Das Kloster, Bd. 2, 3 und 5; 1846—1848. — C. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000—000. —

21. Das Kirchenlied. 300—1600

Aus Wackernagels „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts," und aus den lateinischen und deutschen Kirchenliedern in neuhochdeutscher Übersetzung von Simrock.

Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn alle Welt! Psalm 96, 1.

1. Hymnus vespertinus.

Von dem h. Ambrosius, † 397.

O lux beata, trinitas
Et principalis unitas,
Iam sol recedit igneus:
Infunde lumen cordibus.

Te mane laudum carmine
Te deprecemur vesperi,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet saecula.

1. Abendlied.

Dreieinigkeit, holdselger Schein,
In drei Personen eins allein;
Die Sonne strahlt uns länger nicht:
In unsre Herzen gieß dein Licht.

Wir preisen dich zur Morgenstund,
Am Abend preist dich unser Mund:
Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Sind Preis und Ehre dir geweiht.

2. Antiphona in vigilia Pentecostes.

10. oder 11. Jahrhundert.

Veni, sancte Spiritus,
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti.
Alleluja, Alleluja.

2. Anrufung des heiligen Geistes.

Komm hernieder, heiliger Geist,
Erfülle deiner Gläubigen Herz und Sinn,
Entzünde deiner Liebe Glut in ihnen
Der du die Vielheit der Völker und Zungen
Zur Einheit des Glaubens vereinigt hast.
Halleluja, Halleluja.

3. Antiphona de morte.

Von Notker Balbulus, † 912.

Media vita
In morte sumus.
Quem quaerimus adiutorem,
Nisi te, Domine?
Qui pro peccatis nostris
Juste irasceris.
Sancte Deus, sancte fortis,
Sancte et misericors salvator:
Amarae morti ne tradas nos.

3. Vom Tode.

Mitten im Leben
Sind wir vom Tod umfangen:
Willst du nicht Hülfe geben,
Wo sollen wir Trost erlangen?
Herr, den unsre Missethat
Mit Recht erzürnet hat.
Heiliger Gott, allmächtiger Gott,
Erhabner, barmherziger Heiland:
Gieb uns nicht preis dem bitteren Tod.

4. De die judicii (verkürzt).

Von Thomas von Cälano.
Aus dem 13. Jahrhundert.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David et Sibylla

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulchra regionum
Coget omnes ante thronum

Mors stupebit et natura,
Quum resurget creatura
Judicanti responsura.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit!

Quid sum miser tunc dicturus,
Quem patronum rogaturus,
Cum vix justus sit securus?

4. Vom jüngsten Tage.

Tag des Zornes, Tag voll Bangen,
Schaust die Welt in Glut zergangen
Wie Sibyll und David sangen.

Welch Entsetzen wird da walten,
Wenn der Richter kommt zu schalten,
Streng mit uns Gericht zu halten!

Die Posaun' im Wundertone
Sprengt die Gräber jeder Zone,
Fordert alle hin zum Throne.

Staunend sehen Tod und Leben
Sich die Kreatur erheben,
Rechenschaft dem Herrn zu geben.

Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Da ist alles eingetragen,
Welt, daraus dich zu verklagen.

Sitzt der Richter dann und richtet,
Wird was dunkel war gelichtet,
Keine Schuld bleibt ungeschlichtet.

Ach, was werd' ich Armer sagen,
Wessen Schutz und Rat erfragen,
Da Gerechte selber zagen?

Rex tremendae majestatis!
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis!

Justae judex ultionis,
Donum fac remissionis
Ante diem rationis.

Preces meae non sunt dignae,
Sed tu, bone, fac benigne,
Ne perenni cremer igne.

Oro supplex et acclinis
Cor contritum quasi cinis:
Gere curam mei finis!

König furchtbar hoch erhaben!
Frei sind deiner Gnade Gaben:
Wolle, Gnadenbronn, mich laben!

Richter du gerechter Rache,
Übe Gnad' in meiner Sache
Eh' der Rache Tag erwache.

Zwar unwürdig ist mein Flehen,
Doch laß Gnade mild ergehen
Vor des ew'gen Feuers Wehen.

Mit zerknirschtem Herzen wende
Ich im Staub zu dir die Hände:
Gönne mir ein selig Ende!

5. Stabat Mater (verkürzt).

Von Jacobus de Benedictis, † 1306.

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius,
Cuius animam gementem,
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti!
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas incliti.

Quis est homo, qui non fleret,
Matrem Christi si videret
In tanto supplicio?
Quis non posset contristari,
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio.

Pro peccatis suae gentis
Vidit Jesum in tormentis
Et flagellis subditum,

5. Stabat Mater.

Stand die Mutter voller Schmerzen,
Weinte bei dem Kreuz von Herzen,
Wo der Sohn den Tod erlitt.
Ihre Seele voll Verzagens,
Voll der Seufzer, voll des Klagens
Bittern Leides Schwert durchschnitt.

O, wie traurig, grambeladen
Hochgesegnet Weib der Gnaden,
Das den Eingebornen trug!
Klagerhebend, sich ergebend,
Angsterbebend, nun erlebend
Des erhabnen Sohnes Pein.

Wo ein Auge, das nicht taute,
Wenn es Christi Mutter schaute
Von so herber Qual ereilt?
Wer gewahrte sonder Schauer
Hier der frommen Mutter Trauer,
Die des Sohnes Schmerzen teilt?

Für des Volkes Sündenschulden
Sieht sie Jesum Marter dulden
Und der Geißel bittre Not,

Vidit suum dulcem natum
Morientem, desolatum,
Dum emisit spiritum.

Sieht den süßen Sohn verderben,
Sieht ihn so verlassen sterben,
Sterben hier am Kreuz den Tod.

Eia mater, fons amoris!
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam.
Fac, ut ardeat cor meum
In amando Christum Deum,
Ut sibi complaceam.

O, du Mutter, Born der Gnaden!
Laß im wilden Schmerz mich baden,
Mit dir trauern Tag für Tag.
Mach, daß mein Gemüt entbrenne,
Daß es Christum lieb' und kenne,
Ich auch ihm gefallen mag.

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Gieb mir Christi Kreuz zur Stütze,
Daß mich Christi Tod beschütze,
In der Gnadenglut geweiht
Schaffe, wenn der Leib erstorben,
Daß der Seele wird erworben
Paradieses Herrlichkeit.

6. Ein' feste Burg ist unser Gott.

Von Dr. Martin Luther. 1529.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte, böse Feind,
Mit Ernst ers jetzo meint.
Groß' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist,
Auf Erd'n ist nicht seins gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst auserkoren.
Fragst du auch, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein andrer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht zu sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürste dieser Welt,
Wie sauer er sich's stellt,
Thut er uns doch nichts;
Das macht, er ist gericht't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und kein'n Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehre, Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

7. Aus tiefer Not schrei' ich zu dir.

Von Dr. Martin Luther. 1524.

Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhör mein Rufen.
Dein gnädig Ohr neig her zu mir
Und meiner Bitt' es öffne.
Denn so du willst das sehen an,
Was Sünd und Unrecht ist gethan,
Wer kann, Herr, vor dir bleiben?

Bei dir gilt nichts denn Gnad' und Gunst,
Die Sünde zu vergeben.
Es ist doch unser Thun umsonst
Auch in dem besten Leben.
Vor dir sich niemand rühmen kann.
Es muß dich fürchten jedermann
Und deiner Gnaden leben.

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen.
Auf ihn mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen,
Die mir zusagt sein wertes Wort:
Das ist mein Trost und treuer Hort,
Des will ich allzeit harren.

Und ob es währt bis in die Nacht
Und wieder bis zum Morgen,
Soll doch mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So thu' Israel rechter Art,
Das aus dem Geist erzeuget ward
Und seines Gottes harre.

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnade.
Sein' Hand zu helfen hat kein Ziel,
Wie groß auch sei der Schade.
Er ist allein der gute Hirt,
Der Israel erlösen wird
Aus seinen Sünden allen.

8. Vom Himmel hoch da komm ich her.

Von Dr. Martin Luther. 1535.

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch gute neue Mär,
Der guten Mär bring ich so viel
Davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n,
Ein Kindelein so zart und fein,
Soll eure Freud' und Wonne sein.

Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

Es ist der Herr Christ, unser Gott,
Der will euch führ'n aus aller Not,
Will euer Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein so schlecht.
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Sei willkommen, du edler Gast,
Die Sünder nicht verschmähet hast,
Und kommst ins Elend her zu mir,
Wie soll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
Wie bist du worden so gering,
Daß du da liegst auf dürrem Gras
Davon ein Rind und Esel fraß.

Und wär' die Welt viel mal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit,
So wär sie doch dir viel zu klein
Zu sein ein enges Wiegelein.

Ach mein herzliebes Jesulein,
Mach dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daß ich nimmer vergesse dein.

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen einigen Sohn.
Des freuet sich der Engel Schar
Und singen uns manch neues Jahr.

9. Allein Gott in der Höh' sei Ehr.

Von Nikolaus Decius. † 1541.

Allein Gott in der Höh' sei Ehr
Und Dank für seine Gnade,
Darum daß nun und nimmermehr
Uns rühren kann ein Schade.
Ein Wohlgefallen Gott an uns hat,
Nun ist groß Fried ohn Unterlaß,
All Fehd' hat nun ein Ende.

Wir loben, preisen, anbeten dich
Für deine Gnad'; wir danken,
Daß du, Gott Vater, ewiglich
Regierst ohn' alles Wanken.
Ganz ungemessen ist deine Macht,
Es geschieht, was dein Will' hat gedacht,
Wohl uns des feinen Herren.

O Jesu Christ, Sohn eingeborn
Deines himmlischen Vaters,
Versöhner der'r, die war'n verlor'n,
Du Stiller unsers Haders,
Lamm Gottes, heiliger Herr und Gott,
Nimm an die Bitt' von unsrer Not,
Erbarm dich unser. Amen.

O heilger Geist, du höchstes Gut,
Du allerheilsamster Tröster,
Vor Teufels Gewalt fortan behüt
Die Jesu Christ erlöset
Durch große Marter und bittern Tod.
Abwend all unsern Jammer und Not.
Dazu wir uns verlassen.

10. In Christi Wunden schlaf ich ein.

Von Paul Eber. 1511—1569.

In Christi Wunden schlaf ich ein,
Die machen mich von Sünden rein.
Ja, Christi Blut und Herrlichkeit
Ist mein Ornat und Ehrenkleid.

Damit will ich vor Gott bestehn.
Wenn ich zum Himmel thu eingehn.
Mit Fried und Freud fahr ich dahin,
Ein Kind Gottes ich allzeit bin.

Dank hab, mein Tod, du förderst mich,
Ins ewige Leben wandre ich
Mit Christi Blut gereinigt fein.
Herr Jesu, stärk den Glauben mein.

11. O Lamm Gottes, unschuldig.

Von Nikolaus Decius.

O Lamm Gottes, unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet,
Allzeit gefunden geduldig,
Wiewohl du wurdest verachtet:
All Sünd' hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm dich unser, o Jesu.

[So zweimal wiederholt, in der 3. Strophe mit dem Schlußverse: Gieb uns deinen Frieden, o Jesu. Amen.]

12. Was mein Gott will, gescheh' allzeit.

Von Markgraf Albrecht zu Brandenburg. 1490—1557.

Was mein Gott will gescheh' allzeit.
Sein Will' ist doch der beste;
Zu helfen ist er dem bereit,
Der an ihn glaubet feste.
Er hilft aus Not
Der fromme Gott,
Er tröstet ohne Maßen.
Wer Gott vertraut,
Fest auf ihn baut,
Den will er nicht verlassen.

Gott ist mein Trost und Zuversicht,
Mein' Hoffnung und mein Leben,
Dem was mein Gott mir auferlegt
Will ich nicht widerstreben.
Sein Wort spricht zwar:
All deine Haar
Er selber hat gezählet.
Er hüt't und wacht,
Fleißig für uns tracht,
Auf daß uns ja nichts fehle.

Drum will ich gern von dieser Welt
Abscheiden in Gottes Willen.
Wenns mein Gott will, wenn's ihm gefällt,
Will ich ihm halten stille.
Meine arme Seel
Ich Gott befehl
In meiner letzten Stunde.
Du frommer Gott,
Sünd, Höll und Tod
Hast du mir überwunden.

Lob, Ehr und Dank sei dir gesagt,
Du Vater aller Gnaden,
Der uns seinen Sohn gegeben hat,
Damit auf ihn geladen
Der ganzen Welt Sünd.
O Menschenkind,
Thu du das recht bedenken.
Schick dich darein
Dankbar zu sein,
Was dir Gott thut selbst schenken.

13. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr.

Von Martin Schalling. 1532—1608.

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr.
Ich bitte, sei von mir nicht fern
Mit deiner Güt und Gnaden.
Die ganze Welt nicht freuet mich,
Nach Erd' und Himmel frag ich nicht,
Wenn ich nur dich kann haben.
Und wenn mir gleich mein Herz zer=
bricht,
Bist du doch meine Zuversicht,
Mein Teil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlöst.
Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr,
In Schanden laß mich nimmermehr.

Es ist, Herr, dein Geschenk und Gab
Mein Leib und Seel und was ich hab
In diesem armen Leben,
Damit ich's brauch zum Lobe dein,
Zu Nutz und Dienst des Nächsten
mein;
Wollst mir dein' Gnade geben.
Behüt mich, Herr, vor falscher Lehr,
Vor Satans Mord und Lügenwehr,
In allem Kreuz erhalte mich,
Auf daß ich's trag geduldiglich.
Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr,
In Schanden laß mich nimmermehr.

Ach Herr, laß dein lieb Engelein
An meinem End mein Seelelein
In Abrahams Schoß tragen.
Der Leib in sein'm Schlafkämmerlein
Gar sanft ohn' alle Qual und Pein
Ruh bis zum jüngsten Tage.
Alsdann vom Tod erwecke mich,
Daß meine Augen sehen dich
In aller Freud, o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenthron.
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich.

Literatur: Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrhunderts, 1864. — K. Simrock, Lauda Sion, Auswahl der schönsten lateinischen Kirchenhymnen in deutscher Übersetzung, 1868. — G. Schleusner, Luther als Dichter, 1883. — E. Wenckebach, Deutsche Literaturgeschichte II, S. 000–000.



Martin Luther
Thor hammer verglich
grosse geliebt by people
backing & in consideration
sehr gelehrt
einen starken Wille
fleissig
vorsichtig
no fear for Papistum
he had a great message
was not afraid to say it
Strong German in his
übersetzung
Verehrung für Gott.
Liebe zu Gott und Deutschland
made him translate
Freidenken mann
Gegen Ablass ein Mann des Volkes
near to the people Liebe und
understand. weil er war ein Bauer

Sarcasmus Freytag.
kein
independent

So furchtlos das er geht zu weit
und is rough. weil er [illegible]
nicht selbstsüchtig he took no
money for
his work.

sehr viel Humor
Stolz 232
Selbstgefühl seine [illegible]
parties.

Sein Gefühl 237

